



Michael Prosser-Schell, Maria Erb (Hg.)

Die Renaissance der ruralen Architektur

Fünf Beiträge zu traditionellen vernakularen
Hausformen im östlichen Europa

ivDE FREIBURG

WAXMANN

Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde
der Deutschen des östlichen Europa

Band 23

Michael Prosser-Schell, Maria Erb (Hg.)

Die Renaissance der ruralen Architektur

Fünf Beiträge zu traditionellen
vernakularen Hausformen
im östlichen Europa



Waxmann 2022
Münster • New York

Finanziert aus Mitteln des Ministeriums des Inneren, für Digitalisierung und Kommunen, die der Landtag Baden-Württemberg bereitgestellt hat.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISSN 2198-0659

Print-ISBN 978-3-8309-4382-2

E-Book-ISBN 978-3-8309-9382-7

© Waxmann Verlag GmbH, Münster, 2022

www.waxmann.com

info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Christian Aeverbeck, Münster

Umschlagabbildung: Eine Collage aus Fotografien von Maria Erb, Aušra Feser, Irmgard Sedler, Jörg Stadelbauer.

Satz: Stoddart Satz- und Layoutservice, Münster

Inhalt

<i>Michael Prosser-Schell/Maria Erb</i> Einbegleitung	7
<i>Maria Erb</i> Feked: „Kleinod der ungarndeutschen Baukultur“ – und vieles mehr	19
<i>Michael Prosser-Schell/Ágnes Tóth</i> Wo wohnen? Rückgabe, Bild und Bedeutung ländlicher Häuser nach der Wiedererlangung des Status einer Nationalen Minderheit bei den Ungarndeutschen	93
<i>Irmgard Sedler</i> Zur Geschichte vernakularer Architektur im Siedlungsgebiet der Siebenbürger Sachsen. Revitalisierung am Beginn des 21. Jahrhunderts (2000–2019)	141
<i>Jörg Stadelbauer</i> Ländliche Räume in Georgien: Erhalt von kulturellem Erbe, Verfall oder postsozialistische Transformation?	199
<i>Michael Prosser-Schell unter Mitarbeit von Aušra Feser</i> Fischerhäuser in Neringa-Nida. Kargheit und Ästhetik auf der Kurischen Nehrung	237
Autorinnen und Autoren	309

Einbegleitung

Die auslösende Idee zu diesem Buch entstand während eines Forschungs- und Lehraustauschs des IVDE Freiburg mit dem Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität Budapest. Seinerzeit im Sommersemester 2017 diskutierten wir über die zeichenhafte Funktion des im 19. Jahrhundert etablierten Architekturstils der dörflich-bäuerlichen „Schwabenhäuser“ in Ungarn. Seit den ausgehenden 1950er-Jahren – als auch in den ungarndeutschen Dörfern die Modernisierung, der Wunsch nach mehr Wohnkomfort Einzug hielt – werden Wohnhäuser in diesem Stil nicht mehr neu errichtet. Doch konnten und können solche dinglichen Zeugnisse, jenseits der Verbal-sprache, als symbolische Sachkultur aufgefasst und als bildlich-expressives Merkmal der verfassten Minderheit eingesetzt werden: besonders in einer Zeit, in der das zentrale Kernelement der Kultur der ungarndeutschen Minderheit, der alltägliche Gebrauch ihrer Dialekte, sich auf die nunmehr älteste Generation beschränkt,¹ parallel dazu aber verschiedene kulturelle Reprä-sentationsformen wie Tracht, Tanz, Musik, (meist) revitalisiertes Brauch-tum und neu gegründete (Gastro-)Feste als identitäts- und gemeinschafts-stiftende Merkmale deutlich in den Vordergrund rücken.² Zu diesen gehört zusehends auch das bauliche Kulturerbe: Wohn- und Presshäuser werden von den Besitzern vielerorts renoviert, Umbauten rückgängig gemacht, funktions-los gewordene Wirtschaftsgebäude neuen Verwendungszwecken zugeführt; auch die Ortsbilder³ der Siedlungen sind immer mehr auch auf Erhalt aus-gerichtet, sie nutzen zudem auch die Möglichkeit, bestimmte Gebäude unter lokalen Denkmalschutz zu stellen.⁴

1 Vgl. dazu u. a.: Bindorffer 2005; Knipf 2001, 2003; Erb 2010.

2 Man vergleiche dazu die Diskrepanzen bei den Bekenntnisdaten der Volkszählung aus dem Jahre 2001: 33.192 Personen gaben Deutsch als Muttersprache an, 62.233 Personen bekannten sich zur deutschen Nationalität, 53.040 Personen verwenden Deutsch im Familien- und Freundeskreis, doch eine Bindung an deutsche Kulturwerte und Traditionen – die Frage wurde nur bei diesem Zensus 2001 ge-stellt – bekundeten 88.416 Personen.

3 Das Gesetz LXXIV. aus dem Jahre 2016 verpflichtet die Gemeinden zur Erstellung eines Ortsbildes.

4 In diesem Zusammenhang muss auch der Initiative der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen zur Errichtung von Ungarndeutschen Ortslehrpfaden eine nicht unwesentliche Rolle zugeschrieben werden. Die bisher erstellten elf „thematischen Wanderwege“ führen über sechs bis acht Stationen durch die jeweilige Siedlung und machen die Besucher mit der Geschichte und dem einschlägigen, darunter auch dem baulichen Kulturerbe des örtlichen Ungarndeuschturns vertraut. 2019 gesellte sich dazu der Ungarndeutsche Landeslehrpfad in Baje/Baja mit den gleichen

Wie aber das Ensemble von „Schwabenhäusern“ eines ganzen Dorfes nicht nur denkmalhaft-museal, sondern dezidiert zum Wohnen und zum Darinleben erhalten, restauriert und saniert worden ist, vermittelt der erste Beitrag in unserem Band von *Maria Erb* über die Gemeinde Feked in der nordöstlichen Baranya. Es stellte sich hier die Frage, auf welche (orts-)geschichtlichen Grundlagen sich eine solche gemeindeübergreifende, jahrelange Instandsetzung und Restaurierung beruft und mit welchen konkreten kulturellen Bezugspunkten die baulichen Maßnahmen begründet werden? Und wie sah die Eigeninitiative im Dorf selbst aus? Welche Institutionen wurden gegebenenfalls zur Unterstützung herangezogen? Was passierte konkret seit wann? Nur eine empirisch-systematische Studie, synchron *und* diachron durchgeführt, bis zurück zur Basis der Ansiedlungszeit, vermag eine solche Häusersanierung im ungarndeutschen ruralen Architekturstil in ihren wesentlichen Facetten zu erhellen – bis hin zu dem aktuell beobachtbaren Tatbestand, dass neben alteingesessenen Einheimischen nunmehr neue Hausbesitzer und (Ferienhaus-)Teilzeitbewohner nicht nur aus Deutschland, sondern auch international aus anderen europäischen Ländern (Belgien, Niederlande, Österreich, Schweden) in die alten, renovierten Dorfbauten Südungarns einbezogen sind.⁵

Der zweite Beitrag des vorliegenden Bandes nimmt ebenfalls Häuser der Ungarndeutschen in den Fokus: In der Zeitphase nach dem Zweiten Weltkrieg, nach der Wiedererlangung der staatsbürgerlichen Rechte sowie des Nationale-Minderheit-Status ging es zunächst um die Rückgabe der Wohn- und Wirtschaftshäuser *überhaupt*: Die Untersuchung von *Michael Prosser-Schell* und *Ágnes Tóth* widmet sich der im deutschsprachigen akademischen Forschungs- und Publikationskreis bisher kaum behandelten Frage, wie die Ungarndeutschen seit den 1950er-Jahren nachdrücklich versuchten, ihren zuvor enteigneten Hausbesitz zurückzuerhalten. Dies war, nach dem Ausweis neuer archivalischer und minderheitspublizistischer Quellen, das neben dem Problem der Familienzusammenführung wichtigste Anliegen der Ungarndeutschen und steht als solches hier zur Darstellung an.

Zielsetzungen, aber auf Ebene der ganzen Volksgruppe. Beide Projekte werden vom Bundesministerium des Innern gefördert. Für weitere Informationen s.: <https://lehrpfad.hu/>.

- 5 Ein im weiteren Zusammenhang besonders interessierendes Beispiel bietet auch das unweit von Feked gelegene Dorf Gereschlak/Geresdlak mit der heute größten finnischen Gemeinschaft in Ungarn (an die 100 Personen). Ihre Zuwanderung begann 2002, zurzeit haben 30 Häuser finnische Besitzer, die sich jährlich mehrere Monate im Dorf aufhalten. Sie wurden von der Ortsgemeinschaft gut aufgenommen und haben sich schnell integriert: Der Name einer Straße, in der viele Finnen wohnen, ist seit 2008 sogar zweisprachig ausgeschildert, neben ungarisch (*Liliom utca*) auch finnisch (*Liljakatu*). Vgl. dazu: Páchné Heltai 2020.

Der signalhaft-repräsentative, ästhetische Aspekt der „Schwabenhäuser“ für die ungarndeutsche Minderheitskultur kam dann als Bild in der einschlägigen Publizistik zur Geltung, als diese klassischen „Schwabenhäuser“ gar nicht mehr gebaut, sondern stattdessen seit den ausgehenden 1950er-Jahren die ethnisch indifferenten, standardisierten „Kocka“-Häuser (Würfel-Häuser)⁶ errichtet und favorisiert wurden. (Diese Würfel-Häuser waren keine eigentlichen Bauernhäuser mehr, da die Sachkultur der Ökonomie, wie Stallungen, Speicher, Arbeitsgerätebestand, Maschinen nunmehr in der LPG-Zentrale der ländlichen Kollektivwirtschaft konzentriert werden sollte.)

Durch den zusätzlich vorgenommenen Vergleich mit der gleichzeitigen Wohnsituation der nach Deutschland vertriebenen Ungarndeutschen zeigt sich, dass auch in den Ankunftsgebieten Süddeutschlands planmäßig neue Familienhäuser und Reihenhäuser entstanden – ebenfalls nicht mehr als Bauernhäuser (weil die beruflichen Anforderungen nun andere geworden waren⁷), oft aber auch mit Gartenland und Kleintierzuchtanlagen. Die deutschsprachige Volkskunde/Kulturanthropologie spricht hier nach wie vor von den „Neuen Siedlungen“ – nach dem Titel, den Hermann Bausinger und sein Mitarbeiterstab am Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen ihrem entsprechenden Forschungsprojekt gegeben hatten.⁸

Die eben skizzierten beiden Beiträge waren – in kleinerem Umfang – zugleich Teil des Vortrags- und Diskussionsprogramms einer internationalen Tagungsveranstaltung, die dann im Herbst 2018 am IVDE in Freiburg organisiert werden konnte und die sich den traditionellen ruralen Bauformen unter ihren historischen Bedingungen, ihrer ästhetischen und ethnografischen Wertschätzung, dem Verlust der wirtschaftlichen Funktion und ihrer Wiederentdeckung bzw. Revitalisierung mit neuen Nutzungsformen unter den beiden oben genannten, kulturellen Strukturvoraussetzungen widmete.

Die Tagung nannten wir „Renaissance der ruralen Architektur“. Dazu muss man sich zunächst in einem sehr viel größeren Kontext einmal klarmachen, dass – nach der Konstatierung Konrad Bedals – „um 1960“ eine etwa sieben Jahrhunderte dauernde Epoche des traditionellen ruralen Hausbauwesens in

6 Zu den „Kocka“-Häusern bzw. „sátor“-Häusern (Zeltdachhäusern) s. ausführlich Tamáska 2011.

7 Bestens veranschaulicht in einem in der Klientelzeitschrift „Donauschwäbischer Heimatkalender“ 1957 publizierten Essay eines betroffenen Ungarndeutschen: „Fabrikarbeiter mit Eigenheim sucht Batschkamädel“, von Wilhelm Kronfuß. IVDE Freiburg/Bibliothek, Sig. LZ 47, Jg. 1957, S. 28–34.

8 Bausinger/Braun/Schwedt 1959 [2. Aufl. 1963]; Balogh 1994; Köhle-Hezinger 1996; Decker/Trummer 2020, S. 14 (s. dort Anm. 11).

Mitteleuropa „endgültig zu Ende“ gegangen ist.⁹ Tatsächlich wurden in der Modernisierungswelle jener Jahre einige jener elementaren Charakteristika von Bauernhäusern, die *im Prinzip* bereits seit dem 13. Jahrhundert installiert waren, einem generellen und grundlegenden Wandlungsimpuls unterworfen und dabei weitgehend verdrängt und/oder landwirtschaftlich dysfunktional gemacht.¹⁰

Wesentlich war die Verdrängung zweier Charakteristika:

- 1) Die durch eine sparsame Kunstfertigkeit des Verschränkens und Verzahnens von behauenen Holz fugenlos aufgestellten hölzernen Blockbauten, die auch ohne Hilfe von Schmieden errichtet werden konnten,¹¹ wurden nicht mehr gebaut – zugunsten von Stein- und Betonhäusern, erstellt von ausgebildeten Maurern. Die zentrale, aber eben *einzig* Feuer- und Kochstelle wurde nun weitgehend durch Heizungen/Zimmeröfen ersetzt. Ausstattung mit Elektrizität (insbesondere als feuerlose Energie- und Lichtquelle) kam bei den neuen Häusern systematisch hinzu.¹²
- 2) Der Wegfall des Wirtschaftsteils (Scheunen, Stallungen, Remisen). Das ältere Haus war bestimmt vom selbständig wirtschaftenden Familienbetrieb inklusive Knechten und Mägden mit einer fundamentalen Art der Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen und von einem Arbeitsgerätebestand am/im Haus selbst, war ebenso bestimmt von körperlich-händischer Arbeit und der Arbeit mit Nutztieren. Ohne Familienbetrieb und ohne die Möglichkeit der familien-intergenerationellen Weitergabe sowohl der Gebäude selbst als auch der ergonomischen Fertigkeiten hätte ein auf Dauer angelegter Hausbau gar keinen Sinn gehabt: Die deiktische

9 Bedal 1987, S. 139, S. 143 – nach den ihm vorliegenden Befunden aus Nord- und Süddeutschland. Eine Stütze erhält diese These neuerdings durch das Werk des Schweizer Kulturhistorikers Peter Hersche in der Schweiz. Im ungarischen wissenschaftlichen Publikationskreis haben Edit Fél und Tamás Hofer (Fél/Hofer 1972) bei ihrer exemplarischen Sachkultur- und Gemeindeforschung diesen Umbruch zur selben Zeit der endenden 1950er und beginnenden 1960er-Jahre ebenfalls festgestellt.

10 Gerndt 1997, Zitat S. 113. Noch detaillierter und mit Bildbeispielen illustriert (Mitteleuropa) s. bei Konrad Bedal 1993, S. 119–132 (hier S. 119: „Alle wesentlichen Eigenheiten des mitteleuropäischen Profanbauwesens der kommenden Jahrhunderte sind [im 13. und frühen 14. Jahrhundert] bereits ausgeprägt.“ S. a. auf S. 146: „... gegen Ende der [19]60er-Jahre sind diese nach traditioneller Art ‚funktionierenden‘ Häuser in einer rasanten, wohl noch nicht dagewesenen Modernisierungswelle fast vollständig verschwunden.“ S. hierzu auch Matter 1983.

11 Die länderübergreifende Darstellung zur „Begründung Europas“ des Historikers F. Seibt verortet einige grundlegende, charakteristische Kennzeichen des Hausbaus im 13. Jahrhundert – wie etwa Seibt 2003, S. 152. Verf. beruft sich quellenmäßig insbesondere auch auf die bildlichen Darstellungen der ruralen Lebensform.

12 Seibt 2003, S. 153–154.

Weitergabe der Haushaltsführung und der handwerklichen Arbeitstechniken für jede neue Generation war das, was in *diesem* Zusammenhang *traditionell* heißt. (Und ohne eine solche Wirtschafts- und Lebensweise hätte auch eine bestimmte Art der Repräsentationsornamentik kaum so stattgefunden.)

Im Einflussbereich der Sowjetunion – und mithin in Ungarn nach der Mitte der 1950er-Jahre – sehen wir die staatlich verordnete „Industrialisierung“ der ruralen Arbeitsweise in Form von Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften und Staatsfarmen. In Ungarn war, nach ganz erheblichen Ausfall- und Verweigerungsproblemen in der Anfangszeit,¹³ die Kollektivierung 1961 weitgehend abgeschlossen (75% der rural-dörflich arbeitenden Bevölkerung waren dann in LPGs organisiert, 19% in Staatsgütern, nur noch 6,5% dieser rural-dörflich arbeitenden Bevölkerung hielten Privatbetriebe).¹⁴ Damit korrespondierten dann die bereits erwähnten „Kocka“-Häuser in den Dörfern.

In Westdeutschland hat die Habilitationsschrift von Max Matter¹⁵ das Aufkommen der Einfamilienhäuser in ländlichen Siedlungen, die nach Musterplänen rasch, relativ unkompliziert und mit Zement, Ziegelsteinen, Beton, teilweise auch mit Eisenstäben zur Stabilisierung und mit größeren Glas-scheibenfenstern, aber nun nicht mehr als Wirtschaftsgebäude¹⁶ konstruiert wurden, mittels lokaler Fallanalyse methodisch und sachlich beispielhaft dargelegt.¹⁷ Und wer als Bauherr die im 20. Jahrhundert vom Staat durchgreifend und obligatorisch eingeführten Gebäude-Feuerversicherungen für Holzbauten und Stroh-/Reetdächer mit ihren eminent höheren Policen unterschreiben muss, denkt eher zugunsten einer Zement-/Beton-/Dachziegelbauweise nach.¹⁸

Ausgangs der 1960er-Jahre, stärker noch seit den 1970er-Jahren zeigte sich jedoch gerade in Mitteleuropa – eben auch im sozialistischen Ungarn – deutlich und *prinzipiell*, dass eine kulturell-symbolische und eine andere

13 Klimó 2006, S. 101–103.

14 Klimó 2006, S. 104–105.

15 Matter 1983.

16 Matter 1983, Bd. I, S.185, s. a. den instruktiven Bildvergleich z. B. S. 189.

17 Matter 1983, hier Bd. Bd. I u. II. Matter spricht von „Moderner Bauweise dritter Stufe“ ab den 1960er-Jahren, s. Bd. II, S. 271, und schon vorher von „Moderner Bauweise zweiter Stufe“, ausgehend 19. bis erste Hälfte 20. Jahrhundert.

18 Matter 1983, hier Bd. Bd. I u. II.; s. a. den interessanten Hinweis in Bd. II, S. 260f. zur Durchsetzung der Dreschmaschinen, die im Gegensatz zum Dreschen mit Dreschfliegeln kein zur Dachdeckung geeignetes Stroh mehr produzierte; zum Rückgang der Holzbauweise zugunsten von Stein und später Beton bemerkt Matter noch, dass es für Dorfeinwohner in der Regel günstiger war, Holz nach auswärts zu verkaufen, als es selbst beim Hausbau zu verwenden.

betriebswirtschaftliche Komponente an den altgebauten Bauernhäusern relevant werden konnte: Traditionelle, vernakulare Bauernhausformen werden wegen ihrer Aussagefähigkeit als Denkmale in staatlich-finanzielle Erhaltungsprogramme aufgenommen; sie beginnen andererseits attraktiv zu werden als temporär genutzte Feriengast- oder Wochenendhäuser, weshalb sie dann teilweise restauriert und neu eingerichtet werden – wobei die neuen Nutzer/Besitzer oder auch die Pächter und Mieter gegebenenfalls denkmal-schützende Maßnahmen und Verpflichtungen eingehen, um noch vorhandene, historische Bausubstanz stehen zu lassen.

Die Aktivitäten der Renovierung und Restaurierung haben – auch bei steigender Professionalisierung übrigens – durchaus ihre Attraktivität bis in unserer Gegenwart behalten.

Der Beitrag von *Irmgard Sedler* im vorliegenden Band stellt die Geschichte der vernakularen Architektur im Siedlungsraum der Siebenbürger Sachsen und die Revitalisierung dieser Architektur in den 1990er- und 2000er-Jahren dar. Hier setzte eine ins Rigorose gewendete Vereinheitlichung der Hausbauten, der so genannte „Beton-Brutalismus“, erst in den 1980er-Jahren während der Ceaușescu-Ära zwanghaft bestimmend ein, was zugleich die vollständige Auflassung der Dorfarchitektur bewirken sollte.

Die charakteristische, ethnisch plurifizierte Siedlungsweise in Siebenbürgen hatte sich während des 19. und frühen 20. Jahrhunderts voll entfalten können; der Beitrag Sedlers konzentriert sich auf das siebenbürgisch-sächsische Haus und seine Einrichtung mit allen funktionalen und repräsentativen Arbeits- und Wohnungsgegenständen. Es kam, wie die Verfasserin zeigt, in der Nachkriegszeit – oder materiell gesprochen: in der Zeit der sozialistischen Planwirtschaft mit ihren LPGs und Staatsfarmen – nur zu sehr wenigen Wohnungs-Neubauten, die das herkömmliche Dorfbild kaum beeinflussten. Während der späteren 1970er und in den 1980er-Jahren wanderte der überwiegende Teil der deutschen Nationalen Minderheit aus Rumänien in die Bundesrepublik Deutschland aus. Die Revitalisierung von vernakularen Bauernhäusern konnte erst deutlich nach dem Systemwechsel in Rumänien geschehen – dies sowohl für die Produktion landwirtschaftlicher Güter wie auch für die Ermöglichung eines einschlägigen Fremdenverkehrs („Agrartourismus“).

Als besondere und idiographisch instruktive Fallbeispiele von geschlossenen ruralen bzw. traditionell-vernakularen Dorfbauensembles wählt Sedlers Beitrag zum einen das Dorf Viscri/Deutsch Weißkirch aus, ein Ort, dessen sich die Prince-Charles-Stiftung intensiv angenommen hat und der seit 1999 auf der UNESCO-Welterbe-Liste steht. Zwei weitere Beispiele sind die Orte

Richiș/Reichendorf und Veseud/Zied, an denen die teilweise Auflassung in den 1970er-Jahren konkret dokumentiert und die Revitalisierung zu einem auch ferien-attraktiven Weichbild von „Dörflichkeit“, zumal mit der Restaurierung der wahrzeichenhaften Kirchenburgen, durch Forschungsaufenthalte der Verfasserin festgehalten werden konnten.

Im Prinzip dieselbe Themenstellung – Wiederentdeckung und Wiederverwertung alter traditioneller Häuser nach der postsozialistischen Transformation – eignet dem Beitrag von *Jörg Stadelbauer* über ländliche Räume in Georgien. Hier hatte die Kollektivierung und Vereinheitlichung des ruralen Haubaustils mit gleichzeitiger Abkehr vom traditionellen Baustil bereits in den 1920er Jahren eingesetzt.

Der Beitrag widmet sich aus kulturgeografischer Sicht schwerpunktmäßig der Rückbesinnung auf die prä-sozialistischen georgischen Dorfszenarien mit ihren einzigartigen Turmwohnungen und ihren ebenso einzigartigen Sakralbauten nach der großen postsozialistischen Transformation. Und auch hier werden Befunde, Einsichten und Erkenntnisse präsentiert, wo und wie man der traditionellen ruralen Bausubstanz entweder den Denkmalschutz, in bedeutenden Einzelfällen sogar den UNESCO-Welterbe-Schutzstatus, angeeignet lässt oder sie zur Beförderung eines besonderen Images für potentielle, auch im Kaukasus wachsende Tourismusgebiete wiederentdeckt und sie entsprechend (um-)gestaltet oder in fernab entlegenen Gebirgsresiduen einfach als Rückzugskern für Menschen erhält, die nun die Berufsarbeitsmigration in städtische Zentren auf sich nehmen (müssen) und temporär zurückkehren. Eine besondere Pointe des Aufsatzes, die nur wenigen Lesern im deutschsprachigen Publikationskreis bekannt sein dürfte, besteht darin, dass auch in Georgien „Schwabenhäuser“ zu finden sind, errichtet von Einwanderfamilien aus Württemberg und ihren Nachfahren seit dem frühen 19. Jahrhundert. Eine während des II. Weltkriegs durch Josef Stalin veranlasste systematische Deportation hat den „schwäbischen“ Kolonien ein Ende gemacht; noch immer aber stehen in Georgien, auch in Aserbaidschan und Armenien etliche ihrer alten Häuser – zum Teil mit den aus georgischem Baustil adaptierten Balkonfassaden ausgestattet, denen gegenwärtig ebenfalls denkmalpflegerische Restaurierungsbemühungen gelten.

Auch der Beitrag am Ende des Bandes von *Michael Prosser-Schell* und *Aušra Feser* über den Fischerhaus-Stil von Nida/Nidden, einem Ort auf der Kurischen Nehrung an der Ostseeküste Litauens, versucht, den großen chronologischen Bogen von der kargen und prekären Fischersiedlung im 18. Jahrhundert über die ästhetische Entdeckung im 19. Jahrhundert – hier spielte die dort gegründete Künstlerkolonie eine ganz besondere Rolle – und die Zeit

der sozialistischen Kollektivierung bis zur Situation der Gegenwart zu schlagen: Die dortige Holzarchitektur im Fischerhaus-Stil ist heute in das Schutzsystem eines Nationalparks sowie – seit dem Jahr 2000 – in den *UNESCO-Welterbe*-Status eingebunden. Auf der Nehrung hat der alte Fischerhaus-Stil seine ethnologisch-semiotische Komponente behalten und wird noch gegenwärtig als kurischer oder „preußischer“ einheimischer Baustil identifiziert (obwohl die kurischen und ostpreußischen Bewohner bis 1960 durch Flucht, Vertreibung und Umsiedlung fast alle die Nehrung verlassen hatten).

Gerade hier aber lässt sich nun eine neuartige, weitere Architektur-Renaissance gut beobachten, wenn mit den aus der vorindustriellen Vergangenheit bekannten Materialien und Stilformen und unter Berufung auf „traditionell“-rurale bzw. vernakulare Bauverfahren auch *neue* Häuser errichtet werden. Diese Bauverfahren werden nicht im Sinne von Denkmalpflege, sondern vielmehr von Modernisierungsabsichten angewendet: *Neu* heißt tatsächlich, dass diese Materialien, Formen und Verfahren ihren Wert auf Fortschritts- und Zukunftsentwicklung hin zugesprochen bekommen, nicht mehr vorrangig aus nostalgischen, musealen oder reminiszenzhaften Gründen. Einen Überblick im globalen Zusammenhang gibt hierzu das von 124 internationalen Beiträgern/Beiträgerinnen bestückte und von der Mitbegründerin des *Urban and Rural Areas Resilience*-Programms Sandra Piesik herausgegebene Buch „*Habitat: Traditionelle Bauweisen für den globalen Wandel*“ [englische Ausgabe: „*Vernacular Architecture for a Changing Planet*“]. Es führt, empirisch dokumentiert, weltweit an mehrere, jeweils durch Naturbeschaffenheit und Klimateigenschaft bestimmte, separate Orte bzw. Kulturregionen mit ihren ebendort entstandenen und womöglich über viele Generationen entwickelten Materialtechniken und Hausbauweisen, setzt aber die *Welt* als Bezugssystem: Klar wird das einerseits durch die global zusammengestellten Falldarstellungen, andererseits durch mehrere programmatische Vorworttexte und Einführungssessays von Beauftragten verschiedener UN-Kulturinstitutionen, die den Vorteil der Anwendung vernakularer Architektur in einer globalen Bedeutung sehen.¹⁹ Das meint zuvorderst die Nachhaltigkeit („sustainability“) im Sinne des Einsatzes von kleinräumig, jeweils im Umkreis von etwa 40 Kilometern vorhandener und in der gegebenen Region nachwachsen könender Materialien wie Holz, Stroh oder Lehm, damit auch der Transportaufwand mit Motorfahrzeugen möglichst wenig luft- und landschaftsbelas-

19 Coleman/Fletcher 2017, S. 49, in ihrem Artikel „Der Wert des Traditionellen“: Heute „überdenken Planer, Regierungen und auch die UNO die Bedeutung sowohl der traditionellen Gestaltung und Architektur als auch des Einsatzes traditioneller und indigener Materialien in zeitgenössischen Bauten.“ Ähnlich auch der Anthropologe André Singer in seinem Vorwort: Singer 2017, S. 44; Chruszczow 2017, S. 14; s.a. Piesik 2017.

tend wirkt. Die Traditionalität bzw. Vernakularität dieser Baumaterialien und Verfahren wird dadurch bezeichnet, dass am jeweiligen Ort mit den entsprechenden Materialeigenschaften und Formen jeweils langgehegte Erfahrungen bestehen, diese aber – und das ist die Quintessenz der *Habitat*-Konzepte – können und sollen mit modernen Technologien gekoppelt und damit innovativ und dynamisch nutzbar gemacht werden.²⁰

Zugleich soll die neue Anwendung vernakularer Architektur als Differenz zu den dominierend überallhin vermittelten, nach überallhin gleichartigen Kulturangebot der Massenmedien und des Internets wirken. In der nunmehr fast total vernetzten Welt, in dieser Zeit der „digitalen Interkonnektivität“ werde, so Piesik, „unsere Wahrnehmung der einzigartigen Merkmale eines Ortes leicht beeinträchtigt“, „da wir die Welt zunehmend über Google, Touchscreen und Big Data“ betrachten und interpretieren.²¹ Mögliche „authentische Lösungen für regionale Probleme“ – etwa die nötige Identifikation mit einem wirklichen Wohnort als Beheimatung – könne aber die „wiederzuentdeckende [...] Authentizität und Besonderheit“ von differenzierten Siedlungsräumen bieten.²² Die Praxis der vorwärtsgewandten „Renaissance“ ruraler Architektur hat allerdings sicher auch damit zu tun, dass das Material Holz nunmehr durch neue technische Verfahren so aufbereitet und zugerichtet werden kann, dass es (a) dauerhaft stabil, (b) nichtentzündlich und (c) nun zu ungefähr demselben Preis oder sogar noch preiswerter hergestellt werden kann wie die Materialien Ziegel, Stahl, Zement, Beton u. ä.

All dies war Thema bei unserer Tagung und den dort gehaltenen Vorträgen – übrigens mit Fallbeispielen aus der Schweiz, aus dem Elsass und aus Baden-Württemberg. Da die Schriftenreihe, innerhalb derer der vorliegende Band erscheint, sich auf das östliche Mitteleuropa und Osteuropa zu konzentrieren hat, finden sich hier fünf ausgewählte Beispiele, die dem Profil dieser IVDE-Schriftenreihe regional entsprechen. Jeder dieser Beiträge hat durch Anregungen während und im Nachgang der Tagung sowie durch neue Befunde und Untersuchungsergebnisse wesentliche Ergänzungen und Erweiterungen erfahren und erscheint nun in erheblich größerem Umfang, als dies bei den Vortragstexten von 2018 gegeben war.

20 Piesik/Roke 2017, S. 426. Und deshalb zeigt das Buch auch diverse Bauten dieses Stils, die dezidiert nicht allein dem ländlichen Bereich zuzuordnen sind, zum Beispiel ein neues Universitätsgebäude in Nordengland (s. S. 448–451).

21 Piesik 2017, S. 19; s. a. Singer 2017, S. 44.

22 Piesik 2017, S. 19.

Literatur

- Balogh 1994 = Balogh, Balázs: Ungarndeutsche in Geretsried. In: *Ethnologia Europaea*, 24 (1994), S. 59–66.
- Bausinger/Braun/Schwedt 1959 = Bausinger, Hermann/Braun, Markus/Schwedt, Herbert: *Neue Siedlungen: volkskundlich-soziologische Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen*. Stuttgart 1959 [2. Aufl. 1963].
- Bedal 1987 = Bedal, Konrad: Zeitmarken in der traditionellen Baukultur. Ein gewagter Versuch an Hand nord- und süddeutscher Beispiele. In: Wiegmann, Günter (Hg.): *Wandel der Alltagskultur seit dem Mittelalter. Phasen – Epochen – Zäsuren*. Münster 1987, S. 139–159.
- Bedal 1993 = Bedal, Konrad: *Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur*. Bad Windsheim 1993.
- Bindorffer 2005 = Bindorffer, Györgyi: *Wir Schwaben waren immer gute Ungarn [=Ungarndeutsche Studien; 8]*. Budapest 2005.
- Chruszczow 2017 = Chruszczow, Tomasz: Vorwort. In: Piesik, Sandra (Hg.): *Habitat. Traditionelle Bauweisen für den globalen Wandel*. München 2017, S. 14–15.
- Coleman/Fletcher 2017 = Coleman, Jim/Fletcher, Henry: *Der Wert des Traditionellen*. In: Piesik, Sandra (Hg.): *Habitat. Traditionelle Bauweisen für den globalen Wandel*. München 2017, S. 46–51.
- Erb 2010 = Erb, Maria: *Sprachgebrauch der Ungarndeutschen. Geschichte – Tendenzen – Perspektiven*. In: Kostrzewa, Frank/V. Rada, Roberta (Hgg.): *Deutsch als Fremd- und Minderheitensprache in Ungarn. Historische Entwicklung, aktuelle Tendenzen und Zukunftsperspektiven*. Hohengehren 2010, S. 118–146.
- Fél/Hofer 1972 = Fél, Edit/Hofer, Tamás: *Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt: eine ethnographische Untersuchung über das ungarische Dorf Átány*. Göttingen 1972.
- Gerndt 1997 = Gerndt, Helge: *Studienskript Volkskunde*. 3., aktual. u. erw. Aufl. München 1997.
- Hersche 2013 = Hersche, Peter: *Agrarische Religiosität. Landbevölkerung und traditioneller Katholizismus in der voralpinen Schweiz 1945–1960*. Baden 2013.
- Klimó 2006 = Klimó, Árpád von: *Ungarn seit 1945. Göttingen 2006 (= Europäische Zeitgeschichte; Bd. 2)*.
- Knipf-Komlósi 2001 = Knipf-Komlósi, Elisabeth: *Dialekt „out“ – Standardsprache „in“: Zur Varietätenwahl im Sprachgebrauch der deutschen Minderheit in Ungarn*. In: Egger, Kurt/Lanthaler, Franz (Hgg.): *Die deutsche Sprache in Südtirol*. Wien/Bozen, 2001, S. 99–115.
- Knipf-Komlósi 2003 = Knipf-Komlósi, Elisabeth: *Sprachwahl und kommunikative Handlungsformen bei der deutschen Minderheit in Ungarn*. In: Mattheier, Klaus Jürgen/Keel, William D. (Hgg.): *German Language Varieties Worldwide: Internal and External Perspectives./Deutsche Sprachinseln weltweit: Interne und externe Perspektive*. Frankfurt am Main 2003, S. 269–281.
- Köhle-Hezinger 1996 = Köhle-Hezinger, Christel (Hg.): *Neue Siedlungen – neue Fragen: eine Folgestudie über Heimatvertriebene in Baden-Württemberg – 40 Jahre danach*. Tübingen 1996.

- Matter 1983 = Matter, Max: Dörflicher Hausbau und Hausbesitz heute: ein ländliches Kulturmuster – seine historische und ideologische Herkunft. Hochschulschrift, 3 Bde., o.O., o.J. [Univ. Mainz, 1983].
- Pachné Heltai 2020 = Pachné Heltai, Borbála: Töbnyelvűség Geresdlakon: szociolingvisztikai kutatások a finnek lakta magyarországi német településen [Mehrsprachigkeit in Geresdlak: Soziolinguistische Forschungen in der auch von Finnen bewohnten ungarndeutschen Siedlung]. Budapest 2020.
- Piesik 2017 = Piesik, Sandra: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Habitat. Traditionelle Bauweisen für den globalen Wandel. München 2017, S. 16–27.
- Piesik/Roke 2017 = Piesik, Sandra/Roke, Rebecca: Ursprüngliche Bauweisen heute. In: Piesik, Sandra (Hg.): Habitat. Traditionelle Bauweisen für den globalen Wandel. München 2017, S. 426–427.
- Schell 2009 = Schell, Csilla: Feste, Bräuche, Traditionen. Ein Datenbankprojekt mit ungarischen und ungarndeutschen Bezügen. In: Deutsch revival, Heft 6 (2009), S. 133–144.
- Schell 2018 = Schell, Csilla: „Laßt uns eine Tradition machen!“ Verdichtete Beobachtungen zur Wandlung des Festwesens und zum Phänomen „Re-Invention of Tradition“ nach der Wende in Ungarn. In: Schell, Csilla/Prosser-Schell, Michael/Pusztai, Bertalan (Hg.): Re-Invention of Tradition in Ostmitteleuropa nach 1990. Neue „gefundene“ und revitalisierte Feste mit Schwerpunkt auf Ungarn. Münster/New York 2018, S. 9–19.
- Seibt 2003 = Seibt, Ferdinand: Die Begründung Europas. Ein Zwischenbericht über die letzten tausend Jahre. 4. Aufl., Frankfurt/M. 2003.
- Singer 2017 = Singer, André: Eine anthropologische Einführung in die vernakuläre Architektur. In: Piesik, Sandra (Hg.): Habitat. Traditionelle Bauweisen für den globalen Wandel. München 2017, S. 42–45.
- Tamáška 2011 = Tamáška, Máté: A vidéki tér emlékezete. Az építészeti formaképződéstől a kulturális örökségalkotásig [Das Gedächtnis der Landschaft. Von der baulich-architektonischen Formbildung zur Kulturerbe-Produktion]. Budapest 2011.
- Trummer/Decker 2020 = Trummer, Manuel/Decker, Anja (Hg.): Das Ländliche als kulturelle Kategorie: aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Stadt-Land-Beziehungen. Bielefeld 2020.

Maria Erb

Feked: „Kleinod der ungarndeutschen Baukultur“ – und vieles mehr

2004 wurde Feked, dieses kleine Sackdorf in der nördlichen Branau/Baranya das erste Mal als „Kleinod der ungarndeutschen Baukultur“ bezeichnet: Josef Baling (1928–2016)¹ tat dies in einer Broschüre zum Anlass der feierlichen Übergabe des renovierten ehemaligen Pfarrhauses seines geliebten Heimatdorfes. Die „Urheberrechte“ liegen also bei ihm, doch in den kommenden Jahren festigte sich dieses Attribut: Es wurde zum Epitheton ornans, zu einem der *Brands* von Feked mit Wiedererkennungswert und machte es – natürlich mit Dazutun der örtlichen Gemeinschaft – landesweit bekannt. Der Weg bis zum „Kleinod“ war geprägt durch Höhen und Tiefen. Durch Fleiß, harte Arbeit und tüchtiges Wirtschaften, die verhältnismäßigen Wohlstand brachten, in der Zwischenkriegszeit erschaffen; in den schweren Jahrzehnten nach 1945 zwar immer mehr heruntergekommen, doch durch den von äußeren Umständen erzwungenen Pragmatismus der Bewohner mit der ursprünglichen Bausubstanz erhalten geblieben, dann ab den 1990er-Jahren zu neuem Glanz verholfen: durch Heimatliebe, Überlebenswillen und Engagement der Bewohner. Da „Sachen“ ohne diejenigen, die diese erschufen und benutzen nicht denkbar sind, wird im vorliegenden Beitrag auch der Fekeder Gemeinschaft in Geschichte und Gegenwart ein entsprechendes Gewicht beigemessen.²

Die Neubesiedlung des Dorfes: das „deutsche“ Feked

Das heutige Feked liegt in der nordöstlichen Branau/Baranya, im Branauer Hügelland an der Verbindungsstraße zwischen Petschwar/Pécsvárad und Mohatsch/Mohács im Tal des Karaschitza-Baches. Das mittelalterliche Dorf

-
- 1 Josef Baling (1928–2016), geboren in Feked, war Jahrzehnte hindurch stellvertretender Chefredakteur des Tageblattes „Dunántúli Napló“, Mitglied des Lenau-Vereins, Gründungsvorsitzender des Landesrates Ungarndeutscher Chöre, Kapellen und Tanzgruppen, Vorsitzender des Verbandes Ungarndeutscher Selbstverwaltungen der Branau und Vizevorsitzender der Landsmannschaft der Ungarndeutschen.
 - 2 An dieser Stelle möchte ich mich bei den zahlreichen Fekedern bedanken, die mir bei der Erstellung vorliegenden Beitrags geholfen haben: Ihre Erinnerungen mit mir teilten, Archivbilder zur Verfügung stellten, Fotodokumentationen in ihrem Haus und Hof erlaubten. Besondere Dankesworte gehen an Peter Tillmann, den Bürgermeister des Dorfes, an die Architektin Réka Peck und an Prof. Heinrich J. Dingeldein für ihre Unterstützung, für die anregenden Gespräche und die sachdienlichen Hinweise.

– einen Kilometer von der heutigen Siedlung entfernt gelegen – wurde, wie zahlreiche andere Siedlungen in der Gegend, während der Türkenherrschaft entvölkert.³

Bei der Neubesiedlung der Region spielte die ursprünglich aus Italien stammende Familie Jany (Giani) eine entscheidende Rolle. Jakob Ferdinand Jany, seit 1694 Besitzer der Abtei von Bade/Báta und Badesek/Bátaszék, zu der auch Feked in dieser Zeit gehörte, siedelte zuerst griechisch-orthodoxe (Raizen) und katholische Serben (Bunjewatzen) an. Doch dieser Versuch misslang. Quellen berichten darüber, dass die Arbeitsmoral der Kolonisten zu wünschen übrig ließ, auch ihr räuberisches Umherziehen findet Erwähnung,⁴ mit Sicherheit aber trug dazu auch bei, dass diese südslawischen Gruppen eine mit ständigem Ortswechsel verbundene extensive Viehwirtschaft betrieben, und somit die auf Sesshaftigkeit und v. a. Ackerbau ausgerichteten Erwartungen des Grundbesitzers nicht erfüllten. Jakob Ferdinand Jany nahm sich ein Beispiel an seinem Großonkel und Oberhaupt der Familie, Franz Jany, Abt der Benediktiner Abtei zu Petschwar, der bereits 1689 deutsche Siedler für sein dortiges Gut angeworben hatte. Um 1720 ließen sich dann auf dem Gebiet der Badeseker Abtei die ersten Kolonisten aus dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation nieder. Jakob Ferdinand Jany wurde 1726 von einem serbischen Leibeigenen ermordet. Die Ansiedlung der Deutschen aber wurde auch von den nachfolgenden Besitzern kontinuierlich fortgesetzt, zuerst von Sigismund Kollonics, Kardinal von Wien, nach seinem Tode ab 1751 vom Wiener Theresianum. Feked wurde am 5. März 1778 von Maria Theresia zusammen mit den Besitztümern der Petschwarer Abtei der Königlichen Universität von Ofen-Pesth zugesprochen. Es waren zusammen mit Feked insgesamt 30 Dörfer, alle von Deutschen (neu)besiedelt. Die Kolonisten teilten sogar ihre Konfession und Ursprungsregion: Es waren katholische Deutsche, vornehmlich, wenn auch nicht ausschließlich, aus dem Osten des heutigen Landes Hessen, insbesondere aus dem Hochstift Fulda.

Die Ansiedlung von Feked begann in den 1720er-Jahren und lässt sich durch Rückgriff auf verschiedene Archivbestände (u. a. Kolonistenlisten, Steuerkonskriptionen, Matrikeln) und einschlägige Quellenpublikationen verhältnismäßig gut nachzeichnen.⁵ Die ersten deutschen Kolonisten, 22 Personen,

3 Der Name des Dorfes taucht in einer Quelle das erste Mal 1372 mit der Schreibung *Feketh* als Besitz der Zisterzienser Abtei Cikádor auf. Vgl. dazu: Brüstle 1875. Bd. 2. S. 611ff. und Kuszter 1939, S. 11.

4 Vgl. dazu auch Hermann 1929, S. 13ff.

5 Vgl. dazu: Hengl 1985, Bd. II., S. 159–164; Hermann 1930, S. 219ff., Reimann 1986; Stader 1997–2011; und Stader/Willnow 2017.

wurden im Jahre 1725 registriert.⁶ In den nächsten drei Jahrzehnten, bis Mitte der 1760er-Jahre, lassen sich kontinuierlich, fast ohne Unterbrechung, jedes Jahr immer wieder größere wie kleinere Gruppen in Feked nieder. Ein großer Teil der Siedler kam unmittelbar aus dem deutschen Sprachraum, sowohl die „Pioniere“, die das Dorf (neu)gründeten, als auch ein beträchtlicher Teil der „Nachzügler“. Die Quellen nennen, wenn auch nicht bei allen, so doch bei zahlreichen Kolonisten deren Herkunftsorte oder zumindest das Amt, wo ihnen die „Reisedokumente“ ausgestellt worden waren. Auch im Matrikeleintrag des Kirchenbuchs von Nimmesch/Himesháza⁷ aus dem Jahre 1729 über die Eheschließung des ersten Fekeder Brautpaares werden Angaben zur Herkunft festgehalten: Der Vater des Bräutigams, Georgius Custor, stammt „aus dem Dorf Schmolenau [heute: Schmalnau] des Amtes Weyers der Abtei Fulda“, und „die Braut, die Jungfrau Margaretha [ist] fuldischer Herkunft“.⁸

Bereits ab den 1730er-Jahren wird die Ortsgemeinschaft auch durch Siedlermobilität geformt. Binnenwanderungen – individuelle wie auch kollektive – sind in dieser Zeit keine Seltenheit, etwa wegen besserer Konditionen, wegen Eheschließung oder Familienzusammenführung. Die Binnenwanderungen spielten sich in einem ziemlich engen geografischen Radius ab – dabei wichtig ist die Tatsache, dass die „Neuankömmlinge“ alle aus Ortschaften stam-

6 Die ersten Siedler waren: *Fridrich Paur, Nikolaus Pecker, Georg Fey, Caspar Nichter, Johannes Thorn, Margarethe Dorn* geb. *Bauerin, Johann Herbich/Herbeck, Thomas Herczogh, Jakob Kepner, Geotg Kuszter, Caspar Laisztrim, Nicolaus Muth, Paul Miller, Valentin Neit, Hans Peter Odebald, Johannes Polcz, Johann Herbich/Herbeck, Thomas Herczogh, Jakob Kepner, Geotg Kuszter, Caspar Laisztrim, Nicolaus Muth, Paul Miller, Valentin Neit, Hans Peter Odebald, Johannes Polcz, Johann Georg Reibizner, Werner Rupl, Ottilie Snorin/Schromin, Hans Adam Müller, Johann Ponerth, Johannes Wiggel* (ebda.).

7 Feked gehörte zwischen 1729 und 1731 als Filiale zur Pfarrei in Nimmesch.

8 Transkript des Eintrages: 2 9bris [= novembris] in facie ec(c)l(esi)ae legitime in matrimonium copulati pro(a)vys (?) fieri iure solitis. Sponsus erat adolescens Joannes, cuius genitores fuere Georgius Custor, natione ex exempta Abbatia Fuldensi, et officiolatu Weyers [= Weijers] ex pago Schmolenau, et genitrix eius Elisabeth, cuius sponsa virgo Margaretha or(igi)ne Fuldensis, et officiolatu, cuius genitores d(e)functi Balthasor [Balthasar] Kystner [= Küstner?], et uxor eius Catharina, petiti adstantes, et fideiussores C(arol)us Dresner colonus Hymesz [= Himesháza], et Casparus Scheutl et Casparus Laister colonus Feeketz [= Feked]. Die deutsche Übersetzung: Am 2. November schlossen vor der Kirchengemeinde rechtskräftig nach herkömmlichem Rechtsbrauch die Ehe. Der Bräutigam, der Jungeselle Johannes, dessen Eltern sind: Vater, Georgius Custor, seiner Nation nach abstammend aus dem Dorf Schmolenau des Amtes Weyers der Abtei Fulda, Mutter, Elisabeth; die Braut, die Jungfrau Margaretha fuldischer Herkunft, deren Eltern sind: der verstorbene Balthasar Küstner und dessen Frau, die verstorbene Catharina; als Zeugen erschienen sind Carolus Dresner wohnhaft in Hymesz [=Himesháza] und Casparus Laister, wohnhaft in Feked.

men, die ebenfalls vorwiegend vom Hochstift Fulda aus besiedelt wurden: aus Nimmesch/Himesháza, Boschok/Palotabozsok, Warasch/Apátvarasd, Laßhetting/Lovászhetény, Sier/Szür, Kemend/Máriakéménd, Sauer/Székelyszabar, Kschnarad/Kisnyárád, Metschge/Erdősmecke.⁹ Somit hatten sie in Sprache, Brauchtum, Sachkultur die gleiche oder zumindest eine ähnliche Grundausprägung, wie die schon ansässigen Dorfbewohner.

Alte Wurzeln im neuen Boden

Welches sind die Merkmale, Eigenheiten, die das Abstammungsgebiet der Siedler erkennen lassen? Sie beziehen sich auf verschiedene Segmente der immateriellen und materiellen Kultur – oft mit fließenden Übergängen und in gegenseitiger Bedingtheit –, so auf die Felder Sprache, Religion, Brauchtum, Speisegewohnheiten, Kleidung und technische Gerätschaften.

Der Fekeder Dialekt ist durch das teilweise unverschobene westgerm. *p* (*Kopp* ‚Kopf‘, *Pluck* ‚Pflug‘, *Äppl* ‚Apfel‘, *Phoare* ‚Pfarrer‘, *Plandse* ‚Pflanze‘ aber *Tueref* ‚Dorf‘ und *helef* ‚helfen‘) auf der ersten Ebene der dialektgeographischen Zuordnung eingelagert in den sog. „Rheinischen Fächer“. Nachfolgende weitere „exklusive“ Merkmale in Lautung und Flexionsmorphologie erlauben eine kleinräumigere Positionierung innerhalb der westmitteldeutschen Dialektlandschaft: westgerm. *hw* > *b* im Anlaut von Fragepronomen (*ber* ‚wer‘, *bie* ‚wie‘, *bas* ‚was‘, *buhie* ‚wohin‘); Mittelhochdeutsches *i* zu *e*, d. h. die sog. „Hessische Senkung“ (*Mette* ‚Mitte‘, *Wender* ‚Winter‘); der Endungslose Infinitiv nach modalen Hilfsverben (*Ich muss geh* ‚Ich muss gehen‘, *Sie soll koch* ‚Sie soll kochen‘); Präfigierung des Vollverbs durch *ge-* nach dem Modalverb *können* (*Er kann net gekomm* ‚Er kann nicht kommen‘); das Diminutivsuffix *-chen* zu *-je* (Sing.) und *-erje* (Pl.) abgeschwächt (*Mätje* ‚das Mädchen‘, *Mäderje* ‚die Mädchen‘). Zusammen verweisen sie – unterstützt auch durch bestimmte Kennwörter wie *Atrasch* ‚Eidechse‘, *Motschje* ‚Kalb‘ *Schwoadegender* ‚Schwartemangen‘, *Stichprode* ‚Schlachtfest, Schlachtessen‘, *Teet* (< *Döte*) ‚Taufpatin‘ – auf das Osthessische. Es gibt jedoch auch einen gravierenden Unterschied, wodurch den Fekedern (aber auch den anderen „fuldischen“ Dialektgemeinschaften in Ungarn) eine eigenständige sprachliche Identität zugesprochen werden muss: Den Ersatz der in den Mundarten des Heimatgebietes erhaltenen langen

9 Zwischen Fünfkirchen und Mohatsch gibt es an die 25–30 Dörfer, die größtenteils oder auch vom Hochstift Fulda aus besiedelt wurden, aber auch Mutsching/Mucci und Sauer/Závod im Komitat Tolnau gehören zu dieser Gruppe. Zum osthessisch-fuldischen Dialekt s. u. a.: Weidlein 1932, Wild 2003, Dingeldein 1995.

geschlossenen mhd. Monophthonge ([i:], [y:], [u:]) – die übrigens den größten Kontrast zur Schriftsprache darstellen – durch Diphthonge (*ei, eu, au*).¹⁰

Nicht nur der Dialekt, auch andere immaterielle Kulturgüter zeigen Parallelen zum Osten Hessens und zur Rhön. Das 744 gegründete Benediktinerkloster in Fulda gehört nicht nur zu den wichtigsten Schreib- und Überlieferungsorten des Althochdeutschen, sondern war auch eines der Zentren der Christianisierung. Das Hochstift Fulda galt schon jeher als eine besonders glaubensfeste, streng katholische Region. Die deutschen Siedler brachten auch diese tief empfundene Religiosität mit. Sie errichteten schon bald nach ihrer Ankunft 1733 eine kleine Holzkirche zu Ehren der Heiligen Dreifaltigkeit. Als diese abbrante, wurde 1765 die heutige Kirche erbaut, maßgeblich aus Spenden der Dorfbevölkerung:

„1732 lebten in F[eked] 80 Katholiken. Die Visitation von 1776 findet die Kirche, die einen Holzturm hat und mit roten Ziegel gedeckt ist, in gutem Zustand. Kantorlehrer ist Johann Reißner. Die Gemeinde hat im ganzen 738 Seelen, alles Deutsche. Die Einwohner sind wegen ihrer Frömmigkeit berühmt. In kurzer Zeit brachten sie für einen Kichenbau mehr zusammen, als andere in weit längerem Zeitraum.“¹¹

Ebenfalls in den Osten des heutigen Landes Hessen, in die Rhön-Gegend verweist der sog. „Hutzelsonntag“, am ersten Sonntag der Fastenzeit (Invocavit). An diesem Sonntag aß man aus *Hutzeln* (,Dörrobst‘) zubereitete Speisen, daher der Name.

Nicht nur der Hutzelsonntag, auch das Obstdörren – eine der ältesten Konservierungsmethoden – lebte in Feked viele Generationen hindurch. Gedörnt wurden Apfel-, Birnen-, Pfirsichschnitten, Zwetschken, Kirschen und Weichseln auf der *Huotte* (*Horte* < lat. *hortus* ‚Garten‘), einer einfachen Rahmenkonstruktion aus zwei Latten mit einem Boden aus Weideruten-Flechtwerk. Bei gutem Wetter auch in der Sonne, aber fast auf jeder Hofstelle stand auch ein Dörrofen (*Tereouwe*). Im Nahrungswesen und Brauchtum der Fekeder – wie auch in Hessen und besonders in der Rhön – spielte das Dörrobst (*Hutzeln*) bis in die jüngste Vergangenheit eine bestimmende Rolle. Aus Hutzeln kochte man Suppe, man aß sie aber auch zu Bohnen, Hefeknödeln und Grießbrei. Sowohl das Dörren an und für sich, als auch die Technik und die Gerätschaften (*Huotte*, Dörrofen) lassen die Verbindung zum Herkunftsgebiet erkennen. Bis in die 1980er-Jahre verwendete man in Feked

10 Bekannt auch als neuhochdeutsche Diphthongierung, mit dem einprägsamen Merkspruch: *mīn niuwez hūs > mein neues Haus*.

11 Hack: 1936, S. 81f.

diese Konservierungsmethode. Die alten *Houtten* werden als Dekorations- und Ausstellungsstücke aufbewahrt. Die *Tereouwe* kamen außer Betrieb, dadurch wurden sie auch baufällig und wurden nach und nach abgerissen, der letzte im Jahre 2015. Auf Grund von Erzählungen der alten Generation konnte die Architektin Réka Peck aber eine Skizze anfertigen. Aufgrund dieser könnte er jederzeit nachgebaut werden.



Abb. 1–2: Alte *Houtten* als Dekorationselemente

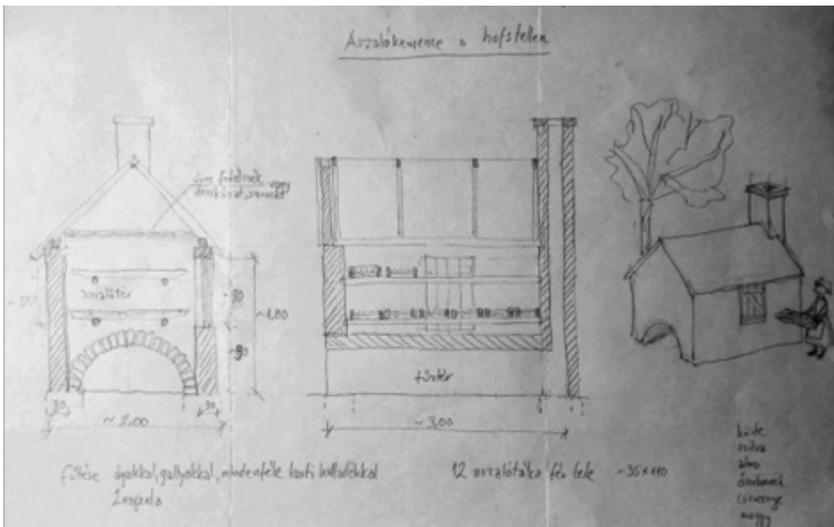


Abb. 3: Skizze des Dörrfens (Zeichnung: Réka Peck)

Und wenn das Nahrungswesen schon angesprochen wurde, darf die „Stifolder“-Wurst nicht fehlen. Das Grundrezept dieser ursprünglich aus Schweine- und Rindfleisch hergestellten und mit Pfeffer gewürzten Wurst brachten die Siedler aus ihrem Herkunftsgebiet mit, daher auch der Name: *Stifolder* = *Stift Fuldaer*. Der Beitrag der neuen Heimat zum Rezept war der Gewürzpaprika, der den unverkennbar würzigen Geschmack ausmacht. Früher räucherte man die Stifolder mit Wacholderwurzeln, heute mit Sägemehl aus Buche und Akazie bei kaltem Rauch. Danach werden sie ein halbes Jahr kühl gelagert, daher heißen sie auch *Sommerwurst*.

Und nicht zuletzt muss aus der Sachkultur noch ein Kleidungsstück erwähnt werden: die Klumpen. Diese aus Holz geschnittene Fußbekleidung wurde nicht nur in Feked getragen, sondern auch in vielen Dörfern der Branau, sie galt als Abzeichen und Identifizierungsmerkmal der Deutschen bei den Ungarn schlechthin. Zu den historischen Verbreitungsgebieten dieses einfachen Schuhwerks gehören im deutschen Sprachraum neben Teilen Norddeutschlands auch der Vogelsberg, der Odenwald und die fuldische und fränkische Rhön.¹² Sie erweisen sich als zeitbeständig:

„[Es] ist sicher, daß Holzschuhe – nicht nur zur Arbeit – bis in unser Jahrhundert hinein verbreitet waren, beispielsweise in der Rhön und im Vogelberg. Kinder gingen damit in die Schule, in deren Vorraum sie ihre Fußbekleidung abstellten.“¹³

Auch waren sie nicht unbedingt gleichzusetzen mit Armut, denn sie wurden auch von höheren sozialen Schichten gelegentlich, z.B. bei schlechtem Wetter, als praktischer Überschuh getragen. Das Klumpenhandwerk betrieb man (auch) in Feked als Nebenerwerbstätigkeit meist im Winter, erlernt hat man es in der Familie. Die Holzschuhe waren bei Regen und Schnee sehr zweckmäßig, man ging in ihnen überall hin, auch in die Kirche oder in die Schule. Die Werkzeuge zur Klumpenherstellung konnten die Siedler natürlich nicht mitbringen, sehr wohl aber in der neuen Heimat nachfertigen. Vergleicht man die Schnitzbank und die verschiedenen Werkzeuge (Hacken, Bohrer, Messer usw.) der im Holzgerätemuseum auf Burg Brandenstein ausgestellten Klumpenwerkstadt aus der Rhön, ist die Ähnlichkeit nicht zu übersehen.¹⁴ Dieses praktische Schuhwerk – auch wenn nicht exklusiv – verkörpert im Necknamen *Klumpenträger* emblematisch das traurigste Kapitel der Geschichte des Dorfes und der Gemeinschaft in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg, worauf unten noch eingegangen wird.

12 Vgl. dazu: Höck 1980, S. 27.

13 Höck 1980, S. 26.

14 Prospekt Burg Brandstein o.A. S. 11.

Siedlungstyp und Siedlungsmorphologie

Die deutschen Kolonisten fanden in der Schwäbischen Türkei eine vorwiegend hügelige Landschaft vor. Sie passten sich der hiesigen Orographie an und legten mit Bedacht ihre Siedlungen an, die zu 90% Taldörfer sind, denn Täler boten auch Schutz gegen Wind und Sturm.¹⁵ Zu dieser Gruppe der Taldörfer gehört auch Feked. Die Kolonisten gründeten ihre Siedlung östlich vom mittelalterlichen Dorf in einem waldbewachsenen Tal. Um Bau- und Kulturland für ihre Häuser, Äcker, Wiesen, Weiden und Weingärten zu schaffen, rodeten sie einen Teil des Waldes.¹⁶ Durch das Tal fließt der „Fekeder Graben“, der außerhalb des Dorfes dann in den Bach *Karaschitz* (Karaschitza/Karasica) mündet. Diese Tatsache spielte bei der Anlage der Siedlung vermutlich auch eine wesentliche Rolle. Überwiegend waren die Deutschen auf dem Gut der Petschwarer Abtei „Zusiedler“, Feked gehört laut Weidlein neben Sier/Szür, Surgetin/Szederkény und Poste/Pusztakisfalu zu den vier Dörfern, die als deutsche Neugründungen gelten.¹⁷ Feked war und ist immer noch ein Sackdorf und lag bis in die 1970er-Jahre abseits von Verkehrswegen. Dies förderte den Zusammenhalt der Dorfbewohner, brachte ihnen aber bei den Deutschen der Umgebung auch – da keine richtige Straße ins Dorf führte – den Necknamen *Hecketrapper* (Heckentrapper) ein.

Dem Siedlungstyp nach ist Feked ein Straßendorf in Form eines Hufendorfes mit schmalen, aber langen Hanggrundstücken. Die beiden Seiten der Straße verlaufen parallel zum Fekeder Graben an dessen beiden Seiten, jeweils mit einem angemessenen Abstand, um Überschwemmungen vorzubeugen. Auf dem vorderen Teil der Grundstücke (*Hof*) standen Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude, auf dem hinteren (*Hofstell*) baute man meist Küchenpflanzen an, einige Familien hatten hier auch ihren Weingarten und da befand sich auch der Dreschplatz (*Trapplatz*). Die Fläche der beiden betrug zusammen mehr als 3000m².

In der Dorfmitte standen – nach und nach errichtet – als sakrale und profane Gemeinschaftsbauten die Kirche, das Pfarrhaus, die Schule und das Wirtshaus. An dieser, von den ersten Kolonisten angelegten Siedlungsstruktur hat sich bis heute fast nichts geändert.

15 Tóth 1931, S. 19; Wild o.A. S. 2.

16 Doch alles mit Maß und Ziel: Der Wald bleibt bestimmendes Element für Feked, noch in der Zwischenkriegszeit machen verschiedene Wälder 34,6% der Gemarkung des Dorfes aus. (Kusztler 1939, S. 20)

17 Weidlein 1967, S. 76.

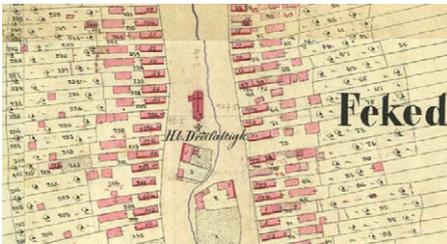


Abb. 4–5: Die Dorfmitte 1865

... und heute¹⁸

Wo die ersten Siedler ihre Toten bestattet haben, ist nicht überliefert, vermutlich aber, wie auch in anderen (und nicht nur deutschen) Ortschaften, um die Kirche, im Kirchengarten. 1775 verordnete Maria Theresie in ihrem Bestattungsgesetz u. a. die räumliche Trennung von Kirche und Friedhof und die Auslagerung letzterer außerhalb der Ortschaft (nicht zuletzt wegen der Seuchengefahr). Der heutige Friedhof – in mundartlicher Bezeichnung *Kherichhof* – bewahrt immer noch wortwörtlich den alten Zustand, liegt außerhalb des Dorfes auf einer Anhöhe und ist vermutlich im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eröffnet worden.

Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude

So lange die Siedlungsmorphologie dank verschiedener Messungen fast durchgehend dokumentiert ist, können wir in Bezug auf die ersten Häuser (Bautechnik, Materialien, Räumlichkeiten usw.) nur Vermutungen anstellen, denn kein einziges Haus ist, zumindest nicht im Originalzustand, erhalten geblieben: Die ältesten Wohnhäuser des heutigen Feked, sehr wenige an der Zahl, sind erst im 19. Jh. errichtet worden. Sicher ist aber – wie dies auch die Karten beweisen –, dass diese „kammartig“, mit der Giebelseite zur Straße an der Grundstücksgrenze standen. Es ist jedoch anzunehmen, dass diese (teilweise) Fachwerkbauten waren, wie auch in den umliegenden deutschen Ortschaften.¹⁹ Bauholz stand durch die Rodung der Wälder zur Verfügung, den Lehm für das gestampfte Mauerwerk gewann man aus den *Lahmelecher* (Lehmlöcher), wie darauf bis heute das Mikrotoponym hinweist.²⁰

¹⁸ Pap et al. 2018, S. 15.

¹⁹ Einige dieser Bauten sind bis heute erhalten geblieben, so u. a. in Nadasch/Mecseknádasd, Gereszlak/Geresdlak, und Nimmesch/Himesháza. Vgl. dazu Dobosyné Antal 2008.

²⁰ Pesty 1982, S. 44.

Die heute ältesten Häuser sind schon ohne Fachwerktechnik, meist aus Lehmziegeln errichtet worden, was auch auf eine Verordnung von Maria Theresia über den Schutz des heimischen Waldbestandes aus dem Jahre 1772 zurückzuführen ist. Danach verschwindet das Holz allmählich aus den Gemäuern, so, dass nur der Dachstuhl einiger dieser Häuser dieses bauliche Erbe teilweise bewahrt.²¹



Abb. 6–7: Spuren der Fachwerktechnik im Dachstuhl



Abb. 8: Eines der wenigen Wohnhäuser mit gestampften Wänden Abb. 9: Haus aus dem 19. Jahrhundert

Diese Häuser heben sich aus dem heutigen Ortsbild deutlich hervor, sie stehen in einem erheblichen Kontrast zu den in der Blütezeit des Dorfes erbauten Wohnhäusern. Sie sind klein, ohne Verzierung, bestehen meist nur aus drei Räumen mit niedriger Deckenhöhe und haben zwei kleine Fenster zur Straße. Der einzige Eingang führt von einem schmalen Gang mit Traufenvordach ohne Säulen in die Küche, aus dieser sind links und rechts die beiden Stuben zugänglich. Die Wirtschaftsgebäude wurden gie-

²¹ Auch diese Häuser wurden verputzt, daher sind die Spuren des Fachwerks von Außen schwer zu entdecken.

belseitig an das Wohnhaus angebaut. Bereits die heute ältesten zeigen eine bauliche Besonderheit, die als pragmatische Antwort auf die allzu schmalen Grundstücke zu werten ist. Weil man mit dem Pferdewagen schwer wenden bzw. die Tiere ausspannen konnte, gab es einvernehmlich einen Durchgang in der Scheune auf den Nachbarhof. Diesen Durchgang haben auch die Häuser aus der Zwischenkriegszeit bewahrt, denn an den schmalen Grundstücken hat sich ja nichts geändert.

Die Bewohner des Dorfes

Die Fekeder bestritten ihren Lebensunterhalt hauptsächlich durch Ackerbau und Viehzucht. Für die ersten Jahrzehnte des Aufbaus und der Etablierung nach der Ansiedlung ist eine Subsistenzwirtschaft anzunehmen. Sie verstanden aber schon sehr früh, neben dem selbst Erwirtschafteten auch all das zu nutzen, was ihnen die umliegende Vegetation, die Wälder, Wiesen anboten.

Für die Ansiedler waren die hiesige hügelige Landschaft und Vegetation vertraut: Ihr Abstammungsgebiet, die Rhön als Mittelgebirge ist ebenfalls waldbewachsen mit der Buche als vorherrschende Baumart, weshalb das Hochstift Fulda auch *Buchenland*, *Buchonia* genannt wird. Auch hier stimmten sie ihr Leben auf ihre natürliche Umgebung ab, lebten im Einklang und im Gleichgewicht mit ihr. Pflanzen, Bäume, Sträucher der umliegenden Wälder waren ihnen bekannt, sie wussten auch, wozu man Buche, Eiche, Zerreiche, Weißbuche, Ulme, Weide, Esche, Pappel, Linde, Hartriegel und Wacholder verwenden kann. Sie fertigten daraus ihre Häuser, Möbel, Werkzeuge, bestimmte Waldpflanzen dienten als Tierfutter oder wurden in ihre Speisekultur integriert, andere wiederum als Heilpflanzen genutzt. Mit Teufelszwirn bündelte man Reisig und Maisstroh, Brombeerzweige benutzte man beim Besenbinden, aus Zinnkraut gekochten Tee trank man gegen Rheuma, er wirkte aber auch blutreinigend und wassertreibend. Kühen gab man ihn nach dem Ausschütten wegen seiner entzündungshemmenden Wirkung²² und zu Weihnachten schmückte man einen Wacholderbaum. Speisepilze (*Schwämm*) werden bis heute von vielen gesammelt. Zum reichen Bestand gehören Sorten wie Pfifferling (*Knitzer*), Röhrling (*Kuhschwamm*), Bovist (*Eselsfurz*) und Steinpilz (*Wargan*).²³

Was die Haupterwerbsquellen anbelangt: Angebaut hatte man v.a. verschiedene Getreidesorten und auch Mais (*Kukuruz*) großflächig, denn die Viehzucht war die Haupteinnahmequelle der Bewohner, allen voran die Rinderzucht. Das Sprichwort „Eine gute Kuh deckt jede Armut zu“ war auch

²² Vgl. dazu auch den Flurnamen *Zinnkraidichswies* („Zinnkrautwiese“).

²³ *Wargan*: Lehnwort aus dem Ungarischen (< und. *vargánya* ‚Steinpilz‘).

in Feked bekannt, aber auch die Devise „das Getreide muss auf den eigenen/vier Füßen aus dem Hof gehen“. Auch die Milchverarbeitung brachte Geld ein. Man stellte zu Hause Quark und Butter her. Der Quark wurde bereits ab Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Pferdewagen nach Fünfkirchen geliefert, die Butter nach Seetschke/Dunaszekcső, und von dort mit dem Schiff in die Hauptstadt. Man züchtete neben Geflügel auch Schweine und Schafe, letztere hauptsächlich wegen der Wolle. Fleiß, Sparsamkeit, gutes Wirtschaften und Marktorientierung führten mit der Zeit zu verhältnismäßigem Wohlstand, doch nur sehr langsam.²⁴ 1889 ließ sich in Feked der Kunstmöbeltischler Johann Jung nieder – er heiratete Magdalena Kruckenberger, die er bei einer Kirmes hier kennen lernte – und gründete seine eigene Werkstatt. 1943 setzte er seinen Lebenslauf in ungarischer Sprache auf, indem er über die Zeit seiner Niederlassung folgendes schreibt:

„Feked war in dieser Zeit [1889] ein sehr armes Dorf. Ich hab viel darüber nachgedacht, wie ich hier wohl mein Auskommen finden kann. Für mein Handwerk gab es hier wenig Nachfrage.“²⁵

Im Jahre 1846 wurde die Kirche erweitert und innen wie außen auch renoviert. Letzteres machten auch die erheblichen Grundwasserschäden notwendig, denn die Kirche liegt am niedrigsten Punkt des Dorfes. Zwischen 1859 und 1865 wurden drei neue Altäre und ein „Heiliges Grab“ aufgestellt, ein neuer Kirchturm errichtet und 1865 der Fußboden mit Steinplatten ausgelegt. Feked gehörte bis 1731 als Filiale zu Nimmesch, danach zu Sewingen/Szebény. 1859 ändert sich dieser Status, Feked wurde eine selbstständige Pfarrei.

Bereits in der ersten Gruppe der Kolonisten aus dem Jahre 1725 befand sich ein Lehrer, Caspar Laistrom, der mindestens bis 1752 hier tätig war. Für kurze Zeit, 1743 und 1744 ist auch ein zweiter Lehrer registriert, Johann Michael Schir. Daher ist davon auszugehen, dass der Schulunterricht gleich nach der Ankunft begonnen hat. Obwohl die Ansiedler Bauern waren, haben sie einen Anspruch auf Bildung mitgebracht, was auch Hack im Allgemeinen über die Ungarn-Auswanderer aus dem Hochstift Fulda fest-

24 Vgl. dazu auch die Sprichwörter: *Kail un Waiwer purkt-me net* ‚Pferde und Frauen borg man nicht aus‘, *E kuut Fraa is ter pest Zau em-s Haus* ‚Eine gute Frau ist der beste Zaun ums Haus‘, *Hoate Krooche, niks in Mooche* ‚Harter Kragen, nichts im Magen‘, *Peser paurisch kfoan, wie herrisch laawe* ‚Besser fahren wie die Bauern als gelaufen wie die Herren‘. *Tes Erptaal kibt-sich aus, ter Noare plaipit im Haus* ‚Das Erbteil gibt sich aus, der Narr bleibt im Haus‘.

25 Aus dem Ungarischen übersetzt von Maria Erb. Zu Johann Jung s. noch w. U. Dankesworte gehen an Ferenc Gregorits, den Enkel von János Jung, der mir die Dokumente der Familie Jung-Gregorits zu Verfügung stellte.

stellt: „Was nun die geistige Bildung der Auswanderer angeht, fällt es auf, daß unter ihnen nur eine einzige Frau ihren Namen nicht schreiben konnte und statt dessen drei Kreuzlein gesetzt hat.“²⁶ Der Unterricht verlief für die ersten drei Klassen in der sog. „kleinen Schule“, für die Viert-, Fünft- und Sechstklässler in der sog. „großen Schule“. Bildungsanspruch hatten auch die Erwachsenen. Am 3. Dezember 1907 gründeten die Männer den Römisch-katholischen Leseverein (Római-Katholikus olvasóegylet) mit 70 Mitgliedern, der Verein funktionierte bis 1945.

Im Jahre 1776 wohnten in Feked 438 Personen. In den kommenden Jahrzehnten ist eine langsame aber ständige Zunahme der Dorfbevölkerung zu verzeichnen:²⁷ Angaben zur Fertilität liefern die Taufmatrikeln. In den 1850er-Jahren liegt die jährliche Geburtenzahl zwischen 25 und 30, in den kommenden Jahrzehnten nicht selten sogar über 40.

Jahr	1825	1869	1880	1890	1900	1910
Einwohnerzahl	551	696	666	802	812	901
Zahl der Deutschen	-	-	658 98,7%	788 98,3%	766 94,3%	813 90,2%

Tabelle 1: Einwohnerzahl und ethnische Zusammensetzung 1825–1910

Feked war ein (fast) rein deutsches Dorf, wie dies ebenfalls aus der Tabelle hervorgeht, übrigens bis in die jüngste Vergangenheit. Auch bedingt durch die verkehrsmäßig ungünstige Lage lebten sie sehr verschlossen, Kontakte, auch diese nur spärlich, hatten sie höchstens zu den umliegenden deutschen Dörfern. Sie blieben lieber unter sich, auch die Ehepartner wurden mit Vorliebe aus der eigenen Gemeinschaft gewählt. Aus der Not haben sie aber eine Tugend gemacht, denn das schweißte sie zusammen und ließ eine sehr starke Kohäsion untereinander und eine ebenso starke Bindung an ihr Heimatdorf entstehen – ebenfalls bis heute wirksam. Ohne diese beiden Faktoren wäre auch das heutige Feked nicht das, was es ist.

²⁶ Hack 1931, S. 317.

²⁷ Kuszter 1939, S. 18.

Die Blütezeit von Feked

Die Zwischenkriegszeit gilt in jeder Hinsicht als die Blütezeit von Feked. Die Bevölkerungszahl pendelt sich um die 800 Personen ein.

Jahr	1920	1930	1941
Einwohnerzahl	818	832	774
Deutsch als Muttersprache	784 95,9%	775 93,3%	741 95,7%

Tabelle 2: Einwohnerzahl und Muttersprache 1920–1941

Der Rückgang im Vergleich zu den Zahlen aus dem Jahre 1910 läßt sich einerseits auf den Ersten Weltkrieg zurückführen – das Dorf hatte 22 Opfer zu beklagen –, andererseits auf das Einkindsystem, das in dieser Zeit auch hier um sich griff. Was sich nicht geändert hat, ist die ethnische Zusammensetzung: Feked ist immer noch ein fast rein deutsches Dorf geblieben.

Von nichts kommt nichts: die wirtschaftliche Basis

Es waren weiterhin Viehzucht und Milchproduktion, die das wirtschaftliche Fortkommen sicherten. In den 1930er-Jahren gab es in Feked 600–700 Milchkühe, diese lieferten 1200 l Milch pro Tag. Die Bauern hatten durchschnittlich fünf bis sechs Kühe, auch die ärmeren eine bis zwei. Um den Transport und die Vermarktung zu optimieren, gründete man am 29. Oktober 1933 den Fekeder Milchverein, im Volksmund „Molkerei“ genannt. Die Milch hat man hier in großen Milchkannen gesammelt und mit Pferdewagen in das fünf Kilometer entfernte Wemend/Véménd, in die dortige Milch- und Käsefabrik geliefert.

Der Gemarkung (*Hotter*) des Dorfes belief sich auf 3.361 Katastraljoch, davon waren 41,89% Ackerland, wo man hauptsächlich Getreide und sonstige Futterpflanzen für das Vieh anbaute. In dieser Zeit gab es an die 800 Schafe im Dorf, auch hatten die meisten Familien zwei Pferde.

Der erwirtschaftete finanzielle Überschuss akkumulierte sich Jahr für Jahr, es kam die Zeit, in der die Familien das auch zeigen konnten und auch zeigen wollten. Allen voran durch Wohnhäuser, die innen wie außen auch den verhältnismäßigen Wohlstand repräsentieren und auch zeitgemäß sein sollten. Diese Bestrebung beschränkt sich jedoch nicht nur auf Feked, bis heute sind in den umliegenden deutschen Siedlungen Häuser erhalten geblieben, die den Fekedern in vieler Hinsicht, manchmal sogar verblüffend ähnlich sehen. Die

Volkskundlerin Maria Lantos führt diese Tendenz einerseits auf die schon Ende des 19. Jahrhunderts einsetzende Differenzierung der bäuerlichen Gesellschaft zurück, womit auch die Herausbildung einer wohlhabenderen bäuerlichen Schicht einher ging. Andererseits auf die steigende gesellschaftliche Mobilität, die auch in ländlichen Gegenden eine Orientierung an städtischen Mustern mit sich brachte – in einer spezifischen Neuinterpretation – was dann zur deutlichen Veränderung der Ortsbilder in der von ihr untersuchten Kleinregion Mohatsch/Mohács seit Anfang des 20. Jahrhunderts führte.²⁸

Die neuen Häuser

An die 75% der heutigen Wohnimmobilien von Feked sind vor 1945 entstanden, vorwiegend in der Zwischenkriegszeit. Die alten Häuser aus dem 19. Jahrhundert wurden größtenteils abgerissen und an ihrer Stelle neue errichtet. An der Siedlungsmorphologie – schmale, lange Grundstücke – hat sich nichts geändert. Beibehalten wurden auch Positionierung und Typus: Auch die neuen Häuser wurden an der Grundstücksgrenze zur Straße erbaut und sind ebenso giebelständige Häuser, wie die vorherigen. Ganz in der Tradition der bäuerlichen Architektur: Denken und Blick nach Oben, gegen den Himmel gerichtet. Bis auf fünf Ausnahmen, die traufseitig an der Grundstücksgrenze stehen, und ihre Vorbilder in der raumgreifenden nicht-bäuerlichen Architektur haben.

Diese Abweichung erklärt sich aus dem finanziellen bzw. sozialen Status der Besitzer. Das eine, das sog. Kresz- später Wesz-Haus gehörte einer vermögenderen Bauernfamilie, das andere ließ ein Handwerker, Jakob Albert, Drechsler und Wagner, erbauen.



Abb. 10: Das Haus von Jakob Albert
Hauptstraße 107.



Abb. 11: Das Kresz-, später Wesz-Haus
Hauptstraße 4.

²⁸ Lantos/Lantos 2002, S. 213.

Das dritte gehörte der Handwerkerfamilie Jung und Gregorits, die vier Generationen hindurch hier eine Möbeltischlerwerkstatt führte. Das heutige Haus entwarf der Pater familias, Johann Jung, 1929 für seine Familie. Er war nicht nur ein Meister seines Faches – er absolvierte seine Lehre teils in Sepsard/Szekszárd, teils in Budapest –, sondern auch ein sehr weltoffener Mensch, der mit der Entwicklung seines Handwerkes Schritt halten wollte.²⁹ Er bezog Fachzeitschriften und einschlägige Prospekte nicht aus Ungarn, sondern auch aus Deutschland und sogar aus Frankreich, der Hochburg der Kunstmöbeltischlerei. Dadurch erklärt sich, warum das von ihm entworfene Haus in jeder Hinsicht ein absolutes Unikat in Feked darstellt. Sowohl im Grundriss und in der Raumaufteilung, als auch in der Innenaustattung ähnelt es den städtischen Bürgerhäusern der Zeit. Erwähnt werden soll nicht zuletzt, dass er bereits 1929 die Rohre für die elektrischen Leitungen setzen ließ, lange schon vor der allgemeinen Elektrifizierung des Dorfes 1956.

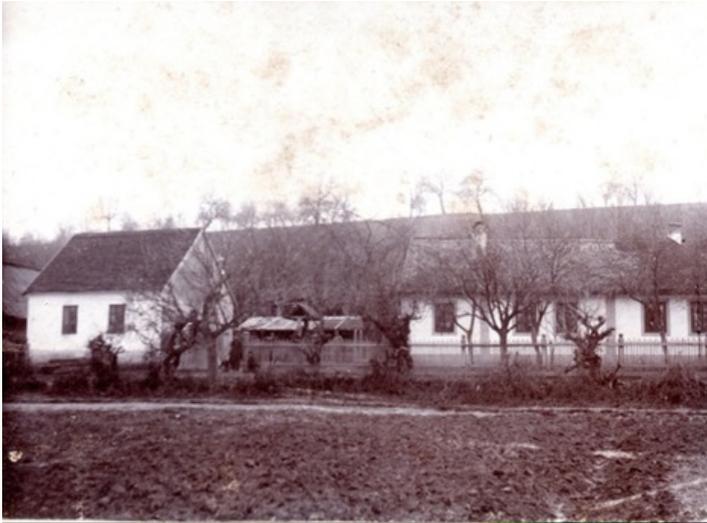


Abb. 12: Das erste Haus von Johann Jung mit der Werkstatt (links) und dem traufenständigen Wohnhaus (rechts)

²⁹ János Jung brachte in der Zwischenkriegszeit das erste Fahrrad (*Piziki*), den ersten Maschinendrahtzaun und die ersten Obstbäume aus einer Baumschule nach Feked, wie er in seinem Lebenslauf berichtet. Er war auch der Vorsitzender des 1907 gegründeten Lesevereins.



Abb. 13–14: Das Jung-Gregorits-Haus aus dem Jahre 1929
Hauptstraße 89.

Im Gegensatz zu den anderen Wohnhäusern der Zeit haben diese nicht zwei, sondern fünf bis sechs Fenster zur Straße. Es gibt noch zwei Immobilien, die ebenfalls traufenseitig gebaut sind, bei denen erklärt sich dies jedoch aus ihrer Funktion. Das eine ist das 1855 errichtete Pfarrhaus, das andere beherbergte ein Geschäft, ein Wirtshaus mit Kegelbahn auf dem Hof und einen großen Gemeinschaftsraum, in dem Bälle, Hochzeiten und diverse andere Veranstaltung stattfanden. Der Erbauer war der Tischler Michael Stiller, seine Frau führte das Geschäft und das Wirtshaus.



Abb. 15: Das Pfarrhaus nach der
Renovierung 2004



Abb. 16: Das ehemalige Gemeinschafts-
haus heute

Baumaterialien

Diese und auch die anderen Häuser der Zwischenkriegszeit wurden schon aus Lehmziegeln (*Kotziegeln*) erbaut, für das Fundament bzw. den Unterbau verwendete man auch größere Steine. Die Giebelseite wurde immer aus gebrannten Ziegeln gesetzt, nicht zuletzt, weil die anschließend angebrachten Mörtelputzverzierungen nur auf diesem Untergrund haften blie-

ben. Hinsichtlich der Fassade gibt es zwei Typen: Beim einen wurde das Mauerwerk verputzt und getüncht, beim anderen wurde die Frontseite aus ockerfarbenen Keramikziegeln³⁰ gesetzt und nicht verputzt, denn sie waren schon derart ein Blickfang und auch nicht billig. Die Keramikziegel werden aus grobem Steinzeugton hergestellt und bei großer Hitze zwischen 1150 °C und 1300 °C gebrannt, dabei bildet sich Silikatglas, was den Ziegeln eine außerordentliche Festigkeit verleiht. Daher sind diese sehr wetterbeständig, auch bei den heute noch stehenden Häusern sind diese Ziegel, gemessen an ihrem Alter von an die hundert Jahren immer noch in einem guten Zustand.³¹ Wo man die Keramikziegel seinerzeit bestellt hatte, ist inzwischen (fast) in Vergessenheit geraten. Gezielte Nachforschungen zu vorliegendem Beitrag durch mündliche Befragung der Bewohner haben einerseits ergeben, dass eine Fabrik in Budapest sie herstellte. Die Ziegel wurden dann mit der Bahn bis zum benachbarten Metsche/Erdösmecske geliefert, von dort musste man sie mit dem Pferdewagen abholen. Der Fekeder Bahnhof verfügte nämlich nur über ein Personengleis, jedoch über kein Frachtgleis zur Be- und Entladung der Güter.³² Andererseits ist es gelungen, die Fabrik zu identifizieren, und zwar durch eine Ziegel mit sichtbarer Marke. Das Kürzel KT steht für die Keramikfabrik im hauptstädtischen Bezirk Kőbánya (Kerámia Téglyagyár Rt. Kőbánya). Die Fabrik löste sich 1891 aus der Budapester Niederlassung der Wiener Keramikmanufaktur Drasche und existierte bis 1947.³³



Abb. 17: Keramikziegel mit der Marke der Ziegelfabrik in Steinbruch/Kőbánya

30 Die ungarische Handelsbezeichnung – sowohl für Masse wie auch für das Endprodukt – ist *kerámit* und nicht *kerámia* (dt. *Keramik*), deshalb wird im Beitrag dieser Ausdruck verwendet. S. Abb. 18.

31 Gegen Ende des Brennvorgangs wird in den Brennofen mit Kohle vermischtes Salz gestreut, das an der Oberfläche der Ziegeln zur Bildung einer dünnen säurebeständigen Glasur führt, die die Widerstandsfähigkeit zusätzlich noch steigert.

32 Für die Angabe danke ich Károly Wesz.

33 Zur Keramikmanufaktur Drasche vgl. u. a. Katona 1978, 178f.

Größe, Grundriss und Raumeinteilung

Die neuen Häuser überboten die alten in allen Dimensionen: in der Höhe, in der Breite und auch in der Länge. Besonders auffällig sind diese Unterschiede, wenn Häuser aus den zwei Bauepochen nebeneinander stehen: Wo der Dachstuhl beim einen beginnt, da endet bereits das Dach beim anderen, um nur diese eine Differenz hervorzuheben.



Abb. 18: Alt und Neu als Kontrastprogramm

Die neuen Wohnhäuser sind auch breiter, auffälliger aber ist der Längenunterschied. Im Vergleich zu den vorherigen kleinen Häusern mit nur zwei „Durchgangszimmern“ haben wir hier eine deutlich vergrößerte Wohnfläche mit zwei Küchen und vier bis fünf Stuben, die alle (auch) separat vom breiten Gang aus durch eine Doppeltür begehbar und mit Fenstern versehen sind. Die Raumgreifung ist nach hinten ausgerichtet, der Baugrund jedoch steigt – durch die Hanggrundstücke – nach hinten an. Da man Treppen im Haus vermeiden, aber eine einheitliche Ebene des Bodens und eine einheitliche Deckenhöhe in allen Räumen anstrebte, musste man die orographischen Unterscheide ausgleichen, was zur Erhöhung des Giebels führte. Beibehalten wurden zwei Merkmale der alten Häuser, aber viel aufwändiger und größer gestaltet. Weiterhin gehen je zwei Fenster bzw. Lüftungsöffnungen zur Straße, diese sind aber deutlich größer und innen wie außen waren sie mit Klappläden bzw. Jalousien versehen – wie übrigens auch die anderen Fenster – um das Haus kühler zu halten. Auch hier gibt es einen überdachten

Gang, dieser ist aber viel breiter und wird von gedrechselten, verzierten und bemalten Holzsäulen gehalten. In den umliegenden deutschen Dörfern verbreiteten sich zwei Formen der Säulen: die quadratische und die runde. Erstere ist u. a. in Boschock/Palotabozsok und Nimmesch/Himesháza zu verzeichnen, in Wemend/Véménd und auch in Feked haben sich die runden Formen durchgesetzt. Nach Lantos wurde in Feked diese Form durch die Drechsler-Familie Weber etabliert.³⁴ In der Mitte der Traufenseite führte eine Treppe hoch auf den Gang, dadurch wurde der Höhenunterschied des Geländes ausgeglichen, von dort aus war der Zugang zu den einzelnen Räumen möglich.

Die Gangstürchen (Kankstierje)

Ein auffallendes Merkmal der Giebelseite sind die proportional der Giebelhöhe angepassten hohen, schmalen, aufwendig geschnitzten, braun oder grün bemalten Eingangstüren (*Kankstierje* ‚Gangstürchen‘) mit bunten Glaseinlagen. Sie wurden gewissermaßen auch zum Markenzeichen des Dorfes. Sie alle sind individuell und daher Unikate. Sowohl in Bezug auf die Glaseinlagen, als auch hinsichtlich der aufwendigen Schnitzereien gibt es keine zwei identischen Ausführungen. Das Inventar der Motive umfasst Kassetten, Blumen, Rosetten, Säulen, Rauten und Dreiecke, die in je spezifischer Zusammensetzung erscheinen. An dieser Stelle soll auch eine weit verbreitete, allerdings falsche Annahme über die Funktion dieser Türen berichtigt werden. Oft hört man von Nichteinheimischen, dass bei einer Beerdigung der Sarg durch diese Tür aus dem Haus getragen wurde v. a. wenn der Hausherr starb; zum Abschied hätte man den Sarg an der Schwelle auch noch kurz hinuntergelassen. Es gibt Gegenden in Ungarn, wo dieses Ritual ausgeübt wurde, in Rückgriff darauf werden diese Türen dort „Seelentüren“ (aus ung. *lélekajtó*) genannt. Doch nicht in Feked, da hatten diese Türen eine sehr profane und pragmatische Funktion: Man benutzte sie nur bei schlechtem Wetter, um dann schneller ins Trockene, d. h. ins Haus zu gelangen.

³⁴ Lantos 2002, S. 214.



Abb. 19–23: Fassaden mit je zwei Fenstern und Lüftungslöchern und der Giebelseite proportional angepassten hohen, schmalen Gangstürchen



Abb. 24–26: Gangstürchen

Auffallend ist noch, dass sich die Türen auf der einen Seite der Straße auf der rechten, auf der anderen auf der linken Seite des Hauses befinden, also spiegelverkehrt. Der Grund dafür ist ein sehr pragmatischer: Man folgte mit der unterschiedlichen Anordnung dem Gang der Sonne. Das Tal, in dem das Dorf liegt hat eine Nord-Süd-Ausrichtung. Der Gang mit den Fenstern und somit auch die Eingangstür befindet sich immer auf der Südseite.



Abb. 27–28: Die zwei Seiten der Straße mit unterschiedlicher Positionierung der Eingangstüren

Verzierungen, Schmuckelemente an der Fassade

Die Wohnhäuser sind, was ihre Grundparameter angeht, sehr ähnlich, dennoch unverwechselbar durch die individuelle Verzierung ihrer Fassade. Auch hier gibt es keine zwei identischen. Bei der Verzierung lassen sich sprachliche und nicht-sprachliche d. h. meist figürliche Elemente unterscheiden.

Sprachliche Elemente: Besitzer, Baujahr

Zu den sprachlichen Elementen gehören Baujahr und Name des/der Erbauer(s) bzw. des/der Besitzer(s). Letztere Informationskategorie ist nicht nur als Zeichen des Besitzerstolzes und der Besitzergreifung zu werten, sondern auch als Manifestation der Ein- und Verwurzelung und der Traditionsbildung. Angebracht sind diese sprachlichen Informationen an der Giebelmauer mit Mörtelputz bis auf einige Ausnahmen, wo sie auf einer kleinen Steinplatte über der Eingangstür engraviert bzw. in einem Fall in diese eingeschnitzt wurden. Des Weiteren gibt es auch welche, die in die gemauerten Torpfosten engraviert sind. Typischerweise sind diese Elemente immer in stellenweise auch sehr aufwendig gestalteten Kartuschen gefasst.



1939



1927



1939



Johann
Trabert



BECKER
GYÖEGY
1939



STUDER
JÓZSEF
1931



ENGLERT JOZSEF
1931



KOLLER
JÓZSEF
1940



WESZ-ANDRAS
1925



1934
Peter Rückert



MÜLLER : MIHALJ
MÜLLER : MARKARETA
1923



JOHANSCHMIDT.
ELIZABETASTUDER
1928



Peter Till
Anna Wagner
1928



BÁLING GYULA
19 40



HELBICH ADAM
1928



1930



GEBAUT
1913
KOLLER BALIN



1928



Johann
Trabert
1939

Abb. 29–47: Sprachliche Elemente an den Wohnhäusern und Zäunen: Besitzernamen und Baujahr

Was die Sprachform und die graphematisch-typographische Gestaltung der erhalten gebliebenen bzw. renovierten „Inschriften“ anbelangt: Bis auf zwei Ausnahmen sind alle Anthroponyme in ihrer Vollform angebracht. Bei den zwei Ausnahmen handelt es sich um ein Monogramm (T M) und um eine Art Chronogramm (19 S 27 J SE), beide stehen auf den Torpfosten, was auch die Kurzform erklärt. Das Chronogramm ist interessanter Weise eine Wiederholung der auf der Giebelmauer voll ausgeschriebenen Namen des Besitzerehepaares (*Johan Schmidt* und *Elizabeta Studer*). Überwiegend folgen die Namen der ungarischen Schreibweise und Namensform, so in der Serialisierung von Familiennamen und Vornamen (z. B.: *Wesz Andras*, *Koller József*) aber auch in der ungarischen Entsprechung des jeweiligen deutschen Vornamens (*András* statt *Andreas*, *György* statt *Georg*). Und noch etwas fällt auf bei der Schreibweise der deutschen Vornamen: Sie halten dem Korrektheitsmaß der standarddeutschen Rechtschreibung nicht immer stand. Sowohl die Auftraggeber als auch die Handwerker, in diesem Falle die Maurer, waren Deutsche mit Dialekt als Muttersprache und in dieser Zeit auch noch als funktionell erste Sprache. Die Schule in Feked gehörte in der Zwischenkriegszeit zum sog. „Typ C“ mit Ungarisch als Unterrichtssprache, Deutsch wurde nur in den fünften und sechsten Klassen in drei Wochenstunden erteilt und beschränkte sich vornehmlich auf Lese- und Schreibkompetenzen. Vor diesem Hintergrund lassen sich Schreibformen – nach dem Prinzip „Schreib wie du sprichst“ – wie *Markareta* (Rufform: *Markret*) und *Elizabeta* (Rufform: *Lisi*) erklären. Auch bezüglich der ungarischen Rechtschreibung tauchen Unsicherheitsmomente auf, so bei *Mihalj* statt *Mihály*, auch stehen die Vokale ohne die im Ungarischen gebräuchlichen Diakritika: (<a> statt <á>, <o> statt <ó>). Die Ungarischkompetenzen der Ortsbevölkerung standen in dieser Zeit, wenn überhaupt vorhanden, auf einem sehr niedrigen Niveau, die Landessprache wurde vorwiegend mündlich verwendet und nur in der Kommunikation außerhalb des Dorfes.

Die Gründe für die angeführten „Normverstöße“ können aber auch sehr praktischer Natur sein: z. B. fehlender Platz oder nicht vorhandene Schriftschablonen, manchmal auch ein falsches Augenmaß oder schlicht nur Arbeitersparnis. Um ein falsches Augenmaß geht es mit Sicherheit bei der Schreibung des letzten Graphems im Namen WESZ ANDRAS und auch bei KOLLER BALIN, wo für den letzten Buchstaben T kein Platz mehr blieb, des Weiteren auch bei den Namen *Johann Schmidt* und *Elizabeta Studer*, ohne Leerstelle zwischen Vor- und Familiennamen.

Vorwiegend wird die lateinische Schrift (Antiqua) verwendet (meist mit Großbuchstaben), „gebrochene Schrift“, Fraktur nur in drei Fällen. Entsprechend der Entstehungszeit verewigt sich namentlich nur der Hausherr

an der Fassade, bis auf drei Ausnahmen, bei denen auch die Ehefrau angeführt ist, zweimal davon mit Mädchennamen (*Elizabeta Studer, Anna Wagner*).

Auch an Keller- und Presshaustüren befinden sich vereinzelt Inschriften.³⁵ Ebenso wie auf der Giebelmauer der Häuser wurden auch hier Besitzernamen (selbstverständlich ausschließlich Männernamen) und Baujahr verewigt, und auch diese sind stellenweise nicht gänzlich normkonform mit den beiden angestrebten Sprachen: Ungarisch und die deutsche Schriftsprache. Bei den ungarischen Vornamen fehlen auch hier bei den Vokalen die Diakritika, bei *Josze*f schlich sich beim ungarischen Digraph <zs> zusätzlich auch ein Dreher in die Buchstabenfolge hinein. Im sog. „Gründel“, im oberen Ende des Dorfes befindet sich über der Eingangstür des Presshauses der Familie Koller in eine Steinplatte eingemeißelt der einzige Spruch: „In diesen Preßhaus/Stütz ein und Auß“. Neben der Großschreibung bei Aus sickert hier im Demonstrativpronomen *diesen* (vs. *diesem*) auch die Mundart durch, denn im hiesigen Dialekt fallen bei den Maskulina und Neutra Akkusativ und Dativ formal zusammen – man spricht auch von einem sog. Akkusativ – zu Gunsten der Akkusativ-Formen. Hingewiesen sei auch auf den Vornamen des Besitzers, hier, im Gegensatz zur ungarischen Entsprechung *Bálint* an einer der Haustüren, in deutscher Form, was die Popularität von *Valentin* in Feked unterstreicht.



19 36
KLUG JANOS



Valentin Koller
1925.
In diesen Prßhaus
Stütz ein und Auß

³⁵ Keller und Presshäuser befanden sich einerseits auf der Hofstelle, in den Hang eingegraben für das Gemüse, andererseits an den beiden Enden des Dorfes, in denen der Wein gelagert wurde.



ENGLERT 19 29 JOSZEF



HELBICH 19 27 ADAM

Abb. 48–52: Sprachliche Elemente an Presshäusern

Nicht-sprachliche Zierornamente, Zierstücke

Die Giebelseiten der Häuser sind durch die sprachlichen Elemente (Besitzernamen, Baujahr) und die Eingangstüren schon an sich unverwechselbar, durch die aufwendigen und üppigen Zierelemente bekommen sie aber noch eine zusätzlich individuelle Note. Diese wurden – mit Ausnahme der fertig gelieferten Zierstücke – immer mit Mörtelputz aufgetragen. Dieser bestand aus 2/3 gesiebttem Flusssand und 1/3 Zement, dazu gab man Wasser, bis die optimale Konsistenz erreicht wurde.³⁶ Die meisten Maurer arbeiteten mit Schablonen, es gab nur sehr wenige, die das Talent besaßen, aus dem auf

³⁶ Vgl. auch Lantos 2002, S. 216.

die Mauer aufgetragenen Mörtelputz die Buchstaben oder die verschiedenen Verzierungen freihändig zu gestalten. Die Beschreibung der Verzierungen ist in Anbetracht ihrer Vielfalt und Üppigkeit keine leichte Aufgabe. Charakteristisch sind einerseits die sowohl senkrecht als auch waagrecht verlaufenden Schmuckfriese, oft als Fenster- und Türfriese, aber auch als Abschluss der Giebelmauer angebracht. Fenster und Türen, einschließlich der Lüftungslöcher, umspielen häufig Blumengirlanden. Hervorgehoben werden sie aber andererseits auch durch verschiedene angedeutete Säulenmuster (Pilaster), korinthische Säulenkapitelle, Tympanons, Bögen, Rocailles, Kartuschen, Rauten, durch in die Ecken oder mittig gesetzte Rosetten bzw. geometrische Formen.





Abb. 53–65: Ornamente, Verzierungen um Fenster und Gangstürchen

Hinzu kommen noch – meist auf der Giebelmauer angebracht – verschiedene religiöse Symbole: Kreuz, erhöhtes Kreuz, das Allsehende Auge für die Allgegenwart Gottes, das Dreieck für die Heilige Dreifaltigkeit, der Anker für Zuversicht, Hoffnung und Gottvertrauen, das Herz, Engelsköpfe, Engelsfiguren und die Muschel u. a. als Symbol der Pilgerschaft an sich, aber auch in übertragenem Sinne als Pilgerschaft des Menschen auf Erden.³⁷ Die drei letzteren gehören zusammen mit dem ungarischen Wappen mit und

³⁷ Diese Symbolik geht v. a. auf die Jakobsmuschel zurück und ist nur eine der Deutungsmöglichkeiten der Muschel in der christlichen Ikonographie. Die Muschel besitzt eine weitverzweigte positive Symbolkraft, die im europäischen Kulturkreis bis zur griechischen Antike zurückreicht (vgl. dazu die Geburt der Aphrodite). Sie steht u. a. für Fruchtbarkeit und Sexualität. Als Motiv in den bildenden Künsten und in der Architektur wird sie in der Renaissance, der Wiedergeburt der Antike wieder aufgegriffen, auch im Barock, Klassizismus und im Rokoko gehört sie zu den beliebten Zierelementen, genau so, wie im Historismus im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Die Muschel als Motiv erfreut sich nicht nur alleinstehend durchgehend großer Beliebtheit, sondern auch in Verbindung mit Pflanzen-, Blumen-, Ranken- und Blumenornamenten als zentrales Element von sog. Rocailles.

ohne Stephanskrone, den Putti, den Engelsfiguren und den Rosetten schon zu den Zierstücken. Diese wurden nicht vor Ort von den Maurern modelliert, sondern bei Keramikfabriken bestellt. In Bezug auf die Zierstücke in Feked kommen zwei Firmen in Betracht, wenn auch ihre Zuschreibung nicht mit letzter Sicherheit geklärt werden kann: Die Niederlassung der Wiener Drasche-Fabrik in Budapest und die berühmte Zsolnay-Keramikfabrik in Fünfkirchen.³⁸ Beide stellten nicht nur Haushalts-, sondern auch Baukeramik her und führten solche Zierstücke in ihrem Sortiment. Mit Sicherheit aus der Zsolnay Fabrik stammen aber die bunten Fliesenverzierungen aus Pyrogranit am Haus in der Hauptstraße 36, an dem übrigens auch die beiden, ebenfalls Pyrogranit-Muscheln oberhalb der Sturzbalken angebracht wurden bzw. die beiden Löwenköpfe an einem Presshaus.³⁹



-
- 38 Die Budapester Niederlassung der Drasche-Fabrik stellte solche Zierstücke nicht her, sie spielte nur eine Vermittlerrolle beim Transport, bestellen musste man die Dekorationselemente bei der Wiener Fabrik. Die Engelsfiguren sind mit hoher Wahrscheinlichkeit Drasche-Produkte, die Familie Zsolnay führte diese nicht in ihrem Musterbuch. Für die diesbezügliche Expertise sei an dieser Stelle der Kunsthistorikerin und guten Kennerin des Zsolnay-Archivs Zsuzsa Mendöl gedankt.
- 39 Den Pyrogranit entwickelte Vilmos Zsolnay, das Patent dafür erwirkte er 1896, aber bereits ein Jahr davor gründete er innerhalb seiner Firma die Pyrogranit-Manufaktur. Die Grundmasse ist Steinzeugton, zu dem 30–40% Schamottgranulate gemischt werden. Sie wird – wie auch Keramit – ebenfalls bei hoher Temperatur (um die 1300°C) gebrannt und ist nicht nur wetter-, sondern auch frostbeständig. Pyrogranit wird v. a. bei der Herstellung von Baukeramik verwendet, mit und auch ohne Glasur. Bei den bekanntesten Jugendstilbauten in Ungarn griff man auf die Zierstücke der Zsolnay Fabrik aus Pyrogranit zurück. Vgl. dazu: Mattyasovszky Zsolnay et al. 2005, S. 27ff.



Abb. 66–72: Zierstücke: Muschel, Rocailles, Blumengirlanden, Engelsfiguren, ungarisches Wappen mit Stephanskrone, bunte Pyrogranit-Fliesen; Löwenköpfe aus Pyrogranit an einem Presshaus

Die Verzierung der Häuser mit Frontseite aus Keramik zeigt im Vergleich mit den verputzten teils identische, teils aber auch unterschiedliche Merkmale und Techniken. Das Muster wird hier größtenteils durch den Farbkontrast zwischen den ockerfarbenen Keramikziegeln und den gebrannten roten Ziegeln herausgebildet (s. Abb. 18), daneben gibt es an diesen Häusern aber auch noch zusätzliche Mörtelputzverzierungen.

Summierend lässt sich feststellen: Man „bediente sich“ aus einem sehr eklektischen Inventar von Formen, Mustern und Motiven, das von der traditionellen bäuerlichen Blumenornamentik über religiöse Symbole bis hin zu griechisch-antiken, Renaissance- und barocken Elementen sehr Verschiedenes umfasst. Da das Inventar zugleich auch sehr gliedreich ist, ermöglicht es auch eine variable und individuelle Kombination dieser, was wiederum

Unikate hervorbringt. Der Ansatz und die Grundstruktur sind die gleichen, die Ausführungen jedoch unterschiedlich. Betont werden sollte allerdings, dass es hierbei nicht um eine zeitversetzte pure, sklavenhafte Nachahmung städtischer bzw. durch den Historismus neubelebter Muster geht, sondern um eine Verbindung dieser mit dem eigenen, in der ländlich bäuerlichen Kultur verwurzelten Geschmack, wodurch eine neue Qualität geschaffen wird. Genommen wurde einerseits was gefiel, frei nach Thukydides: „Die Schönheit liegt im Auge des Auftraggebers“, andererseits, was die finanzielle Lage der Familie erlaubte. Auch darf nicht vergessen werden, dass gerade die für jedermann sichtbare Frontseite des Hauses den finanziellen Status der Familie am besten symbolisieren konnte. Es gibt viele, sehr opulent verzierte Fassaden, die dadurch auf den ersten Blick für den heutigen Geschmack auch überladen wirken können, dennoch versprühen sie einen eigenartigen Charme und ziehen einen in ihren Bann. Da muss der Betrachter schon viel Zeit „mitbringen“, wenn er sie in allen Einzelheiten dekodieren möchte. Andere wiederum bestechen durch klare Formsprache und übersichtliche Anordnung weniger Zierelemente und gelten auch noch heute als modern. Man ist bei manchen sogar geneigt, stellenweise Spuren des Art deco zu erkennen, am ausgeprägtesten beim Haus in der Hauptsraße 36. Sowohl die Form der Pilaster als auch die in Feked unikalenen bunt glasierten Pyrogranit-Fliesen sprechen dafür. Ob üppig oder weniger opulent verziert, eins haben die Häuser gemeinsam: Das Streben nach Symmetrie.

In Bezug auf die innere Gestaltung der Häuser soll hier nur auf zwei Innovationen eingegangen werden. In den Häusern aus dem 19. Jahrhundert wurden die beiden kleinen Stuben von der Küche aus beheizt, indem man die Türen offen ließ. In den neuen Häusern mit ihrer viel größeren Wohnfläche und Zimmerzahl war dies einerseits nicht mehr möglich: separate Wärmespender mussten her. Andererseits orientierte man sich vermutlich auch hier an der städtischen Wohnkultur mit ihrer von der Küche unabhängigen Beheizung der Zimmer, aber auch in deren Form: Man ließ sich Kachelöfen setzen. Mehrheitlich entschied man sich für nicht so aufwendig gestaltete und daher auch kostengünstigere Ausführungen von weniger bekannten Herstellern. Es gab aber auch Familien, die es sich leisten konnten, von der namhaften Zsolnay-Fabrik diese zu beziehen. Bis heute ist nur ein einziges Exemplar vollständig erhalten geblieben, die Provenienz ist durch die Signierung eindeutig, mit unverkennbaren Merkmalen des Jugendstils. Die anderen fielen der Modernisierung der Häuser einschließlich der Heizung in den 1960er- und 1970er-Jahren zum Opfer. Ein einziges Exemplar konnte noch aufgefunden gemacht werden, leider nur in Bruchstücken, die zeitweise zur Tränke für das Geflügel umfunktioniert wurden.



Abb. 73–74: Der Zsolnay-Kachelofen mit Schwan und Margarethen
(auch Schwan-Ofen genannt)

Die andere Veränderung betrifft die Zimmertüren, deren Vorbilder ebenfalls in den bürgerlichen Wohnhäusern und Wohnungen der Zeit zu suchen sind. Sie sind zweiflügelig, mit einem unteren Teil aus Holz mit Kassetteneinlagen, im oberen Teil mit Glaseinlagen. Und wiederum die Wohlhabenderen konnten es sich leisten, sandgestrahltes Glas einsetzen zu lassen, typischerweise in einer abschließenden Bogenform im Gegensatz zur quadratischen Form der herkömmlichen Türen. Einige sind bis heute erhalten geblieben, die Muster zeigen vorwiegend Blumenornamente, stellenweise aber auch die Monogramme des Besizerehepaares sogar umgeben von einem Lorbeerkrantz, wie auf dem nachstehenden Bild die von Johann Pest und seiner Frau Elisabeth. Gestaltung, Ornamentik und Motive versprühen einen Hauch Jugendstil.



Abb. 75–76: Sandgestrahlte Türen

Die Wirtschaftsgebäude

Vergleicht man Vermessungskarten von Feked aus dem 19. Jahrhundert und aus der Zwischenkriegszeit, springen nicht nur die deutlich größeren Wohnhäuser ins Auge, sondern auch die in ihrer Anzahl und Fläche deutlich gewachsenen Wirtschaftsgebäude – Ställe, Scheune, Maisspeicher –, die die finanzielle Basis für die „Blütezeit“ sicherten. Angebaut wurden diese einerseits giebelständig unmittelbar an das Haus, aber immer unter separatem Dach, andererseits im rechten Winkel zum Wohnhaus als Querbau. In diesem ließ man aber einen Durchgang (oft ein Tor) nach hinten auf die Hofstelle, die nur so zu erreichen war. Auf den Höfen wohlhabenderer Familien, die auch vierzehn bis sechzehn Stellplätze für ihre Rinder brauchten, findet man auch oft eine Kombination dieser.



Abb. 77: Johann Nichter und Margareta Scheich 1942 vor dem Wirtschaftsgebäude in Giebelrichtung



Abb. 78: Wirtschaftsgebäude im rechten Winkel zum Wohnhaus errichtet



Abb. 79–80: Wirtschaftsgebäude in Längs- und Querrichtung heute (links mit Durchgangstor auf die Hofstelle)

Die pragmatische Anpassung an die schmalen Grundstücke zeigt ein Wirtschaftsgebäude besonders gut: Der Maisspeicher, ein aus Latten angefertigtes, daher luftdurchlässiges, entweder frei, auf Füßen stehendes oder auf diversen Wirtschaftsgebäuden (Schweine-, Hühnerstall) aufgestocktes Bauwerk zum Trocknen und Lagern von Maiskolben. Er gilt als sachlicher Kulturimport bei den Ungarndeutschen, auch die Bezeichnung dafür *Kuuri*, *Kukruzkuuri* ist ein Lehnwort aus der Landessprache. In Feked gab es auch vereinzelt frei stehende Maisspeicher, mehrheitlich jedoch wurden sie flächensparend aufgestockt v. a. auf den Schweinestall.⁴⁰ Bei diesen Maisspeichern besteht auch der Boden bzw. die Stalldecke aus der gleichen Bretterkonstruktion wie die Seitenwände; Körner, die sich vom Kolben lösen, fallen durch die Ritzen somit in den Stall und können von den Tieren als Futter verwertet werden. Ab Mitte der 1990er-Jahre werden die Kolben gleich nach der Ernte meist auch abgekörnt. Dadurch verloren die Speicher ihre ursprüngliche Funktion – auch verstärkt durch die Tatsache, dass die Familien die Vieh- und Schweinezucht nach und nach aufgegeben haben – und wurden auch in Feked oft abgerissen.



Abb. 81–82: Maisspeicher: frei stehend und auf dem Schweinestall

Die Wirtschaftsgebäude überragten in der Höhe, nicht selten auch in der Breite die Wohnhäuser, sowohl die in der Zwischenkriegszeit gebauten, als auch jene aus dem 19. Jahrhundert. Für Letzteres gibt es heute noch mehrere Beispiele, die die „Bauernlogik“ bekräftigen: Zuerst investierte man in die Wirtschaft und erst als diese bereits genügend Gewinn einbrachte, wandte man sich der Verbesserung der Wohnverhältnisse zu. Kennzeichnender Weise sind bei diesen Bauernhöfen die Wirtschaftsgebäude nur giebelsei-

⁴⁰ Vgl. dazu: Erb 2012, S. 241; 58ff.

tig ans Haus angebaut, auch das spricht dafür, dass die Familien zu den Ärmern im Dorf gehörten. Die Tatsache, dass diese Häuser bis heute in ihrer Originalgröße erhalten blieben, spricht dafür, dass es zur Umsetzung der „Phase zwei“ des Wirtschaftsplanes nicht mehr kam, dafür „sorgte“ die Zeit nach 1945.

Beim Bau ließ man Sorgfalt walten und achtete auf die Qualität des Baumaterials. Deshalb wurden Scheune und Ställe oft aus beständigeren Steinen, auch stellenweise aus gebrannten Ziegeln errichtet. Auf Stabilität achtete man auch bei den Decken. Im Hof in der Hauptstraße 36 steht immer noch ein Stall mit sog. „Preußenkuppe“ (ung. *porosz síveg*), eine Art Tonnengewölbe mit Metallbalken als Verstärkung in einem Abstand von ca. 1 m.



Abb. 83: Preußenkuppe im Rinderstall giebelseitig



Abb. 84: Wirtschaftsgebäude aus Stein und Ziegeln, angebaut an das Wohnhaus

Zaun und Tor

Zu derart dekorativen Giebelseiten passten die alten Lattenzäune selbstverständlich nicht, sie wurden durch kunstvolle schmiedeeiserne Zäune und Tore ersetzt, die die Straßenseite des Bauernhofes abrundeten und ihre Wirkung sicherlich auch nicht verfehlten. In die verschnörkelten Formen wurden u. a. verschiedene Pflanzenmotive (Blumen, Knospen, Blätter) und ein Teufelskopf sowie nicht näher definierbare Fabelwesen eingearbeitet.





Abb. 85–94: Schmiedeeiserne Zäune

Die Handwerker

Landwirtschaft und Geschäftssinn sicherten die finanzielle Basis für das „Kleinod“. Verwirklicht haben es die Handwerker, und zwar (fast) ausschließlich ortseinsässige.

In Feked wohnten schon von Anfang an nicht nur Bauern, sondern auch Handwerker. In den Steuerlisten sind für die Zeit zwischen 1725 und 1752 unter den „nicht bäuerlichen Berufen“ auch je ein Fassbinder, Schmied und Töpfer registriert. Ihre Zahl nimmt mit der Zeit deutlich zu. Im Verzeichnis der Handel- und Gewerbetreibenden aus dem Jahre 1924 sind für Feked für das im weitesten Sinne gefasste Baugewerbe drei Schmiede, je zwei Tischler und Wagner und je ein Drechsler, Böttcher und Maurer aufgelistet. Kuszter (1939) verzeichnet schon drei Tischler und zwei Wagner, doch nach Erinnerungen der heute ältesten Dorfbewohner lag ihre Zahl noch höher.⁴¹ Die Handwerker hatten aber auch Lehrlinge und Gesellen und beim Hausbau half nicht nur die Familie, sondern auch die Verwandtschaft mit. Wenn die örtlichen Handwerker ausgelastet waren, griff man auch auf welche aus den umliegenden Dörfern zurück. So arbeiteten die Mitglieder der Maurerdynastie Mitzinger aus Nimmesch laut Lantos außer in Sawer/Székelyszabar, Boschok Wemend, Sandeschewe/Szenterzsebet, Kikisch/Kékesd, Marase/Maráza und Berkisch/Berkesd auch in Feked.⁴² Genauso umgekehrt, auch Fekeder Handwerker übernahmen Aufträge in der Kleinregion. Dieser Handwerkermobilität einerseits und dem räumlich ausgedehnteren Kommunikationsradius der Dorfbewohner – ob zu Fuß, mit dem Bauernwagen oder mit der 1910 eröffneten Eisenbahn zwischen Badesek/Bátaszék und Fünfkirchen, oder eben durch Heiratsbeziehungen,

41 Gewerbeverzeichnis 1924, S. 755.; Kuszter 1939, S. 18.

42 Lantos 2002, S. 217.

Verwandschafts- und Kirmesbesuche – ist es zu verdanken, dass in der Region zwischen Fünfkirchen und Mohatsch die in dieser Zeit gebauten Häuser einander sehr ähnlich sind. Es geht sogar soweit, dass in den verschiedenen Dörfern teilweise auch die gleichen Zierstücke zu finden sind. So findet man z.B. die Engelsfiguren und das ungarische Wappen in Feked (Hauptstraße 40) auch in Kemend/Máriakéménd (Rákóczi Straße 54), die gleichen Engelsfiguren (ohne Wappen) zieren die Giebelwand des Hauses in der Petőfi Straße 17 im benachbarten Wemend, um nur einige Beispiele anzuführen.

Dem Zauber dieser Häuser konnte sich auch Rudolf Hartmann nicht entziehen. 1926 lichtete er das Haus des Richters von Kemend/Máriakéménd Josef Ulrich ab.

„Die reichen Schmuckelemente der Hausfassade, der aus Ziegeln gebaute Zaun, das nach hinten verlängerte 25 Meter lange Haus sowie die im Hof stehenden großen Stallungen weisen darauf hin, daß der Richter Josef Ulrich zu den wohlhabenden Bauern in seiner Gemeinde zählte“⁴³

so Márta Fata, Herausgeberin des einschlägigen Dokumentationsbandes über Rudolf Hartmann in ihrem Kommentar zum Bild: Feststellungen, die auch für zahlreiche Häuser und Familien dieser Zeit in Feked zutreffen.

Die Kirche

Den Fekedern lag ihre Kirche seit jeher besonders am Herzen. Sie spendeten für ihre Instandhaltung und Erweiterung auch in mageren Zeiten, um so mehr jetzt, in den Jahrzehnten des wirtschaftlichen Aufschwungs. Die Kirche wurde in den 1920er-Jahren innen wie außen renoviert – durch das hohe Grundwasser war dies in bestimmten Zeitabständen auch nötig –, doch jetzt wurde zusätzlich auch ihre ganze Innenausstattung samt die der Sakristei neu gestaltet. Zwei ortseinsässige Tischlerfamilien haben die aufwendigen Arbeiten ausgeführt. Die Bänke fertigte Adam Scheich an, er war vorwiegend als Bautischler tätig, übernahm aber auch Bestellungen für Möbelstücke. Die sakralen Objekte – Hauptaltar zu Ehren der Heiligen Dreifaltigkeit, Kanzel, Beichtstuhl – sowie der Schrank in der Sakristei

43 Fata 1999, S. 69. Rudolf Hartmann war ab 1928 als Deutschlektor an den Universitäten Szeged, Debrecen und Budapest tätig. Er unternahm zwischen 1925 und 1942 „Fotowanderfahrten“ bevorzugt, aber nicht nur in ungarndeutsche Dörfer und dokumentierte verschiedene Bereiche ihres Lebens. Die von ihm angefertigten an die 800 Bilder haben einen unschätzbaren Dokumentationswert. Einsehbar etwa im IVDE Freiburg, Bildarchiv: „Nachlass Rudolf Hartmann“.

stammen aus der Möbeltischler-Werkstatt Jung-Gregorits. János Jung, der Gründer des Familienunternehmens übernahm jedoch nicht nur die Herstellung, er fertigte auch die Entwürfe an.⁴⁴



Abb. 95–98: Die neue Inneneinrichtung der Kirche

44 János Jung genoss als Kunstmöbeltischler einen ausgezeichneten Ruf. Er fertigte sowohl Alltags- als auch Kirchenmöbel an und belieferte Auftraggeber nicht nur in der näheren Umgebung, in der Branau und Tolnau, sondern auch in entfernten Gegenden des Landes, so in Miskolc, Wesprim/Veszprém, Püspökladány, Krassószörény oder Léva. Für seine Tätigkeit erhielt er mehrere Auszeichnungen, so u. a. 1909 vom Landesverband der Gewerbetreibenden und 1930, zum fünfzigjährigen Bestehen der von ihm gegründeten Werkstatt vom Minister für Handel und Gewerbe. Er machte es der Konkurrenz nicht leicht. 1910 schaltete der Möbeltischler Imre Botos im Seksarder Ortsblatt „Közérdek“ mehrmals nacheinander eine Anzeige mit eindeutigem Hinweis: „Wer moderne Möbel oder Einrichtungsgegenstände in einem anderen Stil [...] anfertigen lassen möchte, der muss ab jetzt nicht nach FEKED oder in eine andere Siedlung [...]“ (Übersetzung: Maria Erb). Feked steht in Blockschrift und überragt auch vom Schriftgrad deutlich die anderen Teile des Textes.

Gekauft wurden auch neue Heiligenstatuen aus Lindenholz, alle stellen ungarische Heilige aus dem Herrscherhaus der Arpaden dar: den Hl. Stephan, den Hl. Emmerich, den Hl. Ladislaus sowie die Hl. Elisabeth⁴⁵ und die Hl. Margarethe. Dies entsprach durchaus dem Zeitgeist, eine entscheidende Rolle hatte dabei aber auch der damalige Pfarrer Galambos, der die Dorfgemeinschaft auch in anderen Bereichen ein wenig „umerziehen“ wollte.⁴⁶ Laut den Erinnerungen der Dorfbewohner hatte er eine erfolgreiche Strategie zur Steigerung der Spendenbereitschaft eingesetzt: Er suchte alle mit dem Vornamen *Stephan*, *Elisabeth* und *Margarethe* auf – die anderen Namen waren im Dorf nicht vertreten – und bat sie um eine Spende für die Statue ihres Schutzpatrons. Da konnte man natürlich nicht nein sagen.

Die schweren Jahrzehnte: Das Kleinod verblasst

Das Ende des Zweiten Weltkrieges markiert nicht nur in der europäischen Geschichte den Beginn einer neuen Ära, sondern auch in der Geschichte der Ungarndeutschen. Solange die davor liegenden 250 Jahre vorwiegend Konstanz, Kontinuität und Erhalt charakterisieren, leitet 1945 eine Epoche ein, die in allen Bereichen des Minderheitendaseins durch Divergenz, Diskontinuität und Verlust geprägt ist. Auch Feked bildet keine Ausnahme.

Der Leidensweg beginnt noch vor Ende des Zweiten Weltkrieges. Am 22. Dezember 1944 erklärt der Befehl 0060 der Sowjetarmee die „Mobilisierung aller arbeitsfähigen Personen deutscher Abstammung“, Männer zwischen

45 Die Heilige Elisabeth nimmt in dieser Heiligen-Galerie eine Sonderstellung ein. 1207 in Sárospatak als Tochter des ungarischen Königs Andreas II. geboren, heiratete sie 1221 den Thüringischen Landgrafen Ludwig. Sie verstarb mit nur 24 Jahren 1231 in Marburg/Lahn. Als Patronin der Armen und Kranken wurde sie schon 1235 heilig gesprochen und genoss besondere Verehrung. Durch ihre doppelte Bindung v. a. in Ungarn und im deutschen Sprachraum, was auch in ihren Epitheta ornantia zum Ausdruck kommt: *Elisabeth von Thüringen*, *Elisabeth von Ungarn*, *Magyarországi Szent Erzsébet*, *Árpádházi Szent Erzsébet*. Sie war aber neben Bonifatius die Regionalpatronin des Hochstiftes Fulda. In Feked war *Elisabeth* übrigens der zweitbeliebteste Frauenvorname nach *Anna*.

46 Wegen der herkömmlichen Nachbenennung trugen in Feked viele den gleichen Vornamen. Das gefiel Pfarrer Galambos nicht, deshalb änderte er kurzerhand die Traditionen der Namenswahl, seine Entscheidung begründet er in einem Eintrag in die Pfarrchronik vom 6. November 1922 wie folgt: „Nachdem ich verkündete, dass ich ab jetzt nicht bereit bin, Neugeborene auf die gewohnten Namen zu taufen (z. B. beim Nachbar *Trikl* leben im Haus derzeit je drei Personen, die *Hansi* und *Nani* heißen), taufte ich den jetzt Anfang Oktober zur Welt gekommenen Erstgeborenen von *Heinrich Wesz* auf den Namen *Ede*, und die am 2. November geborene Tochter von *Peter Kepner* auf *Regina*.“ Laut Erinnerungen der Dorfbewohner bot der Pfarrer den Eltern drei solche Vornamen an, die im Dorf noch nicht vergeben wurden, sie durften nur aus diesen wählen.

17 und 45, Frauen zwischen 18 und 30 Jahren. In die Geschichte ist diese „Mobilisierung“ als Verschleppung zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion bzw. als „Malenkij robot“ eingegangen. Am zweiten Weihnachtstag (!) 1944 wurden aus Feked 40 Personen zur Zwangsarbeit verschleppt, elf von ihnen kehrten nie heim. Einige hatten Schuhe, mehrheitlich legten sie aber den Fußweg nach Fünfkirchen in Klumpen zurück. Auch der Zweite Weltkrieg forderte Opfer: Das Dorf hatte 39 Menschenleben zu beklagen.

Am 22. Dezember 1945 wurde das Gesetz Nr. 12330/1945 über die Vertreibung verabschiedet, knapp einen Monat später, am 19. Januar rollten auch schon die ersten Viehwaggons aus Wudersch/Budaörs in Richtung alte, aber fremde Heimat. Feked erreichte die Vertreibung am 15. September 1947. Betroffen waren 36 Familien, die Endstation war Pirna in Sachsen. Nur ganz wenige sind jedoch endgültig dort geblieben: Mehrere Personen konnten schon unterwegs, noch in Ungarn, fliehen, andere wiederum einige Zeit nach ihrer Ankunft. Die Zurückgekehrten waren damit konfrontiert, dass sie kein Zuhause mehr hatten, denn inzwischen wurden sie enteignet. Sie konnten bei Freunden und Verwandten Unterschlupf finden. Ihre Häuser samt der ganzen Wirtschaft bekamen die im Rahmen des Bevölkerungsaustausches zwischen Ungarn und der Tschechoslowakei übersiedelten Ungarn aus dem ehemaligen Oberungarn (heute Slowakei). Mit der Zeit konnten die enteigneten Familien ihre Häuser zurückkaufen, denn die ungarischen Neusiedler (genannt „Telepeschek“ < ung. *telepes* ‚Siedler‘) sind nach einigen Jahren weggezogen nach Nordungarn, näher zu ihrer ehemaligen Heimat. Sie konnten sich auch mit der hügeligen Lage der hiesigen Agrarflächen nicht so richtig anfreunden, ausschlaggebend war aber die Kollektivierung der Landwirtschaft, die sie nicht mitmachen wollten. Sie fanden dann nach ihrem Umzug eine Anstellung meist in der Industrie.

Bauernfamilien bilden nicht nur eine soziale Einheit, sondern auch eine Wirtschafts- und Arbeitsgemeinschaft. Die im Rahmen der sozialistischen Umgestaltung des Landes vollzogene Kollektivierung der Landwirtschaft führte auch in Feked zur Auflösung der bäuerlichen Einzelwirtschaften. Die Familien wurden nicht nur ihrer Existenzgrundlage und ihrer Selbstständigkeit beraubt, es führte auch zur Veränderung der Berufsstruktur der Ortsgemeinschaft. Im Zeitverlauf nachgezeichnet: Die damals arbeitsaktive Generation konnte auf den Arbeitsmarkt „nur“ das anbieten, worauf sie sich von kleinauf verstand, ihre Kenntnisse in Ackerbau und Viehzucht. Erwerbstätig wurde sie zuerst in der 1949 gegründeten staatlichen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG) von Feked bzw. Wemend, später auch auf den Obstplantagen des Staatsgutes in Metschge/ Erdösmecke, die Männer auch in der Forstwirtschaft. Da die staatlichen

Produktionsgenossenschaften in dieser Zeit noch gar nicht oder nur sehr spärlich mit Maschinen ausgestattet waren, musste fast alles von Hand erledigt werden, daher waren die ehemaligen selbstständigen Bauern mit ihrem Sachverständnis sehr willkommene Arbeitskräfte.⁴⁷

Von der heranwachsenden nächsten Generation fanden viele auch schon in den kleineren Betrieben und Fabriken der Umgebung (u. a. in Fünfkirchen, Wemend, Metschge, Boschok) eine Anstellung, sie mussten allerdings jeden Tag pendeln. Man war – als einziges öffentliches Verkehrsmittel – auf die Bahn angewiesen, die aufgezählten Ortschaften liegen alle an der Bahnlinie Badesek–Fünfkirchen. Die Abwanderung aus Feked beginnt bei dieser Generation. Im Dorf gab es praktisch keine Arbeitsplätze, daher musste man das Pendeln in Kauf nehmen. Doch nicht nur das war sehr anstrengend: Die Bahnstation von Feked liegt an und für sich schon ein wenig abseits von der Siedlung, wohnte man am oberen Ende des Dorfes, musste man täglich zweimal eine Entfernung von mehr als 2 km zu Fuß zurücklegen. Das war besonders bei schlechtem Wetter und in den kalten, nassen Jahreszeiten eine richtige Herausforderung, denn im Dorf gab es bis Ende der 1970er-Jahre keine gepflasterten Straßen und Gehwege.⁴⁸ Erschwerend kam noch hinzu, dass der Neckname *Heckentrapper* immer noch eine traurige Gültigkeit hatte. Die Verbindungsstraße Richtung Metschge/Erdösmecke wurde erst am 3. November 1977 übergeben.⁴⁹ Viele wollten das nicht in Kauf nehmen und zogen weg, v. a. nach Fünfkirchen: Eine klassischer Flucht vom Land in die Stadt.

Es sind vor allem ihre Kinder, deren Bildungsweg mit der Grundschule nicht aufhört: Viele absolvierten eine Berufsschule, haben Abitur oder einen Hochschulabschluss. Sie sind nicht mehr nur in handlungs-, sondern auch in schriftorientierten Berufen tätig, einige bekleide(te)n auch eine mittlere Führungsposition. Zwischen horizontaler und vertikaler Mobilität besteht oft ein gegenseitiges Bedingungsgefüge. Mit ihrer Berufsausbildung und

47 Die maschinelle Aufrüstung der LPGs erfolgte nur schrittweise. Bis Ende der 1960er-Jahre arbeitete z. B. eine ganze Fekeder Brigade auf dem Staatsgut in Schatritz/Sátorhely. Sie wurden jeden Morgen mit einem Plateauwagen Marke Zill abgeholt und abends heimgefahren.

48 Etel Weber, die selbst täglich pendelte, erzählte: Man hat die Strecke in Gummistiefeln zurückgelegt, normales Schuhwerk war undenkbar bei dem Dreck, diese dann bei der Bahnstation ausgezogen, dort abgestellt und abends für den Heimweg wurden sie wieder angezogen.

49 Laut der Tageszeitung *Dunántúli Napló* (04.11.1977), die in einem Artikel von der Übergabe der Verbindungsstraße berichtete, freuten sich die Fekeder so sehr über diese Aufhebung der Isoliertheit, dass sie zur feierlichen Übergabe eine so große Menge Band in den Nationalfarben rot-weiß-grün mitbrachten, die auch für eine Autobahn gereicht hätte.

ihrem Bildungsgrad konnten sie natürlich nur in urbanen Siedlungen eine Anstellung finden, die meisten leben in Fünfkirchen, in der Stadt, in der sie größtenteils auch ihre Ausbildung gemacht haben. Im übrigen war es jene Generation, die (seit 1961) in der Oberstufe täglich schon mit dem Bus in das benachbarte Wemend pendeln musste. In Feked gab es nämlich nur eine Lehrerin, die die Kinder der ersten vier Klassen in einem Raum unterrichtete, später – durch die rapide sinkende Kinderzahl – wurde der Unterricht *im Ort* gänzlich eingestellt.

Die durch äußere Umstände gesteuerte Abwanderung schlägt von Volkszählung zu Volkszählung immer mehr zu Buche, bis 1990 verlor das Dorf mehr als die Hälfte seiner Bewohner.

Jahr	1949	1960	1970	1980	1990
Einwohnerzahl	837	786	-	473	346
Deutsch als Muttersprache	81 9,91%	150 19,08%	-	170 35,94%	172 49,71%

Tabelle 3: Einwohnerzahl und Muttersprache 1949–1990

Die Abwanderung, die auch nach 1990 kontinuierlich zu verzeichnen ist, äußert sich nicht nur in den sinkenden Einwohnerzahlen. Sie hat nicht nur die zunehmende Veralterung des Dorfes, sondern auch Änderungen in der Familienstruktur zu Folge: An die Stelle der traditionellen Drei-Generationen-Familie trat immer mehr die Kernfamilie mit den Eltern und ihren unmündigen Kindern, doch sie haben ihren festen Wohnsitz in der Stadt, auch wenn sie die Eltern bzw. Großeltern, übrigens bis heute, sehr häufig besuchen. Und nicht zuletzt sind diese Veränderungen und Handlungsmuster – ergänzt durch die für die Fekeder immer schon charakteristische pragmatische Anpassung an veränderte Umstände – auch als Gründe dafür zu betrachten, warum das bauliche Erbe der Zwischenkriegszeit erhalten blieb. Die Eltern kauften ihren Kindern ab den 1960er-Jahren nämlich lieber eine Wohnung in der Stadt, anstatt ihre Häuser in die damals üblichen „modernen“ umzubauen. Eine Erweiterung war auch nicht nötig, denn für die zu Hause gebliebene eine Generation reichte die Wohnfläche – ursprünglich für drei Altersklassen gedacht – mehr als aus. Modernisiert hat man natürlich – es wurden u. a. Zentralheizung und Badezimmer eingebaut, stellenweise die Raumeinteilung geändert, in manchen Häusern auch die alten Holztüren gegen welche aus pflegeleichterem und wetterbeständigerem Kunststoff ausgetauscht und leider auch einige Gangtüren zugemauert. Doch die Bausubstanz ist grundsätzlich erhalten geblieben und mehrheitlich auch das äußere Erscheinungsbild. Da

die Ersparnisse größtenteils in die Stadtwohnung der Kinder investiert wurden, blieb für die äußere Instandhaltung der Häuser kein oder ganz wenig Geld übrig. Wind, Schnee, Regen, Sonneneinstrahlung forderten mit der Zeit ihren Tribut, die Verzierungen bröckelten, Zierstücke fielen ab oder verblassten, die aus Holz gefertigten Fenster und Türen bekamen Risse: Die Häuser machten einen sehr verwahrlosten Eindruck, das „Kleinod“ verblasste und „versank“ für mehrere Jahrzehnte in einen Dornröschenschlaf. Doch zum Erhalt des baulichen Erbes trug noch eine wichtige Tatsache bei: Die in die Stadt gezogenen Kinder verkauften die Häuser nach dem Tod der Eltern nicht, sondern behielten diese als Zeitwohnsitz und verbringen mit ihrer Familie jedes Wochenende im Dorf.

Es wurden auch in dieser Zeit neue Häuser gebaut, die zeitliche Staffelung korrespondiert sehr gut mit den jeweiligen politischen, wirtschaftlichen und soziologischen Steuerungsfaktoren: Zwischen 1946 und 1960 entstanden an die 10%, zwischen 1961 und 1970 an die 15% und bis 1980 weitere 2% des heutigen Immobilienbestandes. In dem darauf folgenden Jahrzehnt wurde kein einziges Haus im Dorf gebaut.⁵⁰ Diese stechen aus dem Ortsbild deutlich hervor, sie stehen überwiegend traufenseitig an der Grundstücksgrenze, ohne Verzierung mit zwei bis drei großen Fenstern zur Straße und haben keine individuellen Züge. Im Volksmund wurden sie wegen ihrer Form nach dem Vorsitzenden der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei János Kádár auch „Kádár-Würfel“ (ung. *Kádár kocka*) genannt (s. hierzu auch den Beitrag Prosser-Schell/Tóth in diesem Band).



Abb. 99: Kontrastprogramm: Alt und Neu nebeneinander



Abb. 100: „Kádár-Kocka“ (Kádár-Würfel“)

Doch nicht nur die Häuser, das ganze Dorf sah bis in die 1980er-Jahre sehr vernachlässigt und trostlos aus. Die Geschehnisse des Dorfes leitete fast 250 Jahre hindurch der Gemeindevorstand: Richter und Geschworene. Die politischen Veränderungen setzten auch dem ein jähes Ende. Es kamen

⁵⁰ Pap et al. 2018, S. 30.

die Jahrzehnte der politisch zuverlässigen „Ratsvorsitzenden“. Zwischen 1948 und 1964 wurde Feked noch als selbstständige Kommune verwaltet, ab 1965 dem größeren Nachbardorf Wemend angeschlossen, nicht nur was die Verwaltung anbelangt, sondern auch finanziell. Mit weitreichenden Folgen, die den Dorfbewohnern auch heute noch „sauer aufstoßen“. Eine meiner Gewährspersonen, Ildikó Szeifert formulierte bitterböse: „Feked haben sie behandelt, wie den Schweinestall. Sie sagten: Wenn Geld übrig bleibt, kriegens auch sie was ab, wenn nicht, dann ist es ihnen halt eben so ergangen. Und Geld blieb nie übrig!“ Die Investitionen blieben aus, Reparaturen an den kommunalen Einrichtungen wurden nicht getätigt, kein Anschluss an die öffentliche Wasser- und Gasversorgung und insgesamt zwei Telefonanschlüsse im Dorf. Es gab auch keine festen Gehwege und Straßen. Bei schlechtem Wetter oder in den kalten Jahreszeiten versank das Dorf wortwörtlich im Schlamm, es war eine Herausforderung auch nur die Straße zu überqueren. Man behalf sich, indem Maisstengel auf der Straße ausgebreitet wurden.



Abb. 101–102: Hochzeit 1963: Die Gäste in Gummistiefeln, die Braut in Männerhalbschuhen

Diese Zustände blieben natürlich auch vor den Bewohnern der Nachbargemeinden nicht verborgen. Ihre Meinung darüber formulierten sie einerseits in dem Neckspruch „*In Feked wiet-me trecket*“ (‘In Feked wird man dreckig‘), andererseits im Necknamen „Klumpenträger“. Wie oben bereits erwähnt, waren die Klumpen feste Bestandteile der Kleidungskultur der Deutschen in vielen umliegenden Ortschaften. Doch wegen der miserablen Straßenverhältnisse trug man sie in Feked viel länger, bis in die 1980er-Jahre hinein, in dieser Zeit wurden sie anderswo schon längst abgelegt.

Der Neuanfang

Ein Dorf will leben

Die politischen Umwälzungen der 1990er-Jahre stellten die Weichen nicht nur in der europäischen Geschichte, sondern auch im kleinen Feked neu.

1992 löste sich das Dorf aus der gemeinsamen Kommunalverwaltung mit Wemend und wurde wieder selbstständig: Mit eigenem Bürgermeister und eigener Gemeindevertretung, bei denen auch die Haushalts- und Satzungshoheit liegt. Das Dorf kann nach Jahrzehnten der Abhängigkeit und Vernachlässigung die Regelung der Geschicke in die eigene Hand nehmen. Und zu tun gibt es so einiges, denn Ausgang ist zugleich Eingang: Das Dorf ist grau, trostlos und verwahrlost. „Drecksloch“ – antwortete einer der ersten deutschen Residenzmigranten auf die Frage, welchen Eindruck denn Feked auf ihn Mitte der 1990er-Jahre machte, als er zusammen mit seiner Frau ihren Zweitwohnsitz hier erwarb. Schonungslos direkt, aber auf die verdutzte Frage, warum sie sich dann trotzdem dazu entschieden hätten, kam die Erklärung: Natürlich spielte auch eine Rolle, dass hier alle Deutsch sprachen, aber darüber hinaus seien die Leute so freundlich und offen gewesen und das Dorf hätte auch in dem damaligen verwahrlosten Zustand einen Charme versprüht, der sie gepackt und nimmer los gelassen hätte.

Damit Feked endlich im 20. Jahrhundert ankommt, stand auf der Prioritätenliste der Ausbau der Infrastruktur an erster Stelle. „Mit 3000 Forint in der Gemeindekasse, einem Schubkarren, einem Rechen und einem Spaten haben wir begonnen“ – so Bürgermeister Peter Tillmann über den Anfang. Nach und nach wurden die Rückstände aufgeholt: Die Straßen wurden asphaltiert, die Gehwege bepflastert, es erfolgte der Anschluss an die öffentliche Gas- und Wasserversorgung, bis dahin gewann man in den Haushalten das Wasser aus dem Hofbrunnen mit einer Pumpe. Nachteil kann sich auch als Vorteil erweisen: Das Dorf wurde erst 2012 an das Telephonnetz angeschlossen, durch die technische Entwicklung in dieser Zeit bedingt mit Glaskabeln, als erste Siedlung in Ungarn.

Man wandte sich parallel dazu auch den Gemeinschaftseinrichtungen zu, denn auch diese waren in einem miserablen Zustand. Das ehemalige Gebäude des Lesevereins wurde in vier Etappen renoviert, modernisiert und durch Küche, Bibliothek und einen Veranstaltungsraum mit Bühne erweitert. Das Gebäude funktioniert heute als Kulturhaus. Das 1819 errichtete Schulgebäude wurde der katholischen Kirche abgekauft und zum Bürgermeisteramt umgebaut. Renoviert wurden auch das einzige Geschäft

und das ehemalige Gebäude des Milchvereins, in dem sich heute das Wirtshaus befindet.

Im Jahre 2000 erwarb die Gemeinde vom Bistum Fünfkirchen für 30 Jahre die Nutzungsrechte für das ehemalige Pfarrhaus. Mit erheblichem finanziellen Aufwand wurde das seit 1992 leer stehende, völlig verwahrloste Gebäude in eine Touristenherberge umgebaut und diesem Zwecke 2004 auch zugeführt.⁵¹



Abb. 103–104: Das Pfarrhaus vor und nach der Renovierung

Nach und nach entstand auch ein beachtlicher Gerätepark, heute besitzt das Dorf von Rasenmähern über Betonmischer bis hin zu Lastkraftwagen alle wichtigen Maschinen und Transportmittel. Das ermöglicht auch eine weitreichende Unabhängigkeit und Kosteneffizienz, was die Arbeiten im Dorf anbelangt, denn diese können einerseits die Angestellten der Kommunalverwaltung erledigen. Andererseits leisten die Dorfbewohner auch viel gemeinnützige Arbeit, bei der diese zum Einsatz kommen.

In Feked gibt es seit 1994 eine deutsche Minderheitenselbstverwaltung, doch schon fünf Jahre davor, 1989 wurde der „Freundeskreis: Unsere Heimat Feked“ gegründet, übrigens als sechster gemeinnütziger Verein in der Branau. Er versteht sich als Dachverein der hier gebliebenen und der weggezogenen Fekeder, durch gemeinsame Aktivitäten und Veranstaltungen fördert er den Zusammenhalt und stärkt die Bindung an das Dorf unabhän-

51 Im Pfarrhaus wohnten zwischen 1860 und 1992 sechzehn Priester. Der letzte Pfarrer von Feked, Lajos Révész (Reis), wurde am 14. Januar 1992 Opfer eines Raubmordes, danach stand das Pfarrhaus leer. Die Seelsorge übernahmen für sechs Jahre der Priester von Metschge/Erdösmecke bzw. Petschwar/Pécsvárd, und seit 1998 der Pfarrer von Wemend/Véménd.

gig vom Wohnort und Altersklasse. Jedes Jahr wird der Tag der Senioren abgehalten mit einem Kulturprogramm der Enkelgeneration: zu den Kleinen kommt der Nikolaus am 6. Dezember auch hier, im Wohnort der Großeltern (im Kulturhaus), im Januar findet ein gemeinsames Schweineschlachten nach altem Brauch statt mit anschließendem *Stichproode* (Schlachtessen) und jedes Frühjahr wird eine ganztägige gemeinnützige Arbeit organisiert („Ein Tag für Feked“) – um nur einiges zu nennen.⁵²

2007 wurde eine Tanzgruppe gegründet, die Proben finden zum Teil in Feked selbst, und, da mehrere Mitglieder und auch der fachliche Leiter, Helmut Heil dort wohnen, zum Teil in Fünfkirchen statt. Die Gruppe nahm das typische Schuhwerk der Ahnen, das später für Spott sorgte mit Stolz in ihren Namen auf und nennt sich „Klumpenjäger“. Eine zweite Kulturgruppe, der Gemischte Chor, wurde 2010 gegründet; er tritt nicht nur bei Veranstaltungen im Dorf auf, sondern auch in der engeren und weiteren Umgebung.

Die Dorfgemeinschaft

Zielgerichtetes, umsichtiges Wirtschaften, gute Bewerbungsstrategie bei öffentlichen Ausschreibungen und viel Eigeneinsatz der Gemeinschaft holten den Rückstand auf und erhöhten deutlich die Lebensqualität. Dennoch ist es nicht gelungen, die Abwanderung zu stoppen. Beschaulichkeit, Ruhe, umliegende Natur, frische Luft können bestimmte Mängel nicht aufwiegen: Es fehlen weiterhin Arbeitsplätze, bestimmte Dienstleistungen (Arzt, Apotheke), Bildungseinrichtungen (Kindergarten, Schule), größere Geschäfte – um nur wenige „Defizite“ zu nennen. Um diese auszugleichen, muss man ins Nachbardorf Wemend bzw. in die näher gelegenen Städte (Fünfkirchen, Mohatsch) fahren. Die Bahnverbindung Badesek–Fünfkirchen wurde Mitte der 1990er-Jahre eingestellt, der öffentliche Nahverkehr wird durch Busse gesichert, doch das optimale Verkehrsmittel ist das Auto. Die Einwohnerzahl sank auch nach 1990 kontinuierlich, verglichen mit dem Höchststand von 901 Personen im Jahre 1900 muss man leider feststellen, dass das Dorf mehr als dreiviertel seiner Einwohner verloren hat.

52 Schinken, Speck, Würste und natürlich Stifolder werden anschließend geräuchert, bewirtet werden damit eingeladene Gäste das ganze Jahr hindurch oder sie werden bei Gemeinschaftsprogrammen aufgetischt.

Jahr	2001	2011	2013	2014	2016
Einwohnerzahl	259	201	204	213	209
Muttersprache Deutsch	79 30,5%	123 61,19%	-	-	-

Tabelle 4: Einwohnerzahl und Muttersprache 2001–2016⁵³

Auch das ist schon an und für sich ein großer Verlust, doch die tatsächliche Lage ist noch schlimmer, als es aus obiger Tabelle hervorgeht. Viele, typischer Weise jene, die weggezogen sind, ihr Elternhaus aber als Zweitwohnsitz behalten haben, haben ihren festen Wohnsitz in Feked gemeldet. Auch wenn sie jedes Wochenende, manchmal kurz auch während der Woche, in Feked sind, wohnen sie nicht hier. Die Zahl der tatsächlichen Bewohner beläuft sich nur auf ca. 150 Personen.

Doch nicht nur Verlust, sondern auch Zugewinn ist zu verzeichnen, nicht zuletzt dank der strategischen Maßnahmen des Gemeindevorstandes. Zu diesen gehört v. a. die Förderung der Niederlassung von Familien mit Kindern in Form einer einmaligen Zuwendung von 800.000 Ft. beim Hauskauf. Des Weiteren gibt es eine finanzielle Unterstützung jedes Jahr bei der Einschulung und auch Monatsstipendien werden verteilt.

Das ehemals verschlossene Dorf charakterisieren seit Mitte der 1990er-Jahre immer mehr auch Öffnung und sogar Internationalisierung. Ein Teil der neuen Bewohner – mit und ohne Kinder – sind ungarische Staatsbürger, typischer Weise kommen sie aus Städten (u. a. Fünfkirchen, Budapest). Einige ließen sich dauerhaft nieder, mehrheitlich jedoch nutzen sie das hier erworbene Haus als Zweitwohnsitz bzw. Ferienhaus. Den anderen Teil der Neankömmlinge bilden ausländische Staatsbürger, im Jahre 2018 belief sich ihre Zahl auf 29. Die größte Gruppe mit sechzehn Personen machen die deutschen Staatsbürger aus, ohne, aber auch mit ungarndeutschem Familienhintergrund. Unter ihnen befindet sich z. B. eine Person über achtzig, die 1947 mit ihren Eltern – allerdings nicht aus Feked, sondern aus Wiragosch/Virágos – vertrieben wurde, aber auch der Enkelsohn einer aus Sawyer/Székelyszabar vertriebenen Familie, ein Tischlermeister, der sich in Feked dauerhaft niederließ, eine eigene Tischlerwerkstatt hier betreibt – er produziert v. a. für den deutschen Markt – und damit Arbeitsplätze schafft, was das Dorf auch bitter nötig hat. Unter den deutschen Staatsbürgern gibt es sowohl Ruhestandsmigranten, die ihren Wohnsitz endgültig nach Feked ver-

⁵³ Die Angaben für 2001 und 2011 sind Bekenntnisdaten der staatlichen Volkszählung, die für die anderen Jahre stammen aus den Anmeldeeregistern der Gemeinde.

legten, als auch Teilzeit- oder Residenzmigranten, die ihre Wohnimmobilie in Deutschland behielten, aber jährlich viel Zeit in Feked verbringen. Die Einheimischen verdienen sich ein kleines Zubrot dadurch, dass sie die „Hausmeisteraufgaben“ für sie erledigen.

Unter den ausländischen Staatsbürgern, die in Feked wohnen, befinden sich noch fünf Österreicher, drei Niederländer und je eine Person aus Schweden, Belgien, Singapur, Vietnam und Rußland. Als Zeichen dafür, dass sie bei den Einheimischen willkommen sind, wehen die Fahnen ihrer Länder beim Kulturhaus.

Das Fekeder Dornröschen wird wachgeküsst

Feked etablierte sich binnen anderthalb Jahrzehnten als selbstständiges Dorf mit einer zeitgemäßen Infrastruktur. In einem krassen Gegensatz zu dieser Entwicklung stand jedoch das Ortsbild, das mit den immer noch heruntergekommenen Häusern optisch keinen positiven Eindruck vermittelte. „Dornröschen“ schlief immer noch, es war an der Zeit, es wach zu küssen. Die dann ab 2007 erfolgte Wiederherstellung und Renovierung des baulichen Erbes lässt sich in einen zweifachen Motivations-Zusammenhang stellen. Einerseits in einen individuellen, denn sie erfolgte auf Wunsch und lag im Interesse der Hausbesitzer, wobei nicht nur Wertsteigerung, sondern auch verstärkte Wertschätzung des kulturellen Erbes und die Rückbesinnung auf die Leistungen der Ahnen eine Rolle spielten. Andererseits in einen gemeinschaftlichen: Feked besaß mit diesem unberührt gebliebenen Immobilienensemble eine einzigartige Ressource, auf die man aufbauen konnte. Durch dieses Alleinstellungsmerkmal bekommt das Dorf den Status eines attraktiven architektonischen „Gesamtkunstwerkes“, was wiederum sowohl im Tourismus als auch bei der Steigerung der Einwohnerzahl eine Rolle spielen kann. Damit verfolgt Feked – wenn auch unbewusst, aber instinktiv – die gleiche Strategie wie zahlreiche Siedlungen seit der politischen Wende in Ungarn ab Anfang der 1990er-Jahre. Es ist die Kommodifizierung eines Teils ihrer Kultur, hier ist es sogar historisch verankert und authentisch, was nicht immer der Fall ist. Heller/Duchêne sprechen bei dieser Vermarktung von materiellen und immateriellen Kulturgütern vom Prinzip „Pride and Profit“.⁵⁴ Zahlreiche verschiedene Veranstaltungen im Rahmen des Programmtourismus und insbesondere eine fast unüberschaubare Zahl an gastro-kulturellen Festen verdanken in Ungarn ihre Entstehung diesem Prinzip.⁵⁵ Nur wenigen Ortschaften ist es gelungen, aus der vermark-

54 Vgl. u. a. Heller/Duchêne 2012.

55 Vgl. dazu: Schell 2018.

teten „Ware“ auch einen *Brand*, ein Markenzeichen zu machen, doch Feked hat es geschafft. Sogar zweimal: mit seinem baulichen Kulturerbe und mit der Wurstspezialität „Stifolder“.

Seit Mitte der 2010er-Jahre sucht die Gemeindeverwaltung nach Wegen und vor allem nach finanziellen Mitteln, um dem Dorf wieder zu seinem alten Glanz zu verhelfen. Den geeigneten Ansprechpartner fanden sie in der Stiftung für Regionale Entwicklung („Duna-Mecsek Területfejlesztési Alapítvány“) der Staatlichen Elektrizitätswerke mit Sitz in Paks. Nach Schilderung des Vorhabens und mit geschickter Verhandlungstechnik erklärte sich die Stiftung bereit, das Projekt – eingereicht mit dem Titel „Feked: Kleinod der ungarndeutschen Baukultur“ – zu unterstützen. Sie übernahm ein Drittel der Kosten bei jedem „Exponat“ (Wohnhaus, Presshaus, Zaun), aber maximal in der Höhe von 500.000 Ft. Das zweite Drittel steuerte die Fekeder Kommunalverwaltung bei und für das dritte kamen die Besitzer als Eigenbeteiligung selber auf. Nachstehende Übersichtstabelle fasst die Eckdaten der drei Etappen der Renovierungsarbeiten zwischen 2007 und 2010 zusammen:

Etappe	2007–2008	2008–2009	2009–2010
Kosten	22.886.732 Ft	22.678.870 Ft.	13.705.160 Ft.
Renovierte Objekte	28 Immobilien: 23 Wohnhäuser (Fassaden, Türen, Fenster, Zaun) 5 Presshäuser	29 Immobilien: Wohnhäuser, Presshäuser, Zäune	12 Immobilien: Wohnhäuser, Presshäuser (Fassaden)

Tabelle 5: Übersichtstabelle zu den Renovierungen 2007–2010

Die Finanzierung war damit geregelt, doch die sach- und fachgerechte Verwirklichung war in mehrerer Hinsicht eine Herausforderung. Hergestellt werden sollte möglichst der ursprüngliche Zustand. Am anfälligsten gegen Umwelteinwirkungen und Zeit erwiesen sich die Mörtelputzverzierungen, dabei machen gerade sie einen großen Teil des Zaubers dieser Häuser aus. Bei vielen Fassaden sind Teile der Verzierungen zwar abgebröckelt, doch nicht in dem Maße, dass man sie nicht wieder herstellen konnte. Es gab aber auch Frontseiten, deren Verzierungen so stark beschädigt waren, dass dies nicht mehr oder nicht in vollem Umfang möglich war. Hinzu kommen noch Häuser, die zwar in der Zwischenkriegszeit erbaut wurden, doch zur Verzierung der Fassadenseite kam es wegen des Zweiten Weltkrieges und den anschließenden Repressalien nicht mehr. Nicht nur die Putzverzierungen, auch viele Zierstücke überlebten die letzten 60 bis 70 Jahre nicht unbesch-

det, genauso, wie das andere Markenzeichen der Giebelseite: die schmalen Eingangstüren. Einige wurden zugemauert, bei mehreren, die erhalten geblieben sind, sind die bunten Glaseinlagen ausgebrochen und auch das Holz und die geschnitzten Muster haben unter Wind und Wetter gelitten.

Die Gemeindeverwaltung gab 2007 eine erste einschlägige Expertise in Auftrag bei dem Architekten mit Fekeder Wurzeln, Zoltán Albert, Inhaber des Architektenbüros Almolior. Mit einbegriffen sollten auch Vorschläge und Richtlinien zur Renovierung der Giebelseiten sein. Er setzte sich auch mit dem Problem der fehlenden oder nicht mehr eruierbaren Verzierungen auseinander. Neben Plänen von konkreten Fassadenrenovierungen fertigte er unter Heranziehung der erhalten gebliebenen Motive mehrere Varianten von Giebelseiten als potentielle, in der örtlichen Tradition verhaftete Muster an. Bei vier Häusern wurde das *Kankstierje* wieder eingebaut, auch für diese schuf er in diesem Sinne Musterpläne.

Es mussten Firmen, aber auch, was nicht weniger wichtig war, Handwerker gefunden werden, die diese doch spezifischen Aufgaben übernehmen konnten und auch mit den dazu gehörenden Techniken vertraut waren: Maurer, Bautischler, Schmiede, Glaser, Maler, Stuckateure. Als Haupt-Bauträger wurde die „Architekt GmbH“ mit Sitz in Petschwar/Pécsvárad beauftragt. Dafür sprachen mehrere Gründe: Sie beschäftigt Handwerker verschiedener Professionen des Baugewerbes, meist Ungarndeutsche aus der Umgebung, und der Inhaber ist in Feked aufgewachsen (seine Eltern leben immer noch im Dorf), was dem Vertrauensverhältnis zwischen Auftraggeber und Auftragnehmer sehr zu Gute kam. Verpflichtet wurden aber auch einzelne Handwerker für bestimmte Aufgaben, sowohl aus Feked, als auch aus der näheren Umgebung z. B. aus Wemend/Véménd, Sier/Szűr, Ofala/Ófalu. Die Anfertigung bzw. Restaurierung der Mörtelputzverzierungen und Zierstücke übernahm ein Stuckateur aus Bonnhard/Bonyhád.

Zuerst wurden jene 28 Häuser in Angriff genommen, die unter örtlichem Denkmalschutz standen, nach und nach kamen auch die anderen Objekte an die Reihe. Feked glückte in diesen Jahren einer einzigen Baustelle, an mehreren Häusern wurde gleichzeitig gearbeitet.



Abb. 105–108: Bauarbeiten 2007–2010

Es hat sich gelohnt, denn nicht nur die einzelnen Häuser, auch das Dorf war nicht wiederzuerkennen, wie dies nachstehende „Vorher–Nachher-Vergleiche“ bildlich vor Augen führen.



Hauptstraße 110



Hauptstraße 36



Hauptstraße 41



Hauptstraße 40



Hauptstraße 134



Hauptstraße 111



Hauptstraße 112



Hauptstraße 148



Hauptstraße 46



Hauptstraße 106

Abb. 109–128: Vorher-Nachher-Vergleiche

Erneuert wurden aber nicht nur die Häuser aus der Blütezeit, sondern auch mehrere aus dem 19. Jahrhundert, dem heute ältesten Immobilienbestand. Diese waren ihrem äußeren Erscheinungsbild nach sehr einfach gestaltet, mit kleinen, unauffälligen Zierelementen hatten sie, bis auf zwei Ausnahmen, überhaupt keine Verzierungen an der Giebelseite. Im Zuge der Renovierungsarbeiten äußerten dann die Besitzer den Wunsch, v. a. um den Kontrast zu den anderen, viel opulenter gestalteten Objekten zu verringern, passend zur Größe des Hauses kleinere Mörtelputzverzierungen anbringen zu wollen. Dem wurde auch entsprochen. Bevorzugte Zierelemente sind Kreuz, Herz, kleine Rosetten bzw. einfache geometrische Muster v. a. um Fenster, Lüftungslöcher bzw. Tür. Sie weichen übrigens von der hiesigen Tradition nicht ab, denn sie sind auch an anderen Fassaden zu finden.





Abb. 129–138: Vor und nach der Renovierung⁵⁶

Die Presshäuser befinden sich an beiden Enden des Dorfes. Viele von ihnen wurden in ihren alten Zustand zurückversetzt und renoviert. Eines davon gehört der Fekeder deutschen Minderheitenselbstverwaltung, die es dem Besitzer abgekauft hat. Für die Befliesung des Fußbodens verwendete man bewusst jene bemusterten Zementplatten, mit denen in der

⁵⁶ Die beiden vorletzten Bilder zeigen das heutige Heimatmuseum (Hauptstraße 127), das Haus auf dem letzten Bild ist eines von den vier Häusern, bei denen ein Gangstürchen nachträglich eingesetzt wurde (Hauptstraße 152).

Zwischenkriegszeit Küche und Gang der Wohnhäuser belegt wurden, die jedoch der Modernisierung bzw. den Wetterbedingungen zum Opfer gefallen waren. Da sie aus verschiedenen Häusern stammen, haben sie auch unterschiedliche Muster. Patchwork-artig ausgelegt, erinnern sie an eine vergangene Zeit. Die Selbstverwaltung nutzt das Presshaus für Besprechungen, aber auch Gäste werden hier bewirtet.



Abb. 139: Das renovierte Presshaus der Deutschen Minderheitenselbstverwaltung



Abb. 140: Die geretteten bemusterten Zementplatten als Bodenbelag



Abb. 141–142: Vorher – nachher



Abb. 143–144: Presshäuser am oberen (Gründel) und am unteren Ende des Dorfes

Das Dorf hat sich nicht nur äußerlich verschönert. Ein zusätzlicher Gewinn der Renovierungen war, dass die Besitzer – davon angespornt – auch andere Teile ihrer Immobilie und ihres Hofes umgestaltet haben, und zwar möglichst im Einklang mit den Traditionen. Jahrzehnte lang nicht benutzte und immer mehr verfallende Ställe, Scheunen, Maisspeicher wurden saniert und bekamen neue Funktionen. Zwei Familien bauten die sehr geräumigen stabilen Stallungen bzw. die Sommerküche zu Touristenunterkünften um, auch in der Inneneinrichtung setzten sie u. a. mit beschrifteten Getreidesäcken, Betten, Heiligenbildern, Laden oder einem gesetzten Ofen Fekeder Akzente.



Abb. 145–146: Vorher Sommerküche, nachher Touristenunterkunft



Abb. 147–148: Viehstall mit „Preußenkappe“ zu Touristenunterkunft umgebaut

Denkmalschutz und Ortsbild

Die Kommunalverwaltung gab 2011 und 2018 noch zwei weitere Expertisen in Auftrag, angefertigt von Architekten und Landschaftsplanern. Diese liefern nicht nur eine detaillierte Bestandsaufnahme der Immobilien, sondern machen auch Vorschläge, einerseits für den kommunalen Denkmalschutz, andererseits für das Ortsbild, an denen sich die Gemeinde in Zukunft orientieren kann.

Die katholische Kirche steht unter nationalem Denkmalschutz, unter örtlichem Denkmalschutz stehen 31 Wohnhäuser, neun Presshäuser, 28 Zäune, des Weiteren der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts errichtete Kalvarienberg und alle sieben Votiv- und Gedenkkreuze, die sich teils im Wohngebiet, teils in verschiedenen Fluren befinden.

Für denkmalgeschützte Objekte gelten an und für sich besondere Bestimmungen, darüber hinaus gibt es die gesetzliche Pflicht für alle Siedlungen, einen Plan für ihr Ortsbild erstellen zu lassen. 2018 kam die Gemeindeverwaltung dem nach und beauftragte das Architektenbüro GETTOPLAN in Fünfkirchen mit der Erstellung des Handbuchs zum Ortsbild. Der Inhaber des Architektenbüros ist der Architekt Tamás Getto, der in Feked seit Jahren ein Haus aus der „Blütezeit“ als Zweitwohnsitz besitzt: Eine Tatsache, die auch eine gute Referenz für das Dorf darstellt, aber auch eine Vertrautheit mit dem baulichen Kulturerbe garantiert. Die unterbreiteten, argumentativ untermauerten, auch durch laienverständliche Schaubilder illustrierten Vorschläge wurden von der Gemeindeverwaltung angenommen. Die Vorschläge beziehen sich sowohl auf neue Immobilien als auch auf die Umgestaltung bereits



Abb. 149: Die Kirche



Abb. 150: Der Kalvarienberg

bestehender. Erhalten bleiben soll die traditionelle Siedlungsmorphologie mit den schmalen langen Grundstücken sowie die „kammartige“ Positionierung der Häuser an der Grundstücksgrenze und der Straßenfront. Auch in der Höhe der Giebelseite sollen sich neue Gebäude den bereits bestehenden anpassen. Zu vermeiden sind Werbeschilder, sichtbare Anschlüsse für Gas und Strom, aber auch Rolläden an der Frontseite; Solarzellen sind am hinteren Teil des Daches anzubringen. Das Architektenbüro erstellte ebenso mögliche Pläne für neue Wohnhäuser im Sinne des Ortsbildes.

Nach langer Zeit steht wieder ein neues Familienhaus kurz vor der Fertigstellung, der architektonische Entwurf dafür stammt von Tamás Getto.

Die Bemühungen für den Erhalt des baulichen Kulturerbes von Gemeindeverwaltung und Einwohnern wurden 2017 auch offiziell anerkannt. In diesem Jahr wurde das Dorf als „schwäbisches Hollókö“ in die „Schatztruhe der Branau“ („*Baranya megyei értéktár*“) aufgenommen.⁵⁷

⁵⁷ Hollókö ist ein kleines Dorf im Komitat Naurad/Nógrád, im sog. „Palozen-Land“ (ung. *Palóc föld*), auch hier ist das traditionelle bauliche Erbe sehr gut erhalten geblieben. Für die einzelnen Komitate gibt es jeweils sog. „Schatztruhen“, die materielle und immaterielle Kulturgüter umfassen. Die einzelnen Siedlungen können sich um die Aufnahme bewerben, für die Qualitätssicherung sorgt eine kompetente Fachjury.

... und vieles mehr

Nicht nur die Immobilien bestimmen den Charakter von Feked. Sie sind zwar der beherrschende Blickfang, doch Dorf und Gemeinschaft haben noch weitaus mehr zu bieten: sichtbar, begehbar, erlebbar.

Formen der Gedächtnis- und Erinnerungskultur

Die Renovierung des baulichen Erbes ist schon an und für sich als Ehrerweisung den Leistungen der Ahnen gegenüber zu werten, aber nicht die einzige Manifestierung dieser.

1985 legte das Dorf zum Andenken an die Ansiedlung der Ahnen einen großen Park beiderseits des Fekeder Grabens an. Passend zur 250-jährigen Wiederkehr wurden 250 Bäume und Sträucher angepflanzt. Die Ansiedlung ist eng mit den Habsburgern verbunden: 2008 verlieh die Gemeinde Otto von Habsburg die Ehrenbürgerschaft, und auch die bislang einzige Ganzkörperstatue des 2011 verstorbenen Präsidenten der Internationalen Pan-europa-Union und Mitglied des Europäischen Parlaments steht seit 2015 hier im Park.

Die Rückbesinnung auf die deutschen Wurzeln und die Herkunftslandschaft erscheint auch im neuen Wappen des Dorfes. Das rechte, blaue Feld des Ortswappens „beherrscht“ ein in Fraktur gehaltenes F, das nicht nur für den Namen des Dorfes, sondern auch für das Hochstift Fulda steht. Ende September 2019 hat eine Gruppe Fekeder die Reise zurück in die alte Heimat angetreten, sie besuchten die in Quellen überlieferten Abstammungsorte ihrer Vorfahren.

Der Name des Dorfes ist seit 2010 untrennbar mit dem *Stifolder*, einer nach der Herkunftsregion benannte Wurstspezialität verbunden: In jenem Jahr fand das erste *Stifolder-Fest* statt, das seitdem jedes Jahr am ersten Samstag nach Pfingsten veranstaltet wird.⁵⁸ Die Organisation übernimmt der „Freundeskreis“, an der Abwicklung nimmt aber die ganze Dorfgemeinschaft teil. Neben verschiedenen Kulturprogrammen und einem Ball gibt es auch einen Wettbewerb der „Stifolder“-Würste von verschiedenen Herstellern aus unterschiedlichen Siedlungen. Einerseits bewertet die nominierten Stifolder eine Fachjury nach einem vorgegebenen detaillierten Kriterienkatalog, andererseits das Publikum bei einer Verkostung und nach eigenem Geschmack. Für beide ist es eine Herausforderung, denn 2018 wurden z. B. 95 Stifolder

⁵⁸ Zum Stifolder-Fest vergleiche den detaillierten Beitrag von Prosser-Schell (et al.) 2018.

nominiert. Auch die Fekeder „Stifolder“-Wurst wurde 2017 in die „*Branauer Schatztruhe*“ aufgenommen.

Nach 1945 ist es in ungarndeutschen Siedlungen sehr still geworden, so auch in Feked. Alte Brauchformen, besonders wenn sie teilweise auch religiösen Charakters waren, öffentlich auszuüben war nicht möglich. Auch das sog. *Kirmesausgraben* bei der Herbstkirmes zu Martini ist dem zum Opfer gefallen. 2007 hat die Gemeinde diese Tradition revitalisiert, seitdem findet sie jedes Jahr am 11. November statt.

2011 wurde das Heimatmuseum in einem renovierten Haus aus dem 19. Jahrhundert eröffnet. Möbel, Gebrauchsgegenstände, Textilien steuerten die Dorfbewohner bei. Zurzeit werden die Wirtschaftsgebäude (Stallungen, Scheune, Presshaus) auf dem Grundstück renoviert, sie sollen ihrer ehemaligen Funktion entsprechend weitere Ausstellungen in den Bereichen Ackerbau, Viehzucht und Weinbau beherbergen.⁵⁹

Eine ganz besondere Ehrerweisung den Ahnen und ihren Leistungen gegenüber stellt der 2018 übergebene Fekeder ungarndeutsche Lehrpfad dar.⁶⁰ Die Initiative „Ungarndeutsche Lehrpfade“ wurde von der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen (LdU) mit finanzieller Unterstützung des Bundesministeriums des Innern (BMI) 2015 ins Leben gerufen. Ihre Ziele sind: Förderung und Stärkung der ungarndeutschen Kultur und Identität durch nachhaltige und zeitgemäße Methoden; Intensivierung der Zusammenarbeit der ungarndeutschen Organisationen, Institutionen in ungarndeutschen Gemeinden sowie Unterstützung der Netzwerkbildung zwischen den ungarndeutschen Gemeinden. Bewerbungsberechtigt sind örtliche ungarndeutsche Selbstverwaltungen mit einem Konzept, das in sechs bis acht Stationen entlang eines auf eine örtliche oder kleinregionale Besonderheit ausgerichteten Leitmotivs Geschichte, Sprache und Kultur der örtlichen deutschen Gemeinschaft darstellt.⁶¹

Das Leitmotiv des Fekeder Lehrpfades ist *Baum* und *Holz*. Sachkultur, Bräuche, Lebensweise, aber auch Vorstellungswelten menschlicher Kulturen hat der Baum wie kein zweites „Lebewesen“ seit jeher bestimmt und beein-

59 Margit Becker sorgt für sachkundige Führung, sie war auch diejenige, die das Haus „eingrichtet hat“.

60 Projekt-Autoren des Lehrpfades sind Réka Peck und Maria Erb.

61 Seit den ersten beiden Pilotprojekten in Schomberg/Somberek und Sanktiwan bei Ofen/Pilisszentiván sind außer Feked noch in folgenden fünf Ortschaften Lehrpfade entstanden: Tarian/Tarján, Nadasch/Mecseknádasd, Band/Bánd, Badesek/Bátaszék und Tscholnok/Csolnok. Mehr zum Fekeder Lehrpfad s. unter <http://lehrpfad.hu/feked/>.

flusst. Für ländliche, bäuerlich geprägte Gemeinschaften trifft dies in besonderem Maße zu. Für Feked umso mehr, da der Wald bis heute bestimmendes Element seiner natürlichen Umgebung ist. Es gab keinen Bereich im Leben der Ortsgemeinschaft, in dem Baum oder Holz keine Verwendung fanden. Die zahlreichen Baumarten der umliegenden Wälder wurden vielfältig genutzt: als Bauholz, als Brennholz, bei der Zubereitung und Konservierung von Speisen, zur Herstellung von Gebrauchs- und Einrichtungsgegenständen, Werkzeugen, ja sogar in der Bekleidung fand Holz Verwendung. Das Holz begleitete sie durch ihr ganzes Leben, von der Wiege über die Hochzeitstruhe bis zum Sarg. Kraft schöpften sie aus ihrem tiefen Glauben, die Papierblätter ihrer Gebetbücher, ihrer Bibeln weisen auch wieder eine eindeutige Verbindung zum Holz auf. Doch nicht nur in seiner konkreten Bedeutung, sondern auch in seiner vielfältigen Metaphorik (Wurzeln, Jahresringe, Stammbaum) wird das Leitmotiv *Baum* aufgegriffen. Entlang von acht Stationen werden Wurzeln, Wendepunkte, Lebensweise, Bräuche und Sachkultur der Fekeder in Vergangenheit und Gegenwart dargestellt. Die einzelnen Stationen bestehen aus einer Tafel und aus interaktiven Installationen, des Weiteren gibt es wie zu jedem Lehrpfad auch ein Begleitheft mit zusätzlichen Informationen zu den behandelten Themen.

Station	Titel	Themen, Motive
1.	<i>Wurzeln</i>	Ansiedlung, Herkunftsgebiet und -orte
2.	<i>Wald und Wiese, Berg und Tal</i>	einheimische Baumarten, „Schätze“ des Waldes
3.	<i>Kleinod der ungarndeutschen Baukultur</i>	Häuser, Handwerker, die Blütezeit, Renovierung der Häuser
4.	<i>Alles schmeckt nach seiner Herberg</i>	Stifolder, Hutzeln
5.	<i>Bei Wind und Wetter: Klumpen</i>	Klumpen und ihre Herstellung
6.	<i>Alles in Gottes Namen</i>	Religiosität, Kirche, Bibel
7.	<i>Die alte Linde</i>	Jahresringe; die Dorflinde und ihre Rolle im Brauchtum
8.	<i>Einst und immerdar</i>	Stammbaum: Wachstum und Entwicklung der örtlichen Gemeinschaft

Tabelle 6: Stationen und Themen des Lehrpfades

Die Baukultur kommt im Fekeder Lehrpfad mehrfach zum Tragen. Einerseits an jeder einzelnen Tafel. Lehrpfade sollen auf den Tafeln möglichst auch örtliche Motive als Zierelemente enthalten. Diese sind überwiegend dezentere Blumenmotive, nicht so aber in Feked. Hier ist die Entscheidung auf die schmalen Eingangstüren gefallen: Von der Architektin Réka Peck minutiös abgemessen, in Farbe und Motivgestaltung erfasst und gezeichnet zieren acht verschiedene *Kankstierje* (Gangstürchen) die Tafeln.

Andererseits ist natürlich auch eine Station der Baukultur gewidmet und trägt den Titel: „Kleinod der ungarndeutschen Baukultur“. Die interaktive Installation erlaubt es den Besuchern, vier Fekeder Häuser „mit nach Hause zu nehmen“. Auf den Halterungen befinden sich auf Platten eingraviert die Giebelseiten von vier Wohnhäusern – Papier und Buntstifte liegen aus –, sodass diese abgepaust werden können.



Abb. 151–153: Tafel „Kleinod der ungarndeutschen Baukultur“ und Häuser zum Abpausen

Feked geht mit der Zeit, beworben und vermarktet werden die Häuser auch durch verschiedene Erinnerungs- und Merchandising-Artikel: T-Shirts, Tragetaschen aus Leinen und Lebkuchen in Hausform mit Verzierungen aus Zuckerguss.



Abb. 154–156: Häuser zum „Mitnehmen“

Der Lehrpfad bewirkte auch, dass die von der Familie des letzten Küsters aufbewahrte Bibel aus dem Jahre 1730 bzw. 1734 – Übersetzung des Benediktinerpaters Thomas Aquinas Erhard – 2019 restauriert und in der Kirche in einer Vitrine ausgestellt wurde.

Eine andere Form der Gedächtniskultur stellen Denkmäler und Gedenktafeln dar. Das 1991 eingeweihte Heldendenkmal erinnert an die Opfer der beiden Weltkriege, ein zweites an die der Verschleppung. Den Gefallenen des Ersten Weltkrieges wurde schon zeitnah in den 1920er-Jahren auf besondere Weise gedacht: Im Kirchhof pflanzte man für jedes Opfer einen Baum, insgesamt 22. An Verluste im Geiste erinnern zwei Gedenktafeln und schwören zugleich die Blütezeit des Dorfes herauf. Sie erinnern an den Leseverein und die Grundschule, beide angebracht an der Wand ihrer ehemaligen Wirkungsstätten (heute Kulturhaus bzw. Bürgermeisteramt).

Es hat in ungarndeutschen Siedlungen heute noch Seltenheitswert, dass man aus dem Ort stammenden verdienten Einzelpersonen ein Denkmal setzt. Auch in dieser Hinsicht geht Feked mit gutem Beispiel voran. Im Kirchengarten stehen zwei Skulpturen.⁶² Die Büste von Johann Mott (1920–1996), einer der sechs Fekeder Jungen, die sich zwischen 1935 und 1954 für den Priesterberuf entschieden haben. Er diente als Abtpfarrer in Petschwar/Pécsvárud und versah die Seelsorge für einige Jahre auch in Feked. Die zweite Skulptur, die Ganzkörperstatue von Josef Baling, wurde 2019 am Tag der Kirmes (am Dreifaltigkeitssonntag) eingeweiht. Josef Baling war nicht nur in Feked gebürtig, zeitlebens besaß er hier auch ein Haus. Beide waren

⁶² Beide Skulpturen wurden von Zsolt Nyáry, einem im Dorf ansässig gewordenen Bildhauer angefertigt.

ihrem Heimatdorf sehr verbunden und sind den Dorfbewohnern in guter Erinnerung geblieben.

Alt und Neu

In Feked begegnet man aber nicht nur der Vergangenheit. Besondere Akzente im Dorfbild setzen seit 2011 sieben moderne Skulpturen, teils im Wohngebiet, teils an dessen Grenzen. Fünf davon entstanden im Jahre 2010 und wurden beim Kodály-Zentrum in Fünfkirchen im Rahmen des Projektes „Europäische Kulturhauptstadt“ aufgestellt.⁶³ Danach wurden sie von Feked als Leihgabe für 25 Jahre übernommen. Alt und Neu vertragen sich gut, die Gemeindeverwaltung bewarb sich um Gelder für zwei weitere Skulpturen.⁶⁴ Einer davon begegnet man gleich beim Siedlungseingang: Einer ausgestreckten Hand, die als überdimensionaler Wegweiser in Richtung Dorf zeigt.



Abb. 157: Die „einladende“ Hand am Siedlungseingang

Ausblick: Tradition und Innovation

Bis in die 1990er-Jahre war Feked – sieht man vom näheren geographischen Umfeld ab – im Land unbekannt. Durch die zielgerichteten, und mit aktiver Teilnahme der Bewohner planmäßig durchgeführten Initiativen der Gemeindeverwaltung hat sich das Dorf in den letzten drei Jahrzehnten auf der kulturellen Landkarte verewigt und Furore gemacht. Es zieht viele

⁶³ Fünfkirchen war zusammen mit Essen im Jahre 2010 „Kulturhauptstadt Europas“.

⁶⁴ Finanziert wurden die Skulpturen vom Ministerium für Humanressourcen und von der LEADER-Kultur-Stiftung.

Besucher an, Einzelpersonen, Familien genauso wie größere und kleiner Gruppen aus dem In- und Ausland. Auch sie werden zu Werbeträgern. Medienwirksamkeit und Vermarktung gehen heutzutage Hand in Hand, und auch daran mangelt es nicht. 2016 wurde Feked bei der Abstimmung einer Internetzeitschrift zum drittschönsten Dorf des Landes gewählt.⁶⁵ Zahlreiche Artikel, Berichte, Interviews und Reportagen in verschiedenen Print- und elektronischen Medien erhöhen den Bekanntheitsgrad von Feked und sorgen nicht nur für noch mehr Gäste, sondern auch für potentielle Käufer für die Immobilien. Das führte auch dazu, dass der Marktwert der Häuser mittlerweile deutlich gestiegen ist, auch im Vergleich mit den Nachbarortschaften, die an Institutionen und Dienstleistung viel mehr zu bieten haben. Die Revovierung der Immobilien war dabei der erste und mit Sicherheit der wichtigste Schritt, doch es folgten viele weitere. Die Rückbesinnung auf das kulturelle und materielle Erbe, die innovative, zeitgemäße Neubelebung dieser und der Zusammenhalt aller Fekeder waren dabei von entscheidendem Gewicht. Ein leuchtendes Beispiel auch für andere.

Literatur und Quellen

- Ábrahám/Kehidai 2014 = Ábrahám, István/Kehidai, László: A Zsolnay Alsógyár története (Geschichte der Unteren Fabrik der Zsolnay Manufaktur). Pécs: Pro Pannonia, 2014.
- Bálint 1977 = Bálint, Sándor: Ünnepi kalendárium I. (Festtagskalender I). Budapest, 1977.
- Brüsztle 1875 = Brüsztle, Joseph: Recensio Universi Cleri Dioecesis Quinque-Ecclesiensis. Bd. 2, 1875.
- Coupland, Nikolas 2003. Sociolinguistic authenticities. *Journal of Sociolinguistics*, 7(3), 417–431.
- Dingeldein 1995 = Dingeldein, Heinrich J.: Fulda in der Sprachgeschichte und in der Sprachlandschaft. Mit einer grammatischen Skizze des Osthessisch-Fuldischen. In: Fulda in seiner Geschichte. Landschaft, Reichsabtei, Stadt. Hrsg. v. Walter Heinemeyer und Berthold Jäger. Marburg/Fulda 1995 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 57), S. 55–72.
- Dobosyné Antal 2008 = Dobosyné Antal, Anna: Fachwerk a Schwäbische Türkei területén. A magyarországi építkezés topográfia ája. [Fachwerk in der Region der ‚Schwäbischen Türkei‘. Die Topografie der Bauten Ungarns] Budapest 2008.
- Erb 2012 = Erb, Maria: Wenn das Fremde zum Eigenen wird. Korpusbasierte Untersuchungen zu den ungarischen Lehnwörtern der nachtürkischen deutschen Sprachinselmundarten von Ungarn bis 1945 [= *Budapester Beiträge zur Germanistik* 145]. Budapest, 2012.

65 <https://www.origo.hu/utazas/20161013-olvasoink-megvalasztottak-a-legszebb-fekve-su-falut-sur-nyert.html>

- Erb/Peck = Erb, Maria/Peck, Réka: Begleitheft zum Fekeder ungarndeutschen Lehrpfad. Pécs, 2018.
- Fata, Márta 1999 = Fata, Márta: Rudolf Hartmann – Das Auge des Volkskundlers. Fotowanderfahrten in Ungarn im Spannungsfeld von Sprachinselforschung und Interethnik. Tübingen: IdGL, 1999.
- GETTOPLAN 2018 = Architektenbüro GETTOPLAN: Arculati kézikönyv Feked (Handbuch zum Ortsbild von Feked). Pécs, 2018.
- Hack 1931 = Hack, Johannes: Über die Auswanderung Fuldischer Landesuntertanen nach Ungarn im 18. Jahrhundert. In: Deutsch-ungarische Heimatsblätter. Jg. 3, Heft 1, 1931, 303–318.
- Hack 1936 = Hack, Johannes: Die Fuldaer Dörfer in Südungarn. In: Buchenblätter. Beilage der „Fuldaer Zeitung“ für Heimatfreunde. Jg. 17, Nr. 21, 1936.
- Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 1987 = Bächtold-Stäubli, Hanns/Hoffmann-Krayer, Eduard (Hrsg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Berlin/New York. Bd. 3, 1987.
- Heller Gutrai 2007 = Heller Guttrai, Maria: Die alte Heimat ruft. Feked, 2007.
- Heller, Monica/Duchêne, Alexandre: Pride and profit. Changing discourses of language, capital and nation-state. In: Duchêne, Alexandre/Heller, Monica (Hrsg.): Language in Late Capitalism. Pride and Profit. New York/London, 2012, S. 1–21.
- Hengl 1985 = Hengl, Ferdinand: Deutsche Kolonisten im Komitat Baranya/Branau 1688–1752. Teil II. Schriesheim, 1985.
- Hermann 1929 = Hermann, Egyed: A bátaszéki németek és népdalaik (Die Deutschen In badesek und ihre Volkslieder) [=Német Philológiai Dolgozatok 38]. Budapest, 1929.
- Hermann 1930 = Hermann, Aegid: Zur Kolonisation der Pfarrei Himesháza. In: Deutsch-ungarische Heimatblätter, Jg. 2., 1930, 217–223.
- Höck 1980 = Höck, Alfred: Hessische Notizen zum Holzschuh. In: Hessenpark. Zeitschrift des Freilichtmuseums Hessenpark. Heft 2. S. 26–27.
- Katona 1978 = Katona, Imre: A magyae kerámia és porcelán (Ungarische Keramik und Porzellan). Budapest, Képzőművészeti Alap Kiadóvállalata, 1978.
- Kremer 2007/a = Kremer, Elisabeth: Fekeder Bilderbuch/Fekedi képeskönyv. Feked, 2007.
- Kremer 2007/b = Kremer, Elisabeth: Feked: Das Dorf und seine Einwohner. Feked: A falu és lakói. Feked, 2007.
- Kusztér 1939 = Kusztér, Magdolna Lygia: Volkskundliche Beobachtungen in der Rhön-Siedlung Feked (Baranya) [= Germanistische Hefte, Reihe B, Heft 2]. Szeged, 1939.
- L. Imre/Lantos 2002 = L. Imre, Mária/Lantos, Miklós: A diszített házhomlokzatok a Mohács környéki fálvakban (Dekorierter Hausgiebel in Dörfern der Umgebung von Mohács). In: Cseri, Miklós/T. Bereczki, Ibolya (Hrsg.): Ház és ember, A Szabadtéri Néprajzi Múzeum évkönyve 15. Tanulmányok Füzes Endre 70. születésnapja alkalmából. Szentendre, 2002, S. 213–220.
- Mattyasovszky Zsolnay et al. 2005 = Mattyasovszky Zsolnay, Tamás/Vécsey, Esther/Vízy, László: Zsolnay épületkerámiák Budapesten (Zsolnay Baukeramik in Budapest). Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 2005.
- o.A.: Magyarország kereskedelmi, ipari és mezőgazdasági címtára (Verzeichnis der von Ungarn). Budapest, 1924.

- o.A.: Holzgerätemuseum auf Burg Brandstein. Prospekt.
- Pap et al. 2018 = Pap, Zsuzsa/Balog-Farkas, Csaba/Böszörményi, Krisztina/Kovaliczky, Gergely: Feked. Települési örökségvédelmi hatástáulmány (Feked. Studie über Erhalt und Schutz des Kulturerbes). Pécs, 2018.
- Pesti 1982 = Pesti, János (Hrsg.): Baranya megye földrajzi nevei (Geographische Namen des Komitates Branau) I-II.. Pécs, 1982.
- Prosser-Schell 2018 = Prosser-Schell, Michael (u. a.): Bericht, Dokumentation und Kommentar zum „Stifolder“-Fest 2016 in Feked: angefertigt nach einer Studienexkursion des IVDE Freiburg in Zusammenarbeit mit der Universität Szeged. In: Schell, Csilla/Prosser-Schell, Michael/Pusztai, Bertalan (Hrsg.): Re-Invention of Tradition in Ostmitteleuropa nach 1990. Neue, „gefundene“ und revitalisierte Feste mit Schwerpunkt auf Ungarn [= Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa 19]. Münster/New York, 2018.
- Reimann, Anton (1986): Auswanderung aus hessischen Territorien nach Südosteuropa im 18. und 19. Jahrhundert. Arbeitskreis donauschwäbischer Familienforscher. Darmstadt, 1986.
- Schell, Csilla 2018 = Schell, Csilla: „Laßt uns eine Tradition machen!“ Verdichtete Beobachtungen zur Wandlung des Festwesens und zum Phänomen der „Re-Invention of Tradition“ nach der Wende in Ungarn. Ein Impulsbeitrag. In: Schell, Csilla/Prosser-Schell, Michael/Pusztai, Bertalan (Hrsg.) Re-Invention of Tradition in Ostmitteleuropa nach 1990. Neue, „gefundene“ und revitalisierte Feste mit Schwerpunkt Ungarn. Münster/New York, 2008.
- Stader 1998–2011 = Stader, Stefan: Sammelwerk donauschwäbischer Kolonisten. Auszüge aus der donauschwäbischen Gesamtkartei. Bd. 1–7 [= Schriftenreihe zur donauschwäbischen Herkunftsforschung 69]. Sindelfingen, 1998–2011.
- Stader/Wilnow 2017 = Stader, Stefan/Villnow, Anita: Sammelwerk donauschwäbischer Kolonisten. Auszüge aus der donauschwäbischen Gesamtkartei. Bd. 8–9 [= Schriftenreihe zur donauschwäbischen Herkunftsforschung 204]. Sindelfingen, 2017.
- Tóth 1931 = Tóth, Ferenc: A németség elterjedése és településformái a Dunántúlon. Településstatistikai és településföldrajzi tanulmány (Verbreitung und Siedlungsformen des Deutschtums in Transdanubien. Eine siedlungsstatistische und -geographische Studie) [= Geographia Pannonica II]. Szigetvár, 1931.
- Weidlein 1932 = Weidlein, Johann: Fuldaer Mundarten in Ungarn. In: Deutsch-ungarische Heimatblätter. Jg. 4, 1932, 318–326.
- Weidlein 1967 = Weidlein, Johann: Die Schwäbische Türkei I. Beiträge zu ihrer Geschichte und Siedlungsgeschichte. Schorndorf, 1961.
- Weidlein 1980 = Weidlein, Johann: Die Schwäbische Türkei II. Beiträge zu ihrer Geschichte, Sprach- und Volkskunde. Schorndorf, 1980.
- Wild 2003 = Wild, Katharina: Zur komplexen Analyse der ‚Fuldaer‘ deutschen Mundarten Südungarns [Ungarndeutsches Archiv 6]. Budapest, 2003.

Wo wohnen? Rückgabe, Bild und Bedeutung ländlicher Häuser nach der Wiedererlangung des Status einer *Nationalen Minderheit* bei den Ungarndeutschen¹

Einleitung

Seinen Bericht einer Inspektionsreise 1957 bei Ungarndeutschen im Landbezirk Pápa² fasste Gyula Schweighofer so zusammen: „Den Verlust ihres Bodens beklagen sie weniger, akuten Schmerz verursacht die Frage des Hausbesitzes, von deren Lösung sie alles abhängig machen: *Wenn wir nicht nach Hause heimgehen können, dann soll sich doch der Hund um alles kümmern.*“³

Komprimiert kommt in diesem Satz ein zentrales Grundproblem zum Ausdruck, dem sich die Angehörigen der deutschen Minderheit seit 1955 gegenübergestellt sahen: Es ging um die Frage der Rückgabe der nach dem Zweiten Weltkrieg vom Staat konfiszierten Bauern-Häuser, nachdem den in Ungarn verbliebenen Deutschen zuvor schon die staatsbürgerlichen Rechte zurückgegeben worden waren (1950), nachdem die Vertreibungen/Aussiedlungen beendet (1948) und auch der politische Status als „Nationale Minderheit“ wieder bestätigt und gefestigt war. Die ungarische Regierung machte zwischen 1953 und 1956 – wenn auch auf eingeschränkte Weise – den muttersprachlichen Schulunterricht möglich; es konnte auch wieder eine bescheidene deutschsprachige Publizistik erscheinen.⁴ 1955 konnte der *Demokratische Verband der deutschen Werktätigen in Ungarn* zu ihrer politischen, vor allem aber ihrer kulturellen Repräsentation gegründet werden. Für diesen Verband arbeitete der oben genannte Lehrer Gyula/Julius Schweighofer.⁵ Erster Generalsekretär des Verbandes war Dr. Frigyes/

1 Übersetzung des ungarischen Textteils dankenswert durch Dr. Bernadette Gebhardt.

2 Komitat Veszprém.

3 MNL OL XXVIII–I–1 Schweighofer Gyula jelentése Veszprém megyei kizsállásáról, 1957. április 21 [Bericht Gyula Schweighofers über seinen Besuch im Komitat Veszprém vom 21. April 1957].

4 Zuerst die Zeitung „Freies Leben“ 1953, die ab 1957 dann „Neue Zeitung“ hieß.

5 Julius Schweighofer, ein Zisterzienserpriester, war bis Kriegsende Gymnasiallehrer in Budapest gewesen, später wurde er Mitarbeiter beim Demokratischen Verband der deutschen Werktätigen in Ungarn und wurde 1959 wieder Lehrer in der Gemeinde Budaörs/Wudersch. Seine Familie stammte aus dem hier in Rede stehenden Komitat Veszprém (Bakonyer Wald). Seine Examensarbeit beschäftigte sich mit der Mundart des Geburtsorts Nagytevel/Deutschewel nahe der Stadt Pápa im Bakonyer Wald. Diese und weitere Angaben zur Person Schweighofers fin-

Friedrich Wild; als einer der ersten Ungarndeutschen konnte er auch Parlamentsabgeordneter werden. Der Verband hatte die Befugnis erhalten, über Rundfunk und Druckmedien eine deutschsprachige Publizistik zu betreiben. In dem seit 1957 erscheinenden *Deutschen Kalender – Zeitschrift des Demokratischen Verbandes der deutschen Werktätigen in Ungarn (DK)*⁶ teilte Dr. Wild den Lesern und Leserinnen mit, dass in dem nunmehr sozialistischen Staat Ungarn „unsere Partei [gemeint ist die MDP⁷] fest dazu steht“, dass „die deutschen Werktätigen politisch, kulturell und wirtschaftlich vollkommen gleichberechtigt sind“.⁸

Allerdings – und genau darauf spielt das obige Berichtszitat an –, wo sollen sie wohnen? Viele Häuser der Deutschen in den ländlichen Siedlungen waren unmittelbar nach Kriegsende enteignet und konfisziert worden. Dazu muss man wissen, dass die Situation der Deutschen in Ungarn eine ganz andere war als in denjenigen Staaten Mitteleuropas mit deutschen Minderheiten, anders als etwa in Jugoslawien, Polen oder der Tschechoslowakei, wo die Vertreibung nahezu die Gesamtzahl der überlebenden Deutschen betroffen hat. In Ungarn hingegen waren alle diejenigen Personen der deutschen Minderheit, die dem *Volksbund der Deutschen in Ungarn* angehört oder die sonstige „Hitler-Organisationen“ unterstützt hatten, schon ab 1945 entschädigungslos enteignet worden. Dieser Grundbesitz war vor allem für die Übergabe an ungarische Flüchtlinge oder Ausgewiesene aus den Nachbarländern bestimmt. Zur Vertreibung aus Ungarn nach Deutschland, die Ende Dezember 1945 beschlossen worden war, waren diejenigen vorgesehen, die sich bei der Volkszählung 1941 zur deutschen Nationalität oder Muttersprache bekannt hatten, Mitglied im Volksbund gewesen waren oder einer bewaffneten Militäreinheit des Deutschen Reiches angehört hatten. Etwa die Hälfte der rund 477.000 Ungarndeutschen wurden schlussendlich ausgewiesen, jedoch wurden die genannten Kriterien bei weitem nicht immer

den sich zusammengetragen bei: Hutterer, Claus Jürgen: Julius G. Schweighofer – sein Leben und sein Werk. Veröff. u.: URL: https://www.sulinet.hu/oroksegtar/data/magyarorszagi_nemzetisegek/nemetek/beitrag_e_zur_volkskunde_der_ungarn-deutschen/1991/pages/003_julius_gottfried_schweighofer.htm. Papierausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

- 6 Der „Deutsche Verband“ in Ungarn wurde im Lauf der Zeit unterschiedlich benannt. Von Oktober 1955 bis September 1956 hieß er „Kulturverband der deutschen Werktätigen in Ungarn“ – „Magyarországi német Dolgozók Kulturális Szövetsége“, von September 1956 bis April 1969 „Demokratischer Verband der deutschen Werktätigen in Ungarn“ – „Német Dolgozók Demokratikus Szövetsége“, von April 1969 bis 1989 hieß er „Demokratischer Verband der Deutschen in Ungarn“ – „Magyarországi Németek Demokratikus Szövetsége“. S. hierzu: Föglein 2007, Különszám [Sondernummer], S. 34–42.
- 7 MDP: „Magyar Dolgozók Pártja“, Partei der ungarischen Werktätigen.
- 8 DK 1958, S. 26 (Einführungstext von Frigyes/Friedrich Wild).

strikte angewandt. So wurden, nun etwas grob und pauschal gesprochen, z. B. viele vormals deutschbekenkende Bergleute nicht ausgewiesen, weil die ungarische Volkswirtschaft sie als Fachleute weiterhin brauchte. Andererseits wurden wohlhabendere Landwirte ausgewiesen, obwohl sie *nicht* dem Volksbund angehört hatten, aber aus der Sicht der ungarischen Behörden die Notwendigkeit bestand, ihre Häuser, ihre Vermögen und ihren Grundbesitz einzuziehen. Auch kehrten viele Ungarndeutsche, bis zu 12.000 Personen, nach ihrer Vertreibung illegal nach Ungarn zurück und hielten sich bis zur Amnestie versteckt. Ebenso gab es diejenigen, die sich der Vertreibung überhaupt entzogen hatten, untergetaucht waren und nach 1950 bzw. nach 1953 ebenso die Amnestie in Anspruch nehmen konnten.⁹

Die 1945–1948 konfiszierten Häuser waren zunächst vom Staat übernommen worden. In ihnen wurden Siedler aus anderen Landesteilen (ung. „*telepesek*“¹⁰), Ungarn aus der Slowakei und arme Bauernfamilien der örtlichen Gemeinden untergebracht. Eine Eigentumsübertragung an die neuen Besitzer im rechtlichen Sinne verzögerte sich jedoch vielerorts über Jahre; in manchen Fällen war der neue Besitzer aus der Gemeinde bereits weggezogen, bevor sein Name im Grundbuch eingetragen war. Die so verlassenen Häuser waren dann wieder in Staatsbesitz gekommen.

Die offizielle Vertretung der Deutschen Minderheit – der bereits genannte *Demokratische Verband der deutschen Werktätigen in Ungarn* – stand somit seit den ausgehenden 1950er-Jahren vor einer doppelten Aufgabe:

- Die Wohnsituation war zu erfassen, die Bedingungen und Bedürfnisse waren zu erheben, Beschwerden zu sammeln; in diesem Sinne waren Beobachtungen und Umfragen auf Dorf- und Gemeindeebene durchzuführen und sodann entsprechende Eingaben an die Behörden zu notieren. Die historische Bestandsaufnahme dazu sowie die Bemühungen um Abhilfe lassen sich heute in den entsprechenden schriftlichen Eingaben im *Ungarischen Nationalarchiv – Landesarchiv*¹¹ eruieren, wo *nichtöffentliche* Behördenschriftstücke, Beschlüsse und Regierungsberichte mit Beziehung zum „Demokratischen Verband der Deutschen in Ungarn“ lagern und empirischer Forschung zugänglich sind.

9 Zum Gesamtproblem s. bereits die Untersuchung Tóth 2001; Tóth 2012, S. 11–172; Tóth 2018, S. 49–103.

10 Aufgrund der Bodenreform konnte man von seinem Wohnort in die von Deutschen bewohnten Dörfer umziehen, wo man deren Haus und Gut erhalten hat. Diese Personen nannte man auf Ungarisch „*telepes*“.

11 Magyar Nemzeti Levéltár – Országos Levéltára [Ungarisches Nationalarchiv – Landesarchiv], abgek. „MNL – OL“, ein Archivbestand, der das ganze Land Ungarn betrifft.

- Zugleich und zweitens aber musste für die Ungarndeutschen in Ungarn ein öffentliches *Bild*, eine konkrete *Vorstellung* der identifizablen, renommierfähigen kulturellen Merkmale geschaffen, geprägt und verbreitet werden, nach der sie sich kulturell selbst und gegenüber anderen als eigene *Nationale Minderheit* erkennbar machen konnten. Diese Merkmale sollten dabei für die Selbstidentifizierung und zur Selbstvergewisserung der Ungarndeutschen geeignet sein. Der *Deutsche Kalender*, die populär geschriebene Zeitschrift des Demokratischen Verbands in Ungarn, stellt dafür mit seiner im Editorial 1958 verlautbarten Zwecksetzung, „die eigene Kultur und Muttersprache“ wieder „bewusst zu entwickeln und zu verbreiten“¹², die wichtigste Quelle dar. Schaut man sich nun die verschiedenen Ausgaben dieser Kalenderzeitschrift an, dann zeigt sich schnell, dass das traditionelle bäuerliche „Schwabenhaus“ sowie der Hausbau überhaupt dabei eine zentrale Rolle spielen, was in unserem Beitrag zu belegen und zu erläutern sein wird. Zudem soll ein Vergleich mit der Situation der Ungarndeutschen in Deutschland zu dieser Zeitphase der ausgehenden 1950er- und frühen 1960er-Jahre unter einschlägig ausgewählten Gesichtspunkten die Betrachtung erweitern und zugleich schärfen.

Das Problem der enteigneten und verfallenden Häuser der Ungarndeutschen in Ungarn

Es gilt zunächst, die eingangs aus dem Archivbefund zitierte und nur kurz skizzierte Situation etwas ausführlicher zu beleuchten:

In der 1950 ausgegebenen Verordnung Nr. 84/1950. M.T. hatte der Ministerrat die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Deutschen in Ungarn zwar festgelegt und ebenso erklärt, dass die einschränkenden Bestimmungen, die in Verbindung mit der Umsiedlung erlassen wurden, nicht mehr angewendet werden dürften. Zugleich aber blieben die vor dieser Verordnung vollzogenen behördlichen Maßnahmen rechtskräftig: „Entschädigungs- oder sonstige Ansprüche aus diesen können nicht geltend gemacht werden“.¹³ Eine Lösung für die Situation jener mehr als hunderttausend Staatsbürger deutscher Nationalität, die Jahre zuvor zur Aussiedlung bestimmt, aber in Ungarn verblieben waren, hat die ungarische Regierung hingegen nicht

12 DK 1958, S. 27 (Einführung durch Frigyes/Friedrich Wild). Herausgegeben wurde zudem ein Monatsperiodikum, die „Neue Zeitung“, mit einer Auflage von stets 5.000 Exemplaren. Der Deutsche Kalender wurde in wesentlich höherer Auflage gedruckt und abgesetzt, zuerst in 5.500 Exemplaren, gesteigert bis 1970 auf 25.000 Exemplare, vgl. Klein 2016, S. 127.

13 Törvények, törvényerejű rendeletek 1951 [Gesetze, Verordnungen mit Gesetzeskraft 1951]. S. 271–272.

festgelegt. Diesen Familien wurde nicht nur der als Lebensgrundlage dienende Grundbesitz weggenommen, sondern sie mussten auch ihre Häuser verlassen und wohnten bereits seit Jahren mit anderen deutschen Familien zusammengesiedelt. Ein Großteil des von den Deutschen konfiszierten Immobilienvermögens wurde von niemandem instandgehalten, zumal die Besitzverhältnisse ungeklärt blieben und eben auch viele der neuen Siedler an ihren ursprünglichen Wohnort zurückgekehrt sind.

Eine zentrale Anweisung lautete, dass die enteigneten Deutschen weder als Mieter noch als Eigentümer in ihre früheren Immobilien wiedereinziehen durften, was die Verwertung der konfiszierten Häuser sehr stark einschränkte. In manchen Dörfern kam es zufolge der so entstandenen Unsicherheit bzw. der ständigen Änderungen jedoch zu einem katastrophalen Verfall des Immobilienbesitzes. Um diesen Prozess abzustoppen hat die Verordnung Nr. 4/1954VKGM¹⁴ es ermöglicht, einen Großteil der im Staatsbesitz befindlichen Häuser zu verkaufen, und dem neuen, nichtdeutschen Mieter wurde dabei ein Vorkaufsrecht zugesprochen. Die Durchführung der Verordnung lief daher Gefahr, abgeschlossene Besitzverhältnisse zu schaffen, die eine Rückgabe der Häuser an die Deutschen oder einen Rückkauf durch sie endgültig vereiteln würde.¹⁵

Die örtlichen Gemeinderäte haben sich jedoch nur teilweise an die genannte Anweisung gehalten – dies nicht nur um den gedrängten, schlechten Wohnverhältnissen und dem Zerfall der leerstehenden Häuser entgegenzuwirken, sondern auch wegen des steigenden Unmuts seitens der zusammengesiedelten Familien. Ebenfalls dazu beigetragen hat die Erfahrung, dass die deutschen Mieter nicht nur die Miete zahlten, sondern sich auch an der Instandhaltung und den Renovierungen beteiligten. Sie taten dies sogar in jenen Fällen, wenn das Haus nicht ihr eigenes früheres Eigentum war, sondern das einer anderen deutschen Familie aus dem Dorf. Sicherlich wurde dieses Verhalten von der Hoffnung genährt, einmal ihren ursprünglichen Besitz wieder zurückzubekommen bzw. zurückkaufen zu dürfen.

14 Die Verordnung des Stadt- und Gemeindevirtschaftsministers über die Regelung des Verkaufs von Immobilien und unbebauten Grundstücken (Bauplätzen) im Staatsbesitz. – Magyar Közlöny, 1954. november 4. 621–624.

15 In Szentlászló ließ der ehemalige deutsche Besitzer sein früheres, nun von anderen bewohntes konfisziertes Haus reparieren, damit er es vor Verfall schützt, bis er es zurückkaufen kann. – MNL OL M–KS 91.cs. 83.ö.e. MDP Szigetvári Járási VB jelentése, 1955. október 27 [Bericht des Untersuchungsausschusses der Parteifiliale der Ungarischen Werktätigen im Bezirk Szigetvár vom 27. Oktober 1955].

In seinen an die Führung der Partei der Ungarischen Werktätigen (MDP) gerichteten Aufzeichnungen hob auch György Dénes 1954 das Ausmaß des Wohnungsbestandsverfalls hervor:

[In Hajós/Hajosch befinden sich] „450 (!) der insgesamt 1200 von den Deutschen konfiszierten Wohnhäuser in Staatsbesitz. 30 davon sind bereits eingestürzt, auch die anderen sind stark beschädigt. Die Verbitterung der armen schwäbischen Bauern ist verständlich. Die Lage ist z. B. in Dorog günstiger, wo 1945–1946 ebenfalls vielen deutschsprachigen Bergmännern das Haus weggenommen wurde. In den letzten Jahren hat aber der Gemeinderat, wenn die Wohnung leer geworden ist, diese dem ehemaligen Besitzer zugewiesen. Letzterer muss jedoch für sein aus seinem Bergmannsgehalt aufgebautes Haus eine Miete zahlen. Unter solchen Umständen wünschen wir uns vom deutschen Bergmann, dass er begeistert Kohle fördert, und vom deutschen Bauern, dass er das Land mit mehr landwirtschaftlichen Produkten versorgt.“¹⁶

Er betonte, dass die Lösung eines der zentralen Probleme der deutschen Nationalität nicht eine Aufgabe der Gemeinde sei, sondern wegen seiner politischen Bezüge einer Entscheidung auf zentraler Ebene bedürfe. Aus diesem Grund bat er um die sofortige Außerkraftsetzung der Verordnung Nr. 4/1954.VKGM in den betroffenen deutschen Gemeinden und schlug folgende Vorgehensweise vor: Zunächst soll sowohl die Anzahl der in diesen Gemeinden zum Verkauf stehenden verstaatlichten Häuser als auch die Zahl der deutschen Antragsteller ermittelt werden. Im Falle von Gemeinden, in denen die Zahl der Antragsteller nicht oder kaum über die Zahl der zur Verfügung stehenden Immobilien hinausging, schlug er eine Rückgabe leerstehender Häuser ohne Gegenleistung als Lösung vor. Die Besitzverhältnisse jener Häuser, die Neu-Siedlern aus Ungarn, Ungarn aus der Slowakei oder ortsansässigen armen Bauern zugeteilt wurden, hätte er unangetastet belassen. Den ursprünglichen Besitzer solcher Häuser hätte er mit einem kostenlosen Bauplatz oder einem vergünstigten Baukredit unterstützt, oder aber mit der Zuweisung eines solchen, leerstehenden Schwabenhauses, dessen Eigentümer ausgesiedelt worden war. In Gemeinden, in denen die Zahl der Antragsteller deutlich höher lag als die der leerstehenden Immobilien, kamen andere Lösungen in Frage: In diesen Siedlungen hätte er beim Verkauf von Häusern im Staatsbesitz dem ursprünglichen Besitzer oder solchen deut-

16 MNL OL 276.f. 91.cs. 83.ő.e. Dénes György feljegyzése a magyarországi német dolgozók lakóház-problémájáról, 1954. december 1 [Aufzeichnung von György Dénes über die Wohnhausprobleme der ungarndeutschen Arbeiter, 1. Dezember 1954]. Vgl. auch Pártállam 2003, S. 100–104.

schen Personen, die ihr eigenes Haus nicht wieder zurückbekommen konnten, Vorverkaufsrecht zugesichert. Der Kaufpreis sollte in Form von fünf Jahresraten in Höhe der bisherigen Miete festgelegt werden. Zudem hielt er es 1954/1955 bereits für unbegründet, bei der Entscheidung über eine Rückgabe auf die Grundlage der Konfiszierungen nach 8–9 Jahren auf Kriterien wie Mitgliedschaft zum Volksbund, deutsche Muttersprache, deutsche Nationalität Rücksicht zu nehmen. Die Rückgabe solcher Häuser, die durch ein *richterliches* Urteil konfisziert worden waren, wollte er allerdings unter keinen Umständen unterstützen.¹⁷ Angesichts der Tatsache, dass die Volksgerichte ihr Urteil im Falle einer Anklage wegen volksfeindlichen Verbrechen oft ausschließlich mit der Mitgliedschaft im Volksbund begründet hatten, hatte daher dieses letzte Prinzip eine stark einschränkende Auswirkung. Zu einem eindeutigen Fortschritt kam es in der Angelegenheit der Rückgabe deutscher Immobilien in den folgenden zwei Jahren jedoch nicht.

Die Mitarbeiter des bereits erwähnten *Deutschen Verbands* in Ungarn erfuhren die Unzufriedenheit der deutschen Gemeinschaft und die Ernsthaftigkeit dieses Problems unmittelbar anlässlich ihrer Ortsbereisungen auf dem Land – es war neben dem Problem der Trennung vieler Familien durch die *kitelepítés* – eines der beiden Hauptprobleme, das an den Verband immer wieder herangetragen wurde.

Frigyes Wild und die zuständigen Ministerien erhielten allerdings erst ein Jahr später, im September 1956, die Zustimmung der führenden Organe der Ungarischen Partei der Werktätigen (MDP) zur Erarbeitung eines Lösungsvorschlags. Die revolutionären Ereignisse 1956 haben jedoch die gerade begonnene Arbeit unterbrochen. Dann, auf einer Besprechung am 5. Februar 1957, untermauerte Frigyes Wild mit Dutzenden dem Verband zugesandten Briefen seine Ansicht, dass eine Lösung des Problems nicht mehr länger aufschiebbar sei. Aus Gadács/Gadatsch im Komitat Somogy schrieb man zum Beispiel:

„1945 wurde uns aufgrund falscher Anschuldigungen alles weggenommen. 1948 war die Aussiedlung abgeschlossen, aber wir sind geblieben. Auch heute leben wir hier in Ungarn. Unsere Rechte haben wir 1950 zurückerhalten, aber es war unsere Pflicht, über unser Leid zu schweigen. Hier stehen wir, ausgeplündert, und wir sind noch

17 MNL OL 276.f. 91.cs. 83.ö.e. Dénes György feljegyzése a magyarországi német dolgozók lakóház-problémájáról, 1954. december 1 [Aufzeichnung von György Dénes über die Wohnhausprobleme der ungarndeutschen Arbeiter, 1. Dezember 1954]. Vgl. auch Pártállam, 2003, S. 100–104.

immer eine verachtete und übergangene Nationalität. Unsere Häuser gehen zu Grunde. Die Siedler bitten, wenn man auch nur reparieren müsste, um eine Abrissgenehmigung, und reißen unsere Häuser ab, eins nach dem anderen, oder die Häuser stürzen ein. Wir hingegen wohnen zur Miete, wo uns tagtäglich gekündigt wird, und schauen tatenlos herumsitzend zu, wie das, was uns gehört, zugrunde geht. Unserer Meinung nach ist es keine Lösung, dass wir unsere Rechte zurückerhielten, aber unser rechtmäßiges Eigentum nicht. Unter uns gibt es keine ‚Großgrundbesitzer‘, als dass wir das bißchen Feld mit dem Haus nicht zurückbekommen könnten.“¹⁸

Ein weiterer Brief von einem gewissen Bálint Reidl kann illustrieren, wie verwirrend die rechtliche Lage bei manchen Immobilien sein konnte:

„Von der Vermögenskonfiszierung von jenen mit deutscher Nationalität war ich nicht betroffen, da ich nie im *Volksbund* oder in einer anderen Organisation Mitglied war. Auch bei der Volkszählung bekannte ich mich als Ungar. Die Aussiedlung aus unserer Gemeinde war bereits abgeschlossen, als am 9. Mai 1948 einige Familien aus dem ungarischen Oberland gebracht wurden [aus „Felvidék“, gemeint sind Familien aus der Slowakei], und eine der Familien wurde bei mir als Bewohner untergebracht, aber die haben uns nur anderthalb Jahre erduldet. Danach nahm die neu gegründete LPG mein Haus in Anspruch und der Gemeinderat ließ der Familie aus dem ungarischen Oberland ein anderes Haus zukommen. Jetzt in den vergangenen Wochen, nachdem die LPG aufgelöst wurde, gab mir der Gemeinderat mein Haus als Wohnung zurück und wir sind eingezogen. Unser Siedler hat dagegen beim Landkreis Tab Berufung eingelegt, und der Landkreis wies ihm mein Haus zu. Zwischenzeitlich wurde mein mir unrechtmäßig weggenommenes Haus unlängst auch im Grundbuch auf den Namen des Siedlers umgeschrieben, und uns wollen sie mit Hilfe der Polizei ausquartieren. Hier möchte ich noch

18 MNL OL XXVIII–I–1 Feljegyzés a német lakóházproblémákról tartott megbeszélésről, 1957. február 5 [Aufzeichnung über die Besprechung zu deutschen Wohnhausproblemen, 5. Februar 1957]. 10.d. Die ehemaligen Besitzer beklagten verständlicherweise die Nachlässigkeit der Siedler. „Die Frage der Wohnhäuser ist auch ein Problem ... die Schwaben beobachten lebhaft, was die Siedler in ihren ehemaligen Häusern tun. Wenn ein Dachziegel runterfällt, rennt der ehemalige deutsche Besitzer nach Hause, holt den Dachziegel und legt ihn wieder zurück auf das Dach. Wenn die Siedler das Haus nicht pflegen, wenn es verwahrlost, beschimpft der ehemalige schwäbische Besitzer ihn.“ – beschrieb der Ratsvorsitzende von Großtevel/Nagytevel die Situation. – MNL OL XXVIII–I–1 Hollós Lajos jelentése a Nagytevelen tett látogatásáról, 1956. május 3 [Bericht von Lajos Hollós über seinen Besuch in Großtevel/Nagytevel, 3. Mai 1956]. 24.d.

anmerken, dass der Gemeinderat und alle örtlichen Organe angesichts der Gerechtigkeit meiner Angelegenheit auf meiner Seite stehen.“¹⁹

Frigyes Wild wollte nun bei der Erarbeitung einer neuen rechtlichen Regelung folgende Grundprinzipien berücksichtigt sehen: Zuerst sollen jene Besitzumschreibungen außer Kraft gesetzt werden, zu denen es nach der Verordnung Nr. 84/1950.M.T. kam, d.h. nach der Deklaration der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung der Deutschen. Die Geltung dieser Außerkraftsetzung sollte sich auf die ausgesiedelten, aber zurückgeflüchteten Familien erstrecken. Jene, die wegen ihres politischen Verhaltens einer Verfolgung ausgesetzt waren oder von der Aussiedlung befreit wurden, sollen ihre Häuser automatisch zurückbekommen. Sofern diese Häuser bereits teilweise oder ganz in den Besitz von Anderen übergegangen sein sollten, bat Frigyes Wild um Entschädigung des ursprünglichen Besitzers durch die Zuweisung eines Hauses mit vergleichbarem Wert bzw. eines Bauplatzes mit Zusicherung eines Baukredits. Einen ähnlichen Umgang schlug er mit den zwischenzeitlich maroden, unbewohnbar gewordenen Immobilien vor. Er empfahl, dem ursprünglichen Besitzer einen staatlichen Kredit für den Wiederaufbau zu gewähren. Wenn ein Neu-Siedler, der ein Schwabenhaus zugeteilt bekommen hatte, dieses in der Zwischenzeit wieder verlassen hatte, sollte der ursprüngliche Besitzer es automatisch zurückbekommen dürfen. Jenen ehemaligen Besitzern, die in der Zwischenzeit ein anderes Haus erworben hatten, hätte Wild ermöglicht, zwischen ihrem altem und ihrem neuen Haus zu wählen. Wenn der Neu-Siedler und der alte Besitzer das Haus noch gemeinsam benutzen, sollte der Neu-Siedler ein neues erhalten. Beim Verkauf von Immobilien sollte der alte Besitzer Vorkaufsrecht erhalten. War das Haus im gemeinsamen Besitz von Ausgesiedelten und Hiergebliebenen, sollten Letztere den Besitzanteil der Ersteren vom Staat preiswert ablösen können. Wenn der alte Besitzer sein Haus zurückerhält, müssen alle Fragen der Erstattung von zwischenzeitlichen Verpfändungen und Investitionen geklärt werden. Er schlug vor, diese Verfahren bei der Ordnung der Besitzverhältnisse der Kellerhäuser bzw. jener deutschen Immobilien anzuwenden, die im Zuge der Hausverstaatlichungen 1952 konfisziert worden waren. Er riet dazu, „in den womöglich betroffenen Städten und Gemeinden eine Landeszusammenschreibung einzuleiten, bei der die Betroffenen mit Hilfe von Vordrucken ihre Daten erklären und einreichen

19 MNL OL XXVIII-I-1 Feljegyzés a német lakóházproblémákról tartott megbeszélésről, 1957. február 5 [Aufzeichnung über die Besprechung zu deutschen Wohnhausproblemen, 5. Februar 1957]. 10.d.

können“. Daneben sollte in jedem Komitat ein Komitee aufgestellt werden,²⁰ in dem selbstverständlich auch Vertreter des Demokratischen Verbandes der Deutschen in Ungarn ihren Sitz bekommen hätten.²¹ Im April 1957 sandte das Sekretariat des Ministerrats den Verordnungsentwurf über die Rückgabe einzelner Häuser und Wirtschaftsgebäude der ungarischen Staatsbürger deutscher Nationalität auch dem Verband der Deutschen zur Begutachtung zu. In seiner Antwort brachte Wild seine Bestürzung darüber zum Ausdruck, dass § 1 des vom Agrarministerium erarbeiteten Entwurfs noch immer lediglich die *Möglichkeit* zur Rückgabe der betroffenen Häuser erklärte, und den Eindruck erweckte, es würde sich nur um sporadische Einzelfälle handeln, während Übergriffe der unteren Behörden gar nicht erwähnt wurden.²² Zudem beklagte er, dass nach dem Entwurf die örtlichen Behörden die Entscheidungen bzw. Beschlüsse über die Rückgabeansprüche der Häuser fällen sollten (über Widersprüche der Betroffenen sollten dann die Komitatsräte entscheiden). Die Schaffung einer Berufungsinstanz auf Landesebene aber hielt er für unbedingt notwendig.²³

Bei den Ortsbereisungen in ländliche Gebiete – und damit wären wir wieder bei der Eingangssentenz unseres Beitrages –, die noch im April und Mai 1957 stattfanden, waren die Mitarbeiter des Verbandes einem regelrechten Ansturm ausgesetzt; ihnen wurde die gravierende Wohnhausproblematik konkret vor Augen geführt. Neben den Deutschen sprach sich auch die Führung der Gemeinderäte für eine Rückgabe der Häuser aus.

„Das Deutschtum [im ung. Original „németség“. Gemeint ist: „Angehörige ungarndeutscher Nationalität“] ist wegen der Problematik der Wohnhäuser tief betrübt. Das Haus vieler Deutschen wurde verstaat-

-
- 20 MNL OL XXVIII–I–1 Feljegyzés a német lakóházproblémák megoldásának elveiről, 1957. április [Aufzeichnung über die Lösungsprinzipien der deutschen Wohnhausprobleme, April 1957]. 10.d.
- 21 MNL OL XXVIII–I–1 Feljegyzés a német lakóházproblémák megoldásának elveiről, 1957. április [Aufzeichnung über die Lösungsprinzipien der deutschen Wohnhausprobleme, April 1957]. 10.d.
- 22 MNL OL XXVIII–I–1 A Német Szövetség véleménye a német nemzetiségű magyar állampolgárok egyes lakóházainak és gazdasági épületeinek visszajuttatásáról szóló rendelet-tervezetről, 1957. április 9 [Stellungnahme des Deutschen Verbandes zum Verordnungsentwurf über die Rückgabe einzelner Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude der ungarischen Staatsbürger deutscher Muttersprache, 9. April 1957]. 10.d.
- 23 MNL OL XXVIII–I–1 A Német Szövetség véleménye a német nemzetiségű magyar állampolgárok egyes lakóházainak és gazdasági épületeinek visszajuttatásáról szóló rendelet-tervezetről, 1957. április 9 [Stellungnahme des Deutschen Kulturverbandes zum Verordnungsentwurf über die Rückgabe einzelner Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude der ungarischen Staatsbürger deutscher Muttersprache, 9. April 1957]. 10.d.

licht. Sie alle kamen im Laufe der Jahre zurück in ihre Häuser, aber die Häuser befinden sich auch jetzt noch im Staatsbesitz. Wenn der Staat anordnen würde, dass die Häuser dem ursprünglichen Besitzer wieder übertragen werden müssen, wäre die Freude groß und die Deutschen würden sich sofort an die Renovierung machen. Niemand würde eine Rechtsverletzung erleiden“ – so beschrieb Uj Lajos, der Ratsvorsitzende der Gemeinde Bakonyjákó/Jaka, die Situation.²⁴

Laut Bericht des Schuldirektors Ferenc Hantos verließen in Agostyán/Augustin ebenfalls viele Neu-Siedler die Gemeinde und die ihnen überlassenen Häuser. Obwohl die Deutschen die Immobilien den Neu-Siedlern bezahlt hatten, hat der Komitatsrat ihnen die Rücksiedlung nicht genehmigt. Gegen die Unzufriedenen wurde die Polizei eingesetzt. Laut Hantos sollten jene, die wissen möchten, „wie man *keine* Nationalitätenpolitik machen darf, nur nach Agostyán kommen, man sieht es sofort“.²⁵

Als Mitarbeiter des Kultusministeriums nahm 1957 auch István Bodrogi an Ortsbereisungen auf dem Land teil, wo über ähnliche Zustände berichtet wurde:

„Wir haben uns in der Gemeinde die deutschen Wohnhäuser angesehen, die, milde gesagt, in einem baufälligen Zustand sind. Aus manchen Häusern mussten die Siedler ausziehen, weil sie einzustürzen drohten, andere mussten mit Pfosten gestützt werden, allgemein sind alle einsturzgefährdet. Die Wände haben Risse zu den Querwänden, Dächer sind eingerissen, wenn keine Änderungen kommen, wird die Mehrheit dieser Häuser in einigen Jahren einstürzen. Die Siedler reparieren indessen nichts, wenn man ihnen ein anderes Haus zukommen lässt, verkaufen sie sogar die Materialien des ihnen überlassenen ehemaligen deutschen Hauses. Für das Land sind die Schäden unermesslich. Die Deutschen sind geduldig, sie vertrauen jedoch sehr darauf, dass ihre Situation überprüft und im Rahmen der Möglichkeiten behoben wird.“²⁶

24 MNL OL XXVIII-I-1 Wild Frigyes jelentése Veszprém és Vas megyei úttjáról, 1957. április 15 [Bericht Friedrich Wilds über seinen Besuch in den Komitaten Veszprém und Vas vom 15. April 1957]. 10.d.

25 MNL OL XXVIII-I-1 Wild Frigyes jelentése Komárom megyei kiszállásáról, 1957. április 20 [Bericht Friedrich Wilds über seinen Besuch im Komitat Komárom vom 20. April 1957]. 24.d.

26 MNL OL XXVIII-I-1 Endródi Lajosné jelentése Somogyszilban és Somogydöröcskén tett látogatásáról, 1957. július 19 [Bericht von Lajosné Endródi über den Besuch in Somogyszil und Somogydöröcske vom 19. Juli 1957]. 24.d.

Um Gyula Schweighofers Bericht hier noch einmal aufzugreifen: Die während der Ortsbereisungen notierten Beschwerden der Ungarndeutschen richteten sich auch auf folgende, übergreifende Punkte:

„1. Sie verstehen nicht, warum sie noch immer wegen ihrer deutschen Muttersprache sühnen müssen, wenn Radio und Presse bereits mit den Leistungen der Arbeiter deutscher *Nationalität* prahlen. 2. Sie verstehen nicht, warum jene ehemaligen Volksbundler, die irgendwie Parteimitgliedschaft erworben haben und danach das Land verließen, in ihren eigenen Häusern bleiben durften, wenn viele mit deutscher Muttersprache noch immer mit einer anderen Familie oder in einem zum Wirtschaften nicht geeigneten Haus zusammengepfercht mit anschauen müssen, wie das eigene Haus der Familie, von den neuen Besitzer völlig unausgenutzt und ungepflegt, verfällt. 3. Warum bekamen Siedler aus der Umgebung, die nicht aus Oberungarn waren und zu Hause sowieso ein Haus besaßen, ein schwäbisches Haus, z. B. sieben Familien in Großtevel/Nagytevel.“²⁷

In der Angelegenheit der Wohnhäuser wandten sich viele auch schriftlich an den *Demokratischen Verband der deutschen Werktätigen in Ungarn*. Aus den Briefen lässt sich nicht nur die Situation des Einzelnen, sondern auch die Komplexität der Probleme der örtlichen Gemeinden und der dortigen ungarndeutschen Familien nachvollziehen. Manche machten den Generalsekretär des Verbandes wegen einer ihrer Meinungen zu schwachen Auftretens für die bereits zwei Jahre dauernde Erfolglosigkeit verantwortlich und *erbaten*, andere *forderten* eindringlich ein entschiedeneres Auftreten. Frigyes Wild, der zugleich Parlamentsabgeordneter war, verteidigte sich mit dem Argument, dass „das Erkennen der Lage der erste Schritt in Richtung einer Verbesserung“ sei, dies sei bereits erfolgt. Die Regierung würde sich „des Problems mit Verständnis annehmen“, und eine „Verordnung über die verstaatlichten deutschen Wohnhäuser“ sei in Vorbereitung.²⁸

Dr. Wild brachte dies im *Deutschen Kalender* auch öffentlich, aber in einem sehr verhaltenen Ton zum Ausdruck, wenn man sein Grußwort zur Ausgabe 1958 liest:

27 MNL OL XXVIII–I–1 Schweighofer Gyula jelentése Veszprém megyei kizsállásáról, 1957. április 21 [Bericht Gyula Schweighofers über seinen Besuch im Komitat Veszprém vom 21. April 1957]. 10.d.

28 MNL OL XXVIII–I–1 Wild Frigyes levele ifj. Zoltai János bólyi lakosnak, 1957. május 27 [Brief Friedrich Wilds an János Zoltai in Bóly/Bohl vom 27. Mai 1957]. 36.d.

„Der Zentralrat der Patriotischen Volksfront befasste sich“, so heißt es dort, „mit den ungarländischen Nationalitätenproblemen. Es wurden konkrete Vorschläge zur Behebung allgemeiner und örtlicher Beschwerden vorgebracht. [...] Der Vertreter des Deutschen Verbandes hob hervor, es sei zu erkennen, dass den Volksfront-Funktionären die Nationalitätenprobleme wirklich am Herzen liegen und dass sie ehrlich bestrebt sind, zur Lösung der verworrenen deutschen Frage beizutragen. Man konnte nur mit Rührung die Berichte der Komitatsleiter der Volksfront anhören, denn ihre Bestrebung trat deutlich hervor: sie wollen die Nationalitäten [gemeint sind: die ethnischen Minderheitengruppen in Ungarn, d. Verf.] mit den ungarischen Werktätigen fest zusammenschmieden und, um auch die Ehrlichkeit ihres Strebens zu bezeugen, sprachen sie mit höchster Anerkennung über die Arbeit der Werktätigen deutscher und anderer Nationalitäten.“

Er lobte in diesem Zusammenhang gerade auch die Kohlegrubenarbeiter, „die deutschen Kumpel, [die] den schwarzen Schatz der Berge voller Hingabe und zähe zu Tage fördern“, und betonte gleichfalls die Arbeit der Bauern, die der Natur wertvolle Nahrungsmittel unter vollem Einsatz „ihrer anerkannten Fachkenntnisse und ihres weltberühmten Fleisses [...] abringen“. Die Komitatsleiter der Volksfront würden alles unternehmen, „damit die Werktätigen deutscher Nationalität auf der Grundlage der festgemauerten Gleichberechtigung sich in die sozialistische Aufbauarbeit des Landes einfügen. Im Zeichen der Aufrichtigkeit muss aber auch darauf hingewiesen werden, dass es in der Tat noch ungelöste Probleme gibt.“²⁹

In dieselbe Kalenderausgabe hat die Redaktion dann eine Fotoaufnahme platziert, auf der die Leser und Leserinnen sehen konnten, wie vor einer Silhouette aus dörflichen Bauernhäusern, die unverkennbar als „Schwabenhäuser“ zu identifizieren sind, drei junge Leute in Tracht stehen und sich einander zuwenden; die Bildunterschrift bezeichnet sie als „zwei Sekler-Mädchen und ein deutscher Junge“ [...] „beim freundschaftlichen Spaziergang in Lánycsók“. ³⁰ 1941 sind viele Székler, die ethnisch und sprachlich zu den Ungarn gehören und zuvor in der Bukowina-Region³¹ lebten, von dort nach Ungarn ausgesiedelt worden, ähnlich wie viele Ungarn aus der

29 DK 1958, Zitate s. S. 29–32.

30 DK 1958, S. 58. Erster Satz der Bildunterschrift: „Im Zeichen der Freundschaft zwischen Seklern und Deutschen.“ (Name des Ortes in deutscher Schreibung: „Lantschuk“).

31 Nördlicher Teil der Bukowina nach 1945 in der UdSSR, südlicher Teil in Rumänien liegend.

Slowakei. Dieses Bild, mit jungen Leuten, die jeweils ihre eigene Tracht angelegt haben, unmittelbar vor Schwabenhäusern stehend, von denen keines in irgendeiner Weise ramponiert oder baufällig aussieht, konterkariert geradezu die im Archivbefund gespiegelten Konkurrenzsituationen zwischen Neu-Siedlern und den in Ungarn verbliebenen „Schwaben“. Da Jugendliche abgebildet sind, sollte es sicherlich positive Erwartungen für die Zukunft stimulieren. Frigyes Wild schrieb im Grußwort, dazu passend, dass es im „Vertrauen auf Partei und Regierung“ dazu kommen werde, „dass das Problem der in den Jahren 1945–48 verstaatlichten deutschen Wohnhäuser – ohne Verletzung der erworbenen Rechte der Neusiedler – auf die Tagesordnung gelangt.“³²

Gegenüber einem der Beschwerdeführer, der sich brieflich an den Verband gewandt hatte, musste er zwar betonen, dass der Verband vor allem für kulturelle Aufgaben ins Leben gerufen worden sei. Aber man habe erkennen müssen, „dass die deutsche Nationalität in Ungarn mit grundlegenden Problemen kämpft, und diese auch der kulturellen Entwicklung hinderlich sind, und deshalb würde er auch diesen seine Aufmerksamkeit widmen. Selbstverständlich nur, indem er die betroffenen Behörden informiert.“³³

Viele lokale ungarndeutsche Gemeinschaften stellten indessen, wie erwähnt, die Lösung wirtschaftlicher Fragen als Bedingung für die Gründung von Kulturgruppen und für eine aktivere Beteiligung am öffentlichen Leben. In einem Bericht betreffend die auch von Deutschen besiedelten, an der Grenze zu Rumänien gelegenen Großgemeinde Elek steht: „Laut Genossen Nyisztor beteiligen sich die Bewohner der Gemeinde Elek an der Kulturarbeit solange nur ungerne, bevor die Rechtsverletzungen finanzieller Natur geordnet sind. Sie haben Angst, weil sie sich nicht als vollberechtigte Staatsbürger fühlen.“³⁴

In diesem Zusammenhang beklagte sich auch ein gewisser Ferenc Rott aus Salk/Szajk bei Generalsekretär Wild, dass der in seinem Artikel in der Zeitung *Népszabadság* die Verbesserung der Lage des Deutschtums mit lauter Argumenten untermauerte (z. B. Verwendung zweisprachiger Aufschriften, deutschsprachige Radiosendung), die jedoch nicht so einschneidend und lebenswichtig wären wie die Frage der Wohnhäuser. Bei der letztgenannten Angelegenheit habe er seit Jahren keinen Fortschritt bewirken können:

32 DK 1958, S. 31–32.

33 MNL OL XXVIII–I–1 Wild Frigyes levele ifj. Zoltai János bólyi lakosnak, 1957. május 27 [Brief Friedrich Wilds an János Zoltai in Bóly/Bohl vom 27. Mai 1957] 36.d.

34 MNL OL Wild Frigyes főljegyzése eleki útjáról, 1957. július 10 [Aufzeichnung Friedrich Wilds über seinen Besuch in Elek vom 10. Juli 1957]. 24.d.

„Wie ein aus seinem Nest vertriebener Spatz wurde das Deutschtum zufolge von Weltereignissen obdachlos. Manche unter ihnen haben dieses Schicksal sicherlich verdient, aber in der Mehrheit waren auch jene betroffen, die in den allerschwierigsten Zeiten ihre Nüchternheit bewahrten und Zeugnis von Treue zu Ungarn ablegten. Viele von ihnen leben unter ungesunden Wohnverhältnissen in Kellerlöchern oder Kammern oder kämpfen mit schwerwiegenden Wohnproblemen mangels finanzieller Unterstützung zum Hausbau. ... Ich wende mich mit der Bitte an den Generalsekretär des Kulturbundes (der im Ministerium öfter verkehrt), er möge zum Unterstützer der Arbeiter dieser Minderheit, die mit einem Minderwertigkeitsgefühl leben, werden und für die praktische Umsetzung der in der Verfassung festgelegten Nationalitätenrechte kämpfen, da diese bereits Vergangenheit und Zukunft gesüht haben. Die Angelegenheit, wegen der ich im Vorjahr mit ihnen in Korrespondenz stand, blieb bis heute unerledigt.“³⁵

Das Politische Komitee beriet am 1. Juli 1958 über die mit der Umsiedlung der deutschen Nationalitätenbevölkerung in Staatsbesitz genommenen Immobilien. Der Beschlussentwurf legte fest, dass die Geltung jener Verordnungen, die ein Jahr zuvor die Rückgabe der von der Bevölkerung ungarischer Nationalität konfiszierten Hausimmobilien regelten, auch bei den Bewohnern deutscher Nationalität angewendet werden kann. Einen Antrag durften jedoch nur jene deutschen Nationalitätenangehörigen stellen, die ungarische Staatsbürger waren und sich in Ungarn aufhielten. Ehemalige SS-Rekruten-Freiwillige mussten von den Antragstellern automatisch ausgeschlossen werden.³⁶ Die Körperschaft beauftragte den Minister für Bauwesen, eine einschlägige Verordnung erarbeiten zu lassen und noch im laufenden Monat dem Ministerrat zu unterbreiten. Hierzu kam es jedoch weder zur gegebenen Zeit noch später.³⁷ Die Mitglieder der ungarndeutschen lokalen Gemeinschaften forderten Fakten, Frigyes Wild hingegen betonte,

35 MNL OL XXVIII–I–1 Rott Ferenc levele Wild Frigyesnek, 1957. március 26 [Brief Ferenc Rotts an Friedrich Wild, 26. März 1957]. 36.d.

36 Die Rückgabe rechtswidrig verstaatlichter Häuser der ungarischen Staatsbürger ungarischer Nationalität wurde in den Verordnungen des Präsidialrats mit Gesetzeskraft Nr. 28/1957 und 13/1958, sowie den anschließenden Verordnungen des Finanzministers Nr. 17/1957 und 41/1957 und der vertraulichen Verordnung des Ministerrats Nr. 3116/1958 geregelt. – Magyar Közlöny, 1957. április 21. 267–268., 271–274., 1957. december 15. 919., valamint 1958. május 3. 318.

37 MNL OL M–KS Magyar Szocialista Munkáspárt Központi Szervei 1945–2004. Politikai Bizottság (Intéző Bizottság) jegyzőkönyvei 1956–1989 [Akten der Zentralen Organe der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei 1945–2004. Protokolle des Politischen Komitees 1956–1989]. Im Weiteren: 288.f. 5.cs. 85.ö.e.

dass ihm keine Instrumente zur Verfügung stehen würden.³⁸ Die Regierung spielte währenddessen auf Zeit, und bemühte sich glaubhaft zu machen, dass sie bezüglich der Beschwerden irgendwann tatsächlich für Abhilfe sorgen würde. Ab Ende 1958 beschäftigte sich die politische Macht jedoch mit der Angelegenheit der unrechtmäßig in Staatsbesitz genommenen deutschen Häuser nicht mehr. Im Weiteren entschieden ausschließlich die persönlichen Strategien der Betroffenen, ob sie sich um den Rückkauf ihrer ehemaligen Häuser oder um den Kauf eines neuen Hauses bemühten.³⁹

„Schwabenhäuser“ und „Kocka“-Häuser als Bilder des Deutschen Kalenders: Ethnische Identifikation und sozialistisch-ökonomische Innovation

Im *Deutschen Kalender*, der *Zeitschrift des Demokratischen Verbandes der deutschen Werktätigen in Ungarn*⁴⁰ finden sich schon seit Beginn seiner Publikation viele Bilder von Bauernhäusern und von ruraler Architektur im weiteren Sinne, die positiv kommentiert, stets als ästhetisch schön bewertet und immer mit dem Attribut „deutsch“ oder „schwäbisch“ erscheinen.⁴¹ Die Bauernhäuser als ein die Nationale Minderheit der Deutschen identifizierendes Bildmotiv wurden sowohl mit einem *Schönheitswert* als auch mit einem *Traditionswert* behaftet vorgestellt. Entscheidend für diese Signalität ist sowohl die dabei fürs Auge angenehme fotografische Komposition, als auch – und dies vor allem – die beigefügte Kommentierung: Mehrfach zeigen sich Fotos von „Schwabenhäusern“ mit entsprechenden Kommentaren: „blendend weiss getünchte deutsche Häuser in Versend, bestrahlt von der aufgehenden Sonne“,⁴² oder: „klassisch schönes Schwabenhaus im Rosengarten in Geresdújlak“,⁴³ oder: „viele schöne, altehrwürdige Häuser haben sich über Generationen hin erhalten und prägen mit ihrem blendenden Weiss

38 Vgl. diesbezüglich die Korrespondenz zwischen János Tarlós und Friedrich Wild 26. Mai – 11. Juli 1958, die Korrespondenz zwischen Zoltán Schuller und Friedrich Wild 24.–30. Oktober 1958 sowie die Korrespondenz zwischen Nándor Kerti, András Bernhardt und Friedrich Wild, 7. Juni – 1. Dezember 1958. – MNL OL XXVIII–I–1 10.d und 36.d.

39 Schleicher 2006, S. 187–206, beschrieb das Verhältnis der verschiedenen Generationen einer Familie aus Ganna zu dem ihnen weggenommenen Haus und ihre Strategie für den Rückerwerb.

40 Später umbenannt in: *Zeitschrift des Demokratischen Verbandes der Deutschen in Ungarn*.

41 Zur Auswertung für diesen Beitrag haben wir die Jahrgänge seit 1958 und bis 1963 herangezogen, aus: Bestand IVDE Freiburg, Bibliothek, Sig. LZ 55.

42 Abb. DK 1959, S. 93.

43 Abb. DK 1969, S. 134f. (Ortsname in deutscher Schreibung: „Gereschlak“).

das Antlitz des Dorfes⁴⁴. Ein wichtiger Identitätsaspekt wird so markiert: Die Eigenschaft des „altehrwürdigen“, aber leuchtenden, weißgetünchten Hauses kann eine positive nonverbale Erinnerung an die Aufbauleistungen der Deutschen in Ungarn und für Ungarn seit vielen Generationen, über Jahrhunderte hin, evozieren. In der Ausgabe 1958 präsentierte die Redaktion einen Artikel „Schwabensiedlungen am Fusse des Tokajer-Gebirges“⁴⁵ und dort das Foto eines Hauses aus der „Ansiedlungszeit“, dem „älteste[n] Haus in Hercegkut/Trautsonsdorf“.⁴⁶ Die „Ansiedlungszeit“ findet sich im Text chronologisch auf die „Mitte des 18. Jahrhunderts“ eingegrenzt.⁴⁷ Die mit dem Bildgegenstand einhergehende Botschaft vermittelt so implizite und gleichsam automatisch, dass Ungarndeutsche sich selbst als eine im Lande über sehr lange Zeit ansässige Minderheit betrachten dürfen, die zur Bewirtschaftung, zum Gewerbeaufbau und zum Wohlstand Ungarns epochal und monumental beigetragen hat – gerade hier, wenn es um ein besonders wertvolles Landesprodukt geht, um den Tokayerwein (um ein „Hungarikum“, wie man heute sagen würde). In einigen Kalenderausgaben der Folgejahre erscheinen gerade *diese* Anklänge in Verbindung mit der zeitgenössischen Fotoabbildung eines „alten“ bzw. „altehrwürdigen“ Hauses, gegebenenfalls aus der „Ansiedlungszeit“ oder eines „im Stil der Ahnen“ oder eines „fast 200 Jahre stehenden deutschen Siedlerhauses“ mehrmals wieder.⁴⁸

Insgesamt gesehen zeigen diese Häuserbilder in der ganz überwiegenden Mehrheit denjenigen Typ des Bauernhauses mit einem überdachten, aber offenen Lauben- oder Säulen-„Gang“⁴⁹ an der linken Längsseite von der Straße her gesehen, in Langhausform, weiß getüncht, verziertem Giebel und der Dreiseit-Anlage mit Stall- und Speicherbauten (Remisen) ohne zweites Geschoss, dessen Bauphase sich erst und vor allem ins 19. und frühe 20. Jahrhundert datieren lässt.⁵⁰ Wenn also in dem vorliegenden Beitrag von „Schwabenhäusern“ die Rede ist, dann ist ein Bauernhaus-Typ mit diesen Merkmalen gemeint. Hingegen fehlen im *Deutschen Kalender* unserer Auswertungszeit die in der Szenerie ungarndeutscher Dörfer öfters auch

44 DK 1966, S. 88, in Márkó.

45 Balassa, Iván: Schwabensiedlungen am Fusse des Tokajer-Gebirges, in: DK 1958, S. 65–69.

46 Ebd., S. 66.

47 Ebd., S. 65.

48 Beispiele: DK 1959, S. 120; DK 1959, S. 124, und noch im DK 1982, S. 188.

49 Der „Gang“ ist ein außenliegender, an der ganzen Längsseite des Hauptgebäudes verlängerter, mit Hilfe von Säulen gedeckter, aber offener Hausflur.

50 Siehe hierzu den Beitrag Maria Erb in diesem Band. Nur einmal im Deutschen Kalender 1960 sieht man gerade aktuelle Neubauten in diesem Stil [S. 9: „Neubauten in Szendehely/Sende, Szenda (Kom. Nógrád)“].

wahrnehmbaren Fachwerk-Häuser. Wer die Monografie der ungarischen Architektin und Denkmalpflegerin Dobosyné Antal über die Fachwerkbauten in der Region ‚Schwäbische Türkei‘ rezipiert, findet dort entsprechende Nachweise.⁵¹ Doch obwohl sich aus der bis heute rezenten Menge sogar mehrere Bau-Gruppen erkennen lassen,⁵² galt das Fachwerkhaus in allen älteren Darstellungen zum Karpatenbecken als nicht vorhanden und als nicht „zugehörig“.⁵³ Die Fachwerkhäuser beruhen auf einer Handwerkstechnik, die aus dem historischen Deutschen Reich im frühen und mittleren 18. Jahrhundert sozusagen *mitgebracht* worden war. Aber das mit Säulengang und weißgetünchter Blankmauerfassade errichtete Bauernhaus markiert den von den Deutschen *in* Ungarn entwickelten Haustyp, bei dem auch aus der ungarischen Umgebung bestimmte Elemente und Herstellungstechniken adaptiert wurden. „Schwabenhäuser“ mit Laubengang, verziertem Giebel und weißgetünchter Mauerwandfläche eigneten sich, so betrachtet, besser als Fachwerkhäuser zur Auszeichnung der Ungarndeutschen in Ungarn und als Identifizierungsangebot für sie.

Und auch dann, wenn Bergarbeiter oder Bergarbeiterfamilien als „Helden des ‚schwarzen Goldes‘“ in den Bildern des Deutschen Kalenders lobend hervorgehoben werden, werden sie vor einem weißgetünchten Haus mit dem Säulengang fotografiert, um sie so als Ungarndeutsche *und* eben als Hausbesitzer erkennbar zu machen.⁵⁴

Die Kalenderausgabe 1960, die auf das Jahr 1959 zurückblickt, zeigt gleich zu Anfang als Monatsbilder 12 Fotografien von „Schwabenhäusern“ als Wahrzeichen der Ungarndeutschen Minderheit: Jedem der einzelnen 12 Monatsbilder ist ein Häuserfoto zugeordnet,⁵⁵ es geht hier dezidiert um Einzelhäuser bzw. um Häuser-Reihen an einer Dorfstraße entlang von Hajós/Hajosch, von Mosonszentjános/Sankt-Johann, von Bikács/Wigatsch, von Pesthidegkút/Hidikut, von Elek, Szendehely/Szenda u. a. m., die sich wörtlich

51 Dobosyné Antal 2008, ebd. instruktive Dokumentarfotos mit Baudaten aus dem mittleren und späteren 18. Jahrhundert, S. 121, 123, 125–127, 129, 134, 136, 139, 159.

52 Dobosyné Antal 2008, S. 212.

53 Dobosyné Antal 2008, S. 209: „Mind [tanulmány] egyetértettek abban, hogy a Kárpát-medencében nem jelenik meg a német [!] háztípus.“ [„Alle [Studien] stimmten darin überein, dass im Karpatenbecken der deutsche Haustyp [damit gemeint ist eben das Fachwerkhaus] nicht in Erscheinung tritt.“]

54 DK 1960, Artikel Géza Hambuch: Helden des ‚schwarzen Goldes‘. Bei schwäbischen Kumpeln vor Ort, S. 74–79. S.a. DK 1960, S. 19.

55 DK 1960, S. 4–27.

immer mit „schwäbisch“⁵⁶ oder mit „deutsche Bauweise“⁵⁷ und zugleich mit „alt“ und „charakteristisch“ und „schön“ bezeichnet und bewertet finden. Dann, in der Kalenderausgabe von 1961 präsentierte die Redaktion wieder eine eigene Rubrik „Schwäbische Dorfbauten“ mit Bildern traditioneller Bauernhäuser, an denen allerdings modernisierende Renovierungs-, An- und Umbauten vorgenommen worden waren: „Altes und Neues vermenget sich in der Erscheinungsform“, heißt es in der Überschrift.⁵⁸ Deutlich hat man die Masten für elektrischen Strom an den Fotoaufnahmen sichtbar gemacht; und zum Teil zeigt sich bereits auch eine Mischform von „Schwabenhaus“ hin zum „Kocka“-Baustil; damit ist ein wichtiges Stichwort zu einer Neuerung gefallen.

Denn wenn in diesen Jahren des Deutschen Kalenders *neue Bauten* in Dörfern mit deutschen Einwohnern vorgeführt wurden, dann waren das in der Regel Hausbauten im „Würfel“-Stil (ungarisch „Kocka“-Haus, manchmal auch: „sátor“-Stil genannt). „Kocka“ heißt ein Haus deshalb, weil es eine würfelförmige Form mit quadratischem Grundriss hat; „sátor“-Haus (zu deutsch: Zelt-Haus) bildet eine Assoziation zu dem zeltförmigen, von allen Seiten auf eine Spitze zulaufenden Dach dieses neuen, standardisierten Haustyps. Die Bezeichnungen gehen nach der Form, sie haben keinen derart langgezogenen First und keinen Arkadengang wie das „Schwabenhaus“. Auf den Bildern sind öfters Häuserreihen mit mehreren Bauten zu sehen, so dass die Beobachter die starke Standardisierung, die ein paralleles und damit schnelles Bauen möglich machte, schon in nonverbaler Weise gut erkennen konnten. Die Kommentare und Bildunterschriften statteten die *Kocka*-Häuser mit nur zwei wesentlichen Attributen aus, nämlich mit dem Attribut des Haus-Besitztums („Eigenheim“) und dem Attribut der in die Zukunft weisenden Modernität und Komfortabilität („vom immer höheren Lebensstandard unserer Schwaben zeugen neue Eigenheime“⁵⁹). Der Einführungstext von Frigyes Wild zur Kalenderausgabe 1960 (also rückblickend auf das Jahr 1959) stimmte die Leserschaft auf die Vorteile dieser Häuser ein:

„In den ersten Monaten des Jahres 1959, als die sozialistische Umgestaltung unserer Landwirtschaft mit schnellen Schritten vorwärtsging, trugen unsere schwäbischen Bauern, teils durch ihren wohlüberlegten und schnellen Eintritt in die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, teils durch aktive Teilnahme an der Propaganda-

56 DK 1960, S. 11.

57 DK 1960, S. 13.

58 DK 1961, S. 138–139.

59 In Rubrik „Bilder bunt gemischt aus dem Leben unserer Schwaben“, DK 1963, S. 76.

arbeit zur Erweiterung des sozialistischen Sektors der Landwirtschaft in grossem Masse bei. In dieser Arbeit, in diesem fortschrittlichen Denken, gingen, unter anderem, mit gutem Beispiel voran“ [es folgen 21 Personennamen].

[Die für unsere Problemstellung entscheidende Aussage steht im Anschluss:]

„Neue Familienhäuser, ganze Häuserreihen, wachsen überall im ganzen Lande wie Pilze aus dem Boden hervor und die glücklichen Eigentümer sind nicht selten eben unsere schwäbischen Landsleute. Die Einrichtung ihrer Wohnung ist ebenfalls neu und schön, durch praktische Wirtschafts- und Haushaltungsmaschinen neuzeitlich gestaltet.“⁶⁰

Der *Kocka*-Haustyp erscheint auf den Bildern im *Deutschen Kalender* jedoch nie als „schwäbische“ bzw. nie als „ungarndeutsche“-typische Bauweise, und er erscheint in überhaupt keiner Weise als *ethnisch* konnotiert (auch nicht als „ungarisch“), stattdessen aber stets als attraktiv-moderner und praktischer Neubau mit Elektrizität und mit Heizung und eben *immer* als Eigenheim. So erscheint der *Kocka*-Haustyp als zukunftsorientierte Lösung des ganzen Hausbesitz- und Wohnungs-Problems auf dem Lande. Diese Häuser wurden in *allen* Dörfern, nicht nur in den Dörfern mit ungarndeutschen Einwohnern *neu*-errichtet und waren deshalb ohne Konfliktpotential mit Altbewohnern oder mit Bukowiner Székeln oder Slowakei-Ungarn. Diese Häuser waren auch nicht mehr als klassische Bauern-Häuser mit Wirtschaftsgebäuden und Ställen gestaltet, sondern als Gebäude, in denen Menschen mit gegebenenfalls landwirtschaftlichen Berufen wohnten, jedoch zur landwirtschaftlichen Arbeit in die Landwirtschaftliche-Produktions-Genossenschafts-großbetriebe (die LPGs) gehen sollten. Konkret an einem empirischen Beispiel aus einer späteren Kalenderausgabe 1967 gesagt: In einem neuen *Kocka*-Haus sollte dann nicht mehr ein selbständiger „Bauer“ bzw. eine „Bauern-Familie“ als Arbeitsverband, sondern z. B. ein „Traktorist“ mit seiner Familie wohnen.⁶¹

60 Grußwort von Friedrich Wild: „Mit Vertrauen und Mut ins neue Jahr“, in: DK 1960, S. 36–37

61 DK 1967, S. 92, ein idealtypisches Beispiel: Bild eines „Kocka“-Hauses mit Kommentar „Neue, moderne Einfamilienhäuser mit je vier Zimmern und Zentralheizung in Pilisvörösvár/Werischwar. – Die Eigentümer: Traktorist Stefan Guth, dessen Frau, Theresia Guth, die als Volksliedsängerin bekannt und beliebt ist.“ Die neuen Häuser im „Kocka“-Stil wurden allerdings in der Wirklichkeit der Lebenswelt auch nicht selten von mehreren Generationen bewohnt. Und was noch wichtiger ist, zusätzlich konnte man beim Haus oder in der Nähe des Hauses noch kleinere private landwirtschaftliche Flächen anlegen (sog. „háztaji“-Felder), die nach der LPG-Arbeit in Selbstregie zum Eigenerwerb genutzt wurden (dieser Umstand wurde in den Ausgaben des *Deutschen Kalenders* der 1960er-Jahre nicht

Mehrere lobende Kommentare im *Deutschen Kalender* galten dann auch denjenigen Personen, die sich für die Fertigstellung neuer LPG-Gebäude⁶² und die damit verbundene, kollektivierte Landwirtschaftsweise engagierten. Die Repräsentation der klassischen, alten „Schwabenhäuser“ in Bildern und Kommentaren jedoch blieb im *Deutschen Kalender* erhalten, und es wurde alles darangesetzt, jede Dissonanz, jede Abwertung gegenüber den neuen Gebäuden zu vermeiden: Die weiterhin in hoher Zahl zusammen mit den Bildern von Kocka-Häusern platzierten Motive der bäuerlichen „Schwabenhäuser“ erhielten auch in den fortfolgenden Kalenderausgaben die Eigenschaft „schön“ und zugleich „altherwürdig“ und „wertvoll“ zusammen mit der *ethnischen* Konnotation. Das Motiv des alten, in der Kontrastdarstellung zum Kocka-Haus praktisch und technisch *ver-alteten* „Schwabenhauses“ blieb im Kalender auch nach 1961 *durchgängig* ein gutbewertetes, ästhetisch renommiertes, symbolisches Kennzeichen für die bäuerliche Minderheitenkultur der Deutschen in Ungarn – neben der Trachtenkleidung und der Musik- und Gesangsausbübung (in den Phänomenen der Blaskapellen, der Chöre und der diversen Volkstanzformen).⁶³

thematisiert). Weiterführende Literatur hierzu z. B.: Tamáska 2006, S. 36–62. Eine Falluntersuchung aus volkskundlicher Sicht in deutscher Sprache bietet: Schneider 2000.

- 62 Idealtypisches Beispiel für viele aus dem DK 1962, S. 53: Fotografische Abbildung LPG-Gebäude und Kommentar: „Modern und mit allem technischen Komfort ausgestattet [...] der neue Kuhstall der LPG in Görösöndoboka“ [Ketsching].
- 63 Wie zum Beweis zeigt die konkrete Reihe der Haus-Bildern der Ausgabe *Deutscher Kalender* 1962, in der Rubrik „Kunterbuntes aus dem Leben der Deutschen in Ungarn“, genau dieses Verhältnis: S. 74: Dorfszenerie: „Althergebrachte heanzische Bauweise in Agfalva/Agendorf“ (zur Erklärung: Heanzen, Hienzen oder Heizen sind eine deutsche, südbayerischen Dialekt sprechende Bevölkerungsgruppe im Burgenland, bauen in der Regel mit säulengeschmückten Stiegenaufgängen); S. 80: Foto mit sechs Rohbauten im Kocka-Stil und neuer Stromleitung: „Wenn’s so weitergeht, steht unsere Grenztafel bald mitten im Dorf“ – heisst es in Somberek/Schomberg (Kom. Baranya). Johann Sauer, Josef Schnellberger, Franz Burján und wie sie alle heissen bauen sich längs der Landstrasse neue Eigenheime.“ (Anspielung auf die Ausdehnung eines Dorfes durch Neubauten im *Kocka*-Stil über das Ortsschild hinaus); S. 83: Foto mit vier nebeneinanderliegenden Baustellen je eines neuen Kocka-Hauses, daneben und dahinter neu aufgerichtete Stromleitungsmasten zu sehen, Kommentar: „Wie Pilze nach dem Regen wachsen im Laufe unseres immer schöner werdenden Lebens die Einfamilienhäuser in Vértistolna/Tolnau, Tainau aus dem Boden“; S. 84: Fotobild eines idealtypischen Bauernhauses mit verzierter Giebelfrontfassade, Säulengangveranda, Gartenanlage, dahinter Stallgebäude, Lagergebäude und Remise, davor Stromleitungsmast: „Altes schwäbisches Bauernhaus in Kéty/Ketj, Kiek“; S. 84: Fotobild aus einem Weinkellergewölbe mit hydraulischem Pressbaum, davorstehend vier Männer in Mantel und Anzug (keine Arbeitskleidung, keine Trachtenkleidung): „Ein Besuch in den Weinkellern von Mór. Dr. Friedrich Wild, Generalsekretär des Deutschen Verbandes, hält mit Vertretern der Patriotischen Volksfront eine kleine Kostprobe ab“; S. 86: Fotoaufnahme eines klassischen

Als „Vorbild“ für eine Lösung des Behausungsproblems auf Zukunft hin erscheint das „Schwabenhaus“ dagegen nicht. Vielmehr wurde das *nicht-ethnisch* dargestellte Kocka-Haus entsprechend mit Modernität, Praktikabilität und Wohnkomfort konnotiert und sollte – als bevorzugte Antwort auf die dem Minderheitenverband gegenüber geäußerten, gravierenden Probleme und überhaupt auf die Frage „Wo wohnen?“ – die in der damaligen Gegenwart und auf die damalige Zukunft hin nahegelegte Norm eines Hausbesitzes in Landgemeinden auch für die Deutschen in Ungarn sein.

Hauseigentum der Ungarndeutschen und Kontakte von getrennten Familienangehörigen zwischen Ungarn und Deutschland

Das zweite zentrale Problem, mit dem der *Deutsche Verband* in Ungarn konfrontiert wurde, war die Auseinandertrennung vieler ungarndeutscher Familien aufgrund der Vertreibung seit 1946 und die Bestrebungen zur Zusammenführung engverwandter Familienangehöriger. Um das angemessen zu verstehen, muss nun wieder ein Teil des Schriftverkehrs mit den staatlichen ungarischen Behörden, wie er sich in der archivalisch aufbewahrten Aktensammlung niedergeschlagen hat, berücksichtigt werden: Viele Familienangehörige waren 1946–1948 durch die *kitelepítés/* Vertreibung voneinander getrennt worden. Im Archivbefund wird jedoch erkennbar, wie viele Ungarndeutsche sich auch eminent um die Rückkehr und das Wohnrecht ihrer nach Deutschland vertriebenen Verwandten heim nach Ungarn bemühten. Hier ging es vor allem um die Zusammenführung von Familienangehörigen, die sich in den frühen 1950er-Jahren im sozialistischen Bruderstaat der Deutschen Demokratischen Republik befanden.⁶⁴

Schwabenhauses mit Säulengangveranda, dazu ein Fotoportrait eines Mannes mit Malpinsel in der Hand am Fensterrahmen stehend. Kommentar dazu: [1] „Das Haus der Bergmannsfamilie Kimmel in Pilisvörösvár“; [2] „Der Bergmann Josef Kimmel, Träger der Goldenen Medaille des Arbeitsdienstordens aus Pilisvörösvár (Kom. Pest) bei der Verschönerung seines Eigenheimes“; S. 87: Foto eines neuen Wohnhauses im Kocka-Stil und Stromleitung, zur Tür kombiniert mit Säulengangveranda ohne Fenster, dahinter traditionelles, weißgetünchtes und reetgedecktes Stall- oder Lagergebäude. Kommentar: „Neues Haus einer schwäbischen Bauernfamilie in Lókút/(Kom. Veszprém)“ (seltenes Motiv einer Kombination von Kocka-Stil mit entsprechender Dachgestaltung, ohne straßenseitige Giebelfassade); S. 88: Foto langgezogenes Schwabenhaus ohne Stromleitung, davor Traktor-Zugmaschine mit offenem Dieselmotor. Kommentar: „Alt und Neu. Der moderne Raupentruktor vor einem alten Bauernhaus in Máriahalom/Alt Kirwa“; S. 90: Fotoaufnahme eines klassischen Schwabenhauses mit Säulengangveranda und ornamentierter Giebelfrontseite zur Straße hin, ohne Stromleitung. Kommentar: „Schwäbisches Haus in Palotaboszok“.

64 Hier nur ein einziger konkreter Beispielfall zu Veranschaulichung: Die Witwe Györgyné Schweigert geb. Krisztina Bösz wurde im Februar 1948 alleine aus Györköny/Jerking in die Gemeinde Steinbrücken (DDR) ausgesiedelt, während

Die für zuständig gehaltenen Behörden in Ungarn und der DDR als auch der Demokratische Verband der deutschen Werktätigen in Ungarn wurde mit Anträgen geradezu bestürmt.⁶⁵

Die Haltung des sozialistischen Staats Ungarn war demgegenüber im Prinzip ablehnend. Der ungarische Botschafter in der DDR wurde gebeten, dem Aufnehmerland mündlich Folgendes zu Protokoll zu geben:

„Da die Anzahl jener, die aus der DDR zurückkehren wollen, eine stets steigende Tendenz zeigt, aber die ungarischen Behörden eine Lockerung des Verhältnisses der dort angesiedelten und sesshaft gewordenen Familien zur DDR schon aus geteiltem Interesse nicht für erwünschenswert halten, [...] vertritt die ungarische Seite in der Frage der Rückkehr einen entschieden verneinenden Standpunkt [...] aus diesem Grund sollen die dortigen Behörden den ehemaligen Bewohnern Ungarns keine Ausreisedokumente bzw. -genehmigung-

ihre beiden Töchter in Ungarn bleiben durften. Im Herbst 1954 beantragten auch ihre Töchter – mit Unterstützung des Gemeinderats – die Rückkehr ihrer Mutter. In ihrem Antrag betonten sie, dass sie ihre Mutter „mit Wohnung, Heizung, Kleidung und Beleuchtung versorgen, in ihrer Krankheit pflegen lassen, und bei ihrem etwaigen Tod anständig begraben lassen würden, so dass sie während ihres Aufenthalts in Ungarn dem ungarischen Staat nicht zulasten fallen wird.“ MNL OL XIX–J–1–j 16.d.tétel 9324/Sch/1954.

- 65 MNL OL XIX–J–1–j 30.d.tétel 00689/1950; MNL OL XIX–J–1 16.d.tétel 025/7/2/1954; MNL OL XIX–J–1 16.d.tétel 025/7/2/1954. Zum Ende des Jahres 1955 belief sich die Zahl angehäufter unerledigter Anträge bei der Ungarischen Botschaft in Berlin auf 800–900. Der Botschafter Emánuel Safrankó stand der Verfahrensweise der ungarischen Behörden selber verständnislos gegenüber. In einer scharfzüngig formulierten Aufzeichnung vom 13. Februar 1956 beanstandete er folgende Probleme: „Erstens ist es ein unhaltbarer Zustand, dass wir in dieser Angelegenheit täglich 10–20 Briefe bekommen und wir diese nicht weiterleiten dürfen. Zweitens schreiben uns manche seit Jahren regelmäßig an und beginnen vor lauter Verbitterung, einen beleidigenden Ton zu verwenden, weil sie nicht verstehen können, warum sie von ihrem Kind, Ehemann oder ihrer Ehefrau getrennt leben müssen. Drittens schreiben uns aus der DDR bereits Werkparteiorgane an und bitten um Antwort, warum wir den einschlägigen Antrag mancher ihrer Arbeiter nicht lösen, wenn auch das Außenministerium der DDR Zustimmung erteilt und seinerseits die Angelegenheit unterstützt. Viertens lösen Polen und Rumänen Probleme im Eiltempo, und wir halten die Menschen nur hin.“ Die bei der Ungarischen Botschaft in Berlin in der DDR gestellten Anträge wurden zunächst vor Ort überprüft, danach nach Budapest weitergeleitet. In Budapest koordinierte das Außenministerium das Einholen verschiedener inländischer Genehmigungen. Da aber das Innenministerium keinen einzigen unterbreiteten Fall für einen „einer Anerkennung würdigen Ausnahmefall“ hielt, wies das Außenministerium am 5. Januar 1954 Emánuel Safrankó, den Botschafter in Berlin, an, sämtliche eingereichten Anträge abzuweisen und keine neuen mehr anzunehmen.

gen nach Ungarn in Aussicht stellen.“⁶⁶ Familienzusammenführungen hat der Staat Ungarn zunächst vielfach unterbunden, vornehmlich mit Hilfe von bürokratischen Mitteln, wie z.B. der jahrelangen Nichtbeantwortung von Anträgen, fehlenden Formularen oder nicht eindeutig geklärten Vorgehensweisen, aber auch durch die ungeklärten Kompetenzen der betroffenen Ämter.

In den Monaten nach der Revolution 1956 wandten sich die Betroffenen massenweise auch an den Demokratischen Verband der Deutschen in Ungarn. Die Besprechung, die am 12. März 1957 mit Vertretern des Innen-, Außen- und Kultusministeriums stattfand, kam auf Initiative Frigyes Wilds zustande. Wild beschrieb das Problem anhand Dutzender konkreter Beispiele und betonte:

„Jemand, der über den Verbleib seiner unmittelbaren Angehörigen in der Ferne klagt, ohne Hoffnung auf ein ersehntes Wiedersehen, kann kein Interesse für kulturelle Fragen haben, [...] wenn er heute noch von den Folgen seiner deutschen Muttersprache stöhnt. [...] solange die obigen Probleme ungelöst bleiben, leben die Mitglieder der deutschen Nationalität in jenem abnormalen Zustand, dass sie sich nicht als vollberechtigte Staatsbürger empfinden und voller Beschwerden über Entrechtung und Ausgrenzung sind.“⁶⁷

Die Situation wurde dadurch komplizierter, dass die Botschaft in Berlin auch von Menschen aus der BRD ersucht wurde. In ihrem Falle musste das Rechtshilfeverfahren zwischen den beiden deutschen Staaten zusätzlich geklärt werden.

Aber seit 1956 erteilten die ungarischen Behörden zumindest *temporäre* Ausreisegenehmigungen zum zeitlich begrenzten Besuch naher Verwandter in der Bundesrepublik Deutschland. Vorgelegt werden musste eine Einladung sowie die Versicherung, dass die besuchende Person wirklich Unterkunft und Verköstigung in Deutschland vorfinden würde. Eine Ausländerpolizeibehörde der BR Deutschland hatte sodann eine Genehmigung auszustellen; alles das verlief über französische Mittelstellen, zum einen über das Büro „Circulation

66 MNL OL XIX–J–1 16.d.tétel 025/7/2/1954. Gegenüber der deutschen Seite begründete man die Entscheidung mit folgender nichtssagender Argumentation: „Sie tun dies aus der Überlegung, dass sich die Nachricht über sporadisch zuerkannte Rückkehrgenehmigungen sowohl im Inland als auch in der DDR und im Restausland schnell verbreiten würde, und einen solchen Anstieg der gestellten Anträge mit sich bringen könnte, den es zu vermeiden – besonders derzeit – wünschenswert ist“. – MNL OL XIX–J–1 16.d.tétel 025/7/2/1954.

67 MNL OL XXVIII–I–1 Wild Frigyes feljegyzése, 1957. március 9. 10.d [Aufzeichnung Friedrich Wilds vom 9. März 1957].

pour l'Allemagne“ in Budapest, zum andern über die französische Botschaft in Bonn-Bad Godesberg. Bei der Reise wurden dann die anfallenden Reisespesen ab der ungarisch-österreichischen Grenze in Valuta (*Deutsche Mark*) an die Ungarische Nationalbank – Konto IBUSZ – überwiesen.⁶⁸ Umgekehrt konnte für Besuchsreisen naher Verwandter von Deutschland nach Ungarn ein Visum-Antrag bei der Ungarischen Botschaft Berlin oder bei der Ungarischen Botschaft in Bern/CH gestellt werden. Nach Eingang aller Nachweise (v. a. Bestätigung des gültigen Reisepasses) und Formulare entschied die Ungarische Botschaft entsprechend nach Ermessen.⁶⁹

Der *Deutsche Kalender* machte auf Besuche von Ungarndeutschen aus Deutschland oder nach Deutschland seit dem Beginn der frühen 1960er-Jahre mehrmals aufmerksam.⁷⁰ Ein Artikel in der Ausgabe des *Deutschen Kalenders* 1963 erzählt von einem „Besuch von ‚Drüben““, von einem Ungarndeutschen aus der Bundesrepublik Deutschland, der seine Verwandten in Ungarn besucht und mit ihnen seine Erfahrungen austauscht.⁷¹ Der Text weist die Auskünfte des Besuchers aus Baden-Württemberg 1962 wie wörtliche Zitate aus, obschon es sich um die Prosa der Autorin des Artikels han-

68 Unsere Post, Jg. 1958, Nr. 8, S. 6 (Rubrik Auskünfte: „Sie fragen – wir antworten“).

69 Unsere Post, Jg. 1958, Nr. 9, S. 5 (Rubrik Auskünfte: „Sie fragen – wir antworten“). S. hierzu noch: Slachta 2020.

70 Nur noch zwei symptomatische Fälle seien zitiert: Wieder in der Kalenderausgabe 1963, die auf 1962 zurückblickt, hat die Redaktion ein Bilddokument mit elf Personen vor einem „Schwabenhaus“ in Vértesboglár/Boglar gesetzt (Dorf-gemeinde nahe der Stadt Bicske im Komitat Fejér). Die elf Personen sind offensichtlich untereinander verwandt – darunter erkennbar Großeltern, Eltern und Enkel. Kommentierung: „Nach langen Jahren wird im Kreis der Familie Talics in Vértesboglár frohes Wiedersehen gefeiert. Besuch aus Westdeutschland ist da!“, s. DK 1963, S. 88. Eine weitere Bilddokumentation über einen Familienbesuch aus Westdeutschland findet sich im *Deutschen Kalender* der Ausgabe von 1965 veröffentlicht: „Die Familie Danninger aus Westdeutschland machte in Pilisvörösvár kurzen Halt. Sie führen auf Besuch nach Soroksár.“ Deutlich ist am PKW der Besucher das Autokennzeichen von Aalen zu erkennen, s. DK 1965, S. 70.

71 Artikel „Lieber Besuch von ‚Drüben““, von Maria Ember, in: DK 1963, S. 106–107. Nicht als Dokumentation oder als Bericht ausgewiesen, der Text bezieht sich jedoch auf einen als real signalisierten Verwandten. Das Realitätssignal wird verstärkt durch ein Portraitfoto eines älteren Ehepaars, sitzend am Wohnungstisch, offensichtlich diejenigen, denen der Besuch in Ungarn gegolten hat, beide jedoch anonym bleibend (ihre Namen finden sich im DK nicht angegeben). Im Unterschied dazu wird der Name des Besuchers mit *Johann Hanek* aus „Reichenbach an der Filz“ konkret angegeben (gemeint ist wohl Reichenbach an der Filz in Baden-Württemberg, ein Ort nahe Plochingen und Wernau, wohin viele Ungarndeutsche nach dem Krieg neu angesiedelt worden waren). In Wernau übrigens steht eine nach dem Krieg neu gebaute katholische Kirche, an der ungarndeutsche Vertriebene ein Patronatsbild (Außenrelief) des Heiligen Königs Stephan von Ungarn angebracht haben.

delt. Aufschlussreich für unseren Zusammenhang ist die folgende, einem „Besucher von ‚Drüben““ zugeschriebene Aussage:

„Uns geht es nicht schlecht, zwar wohnen wir in Miete, zahlen monatlich 50 Mark, ja, das ist viel Geld. Warum wir kein eigenes Haus bauten? Glaubt nicht, dass dort ein jeder ein eigenes Haus besitzt. Wir wollten keine Schulden auf uns nehmen. Grosse Schulden für eine lange Zeit“.⁷²

Für unsere Themenstellung vor allem interessant erscheint nun in dem herangezogenen *Kalender*-Artikel „Besuch von drüben“ die Passage, wo es heißt, der aus Reichenbach an der Fils in Nordwürttemberg gekommene Besucher könne dort nicht in einem eigenen Haus wohnen, sondern müsse teure Mietzahlungen entrichten: Damit wird ein Vergleich mit dem zeitgenössischen Ungarn und den auf den Kalenderfotos abgebildeten neuen „Eigenheimen“ aufgemacht. Der *Deutsche Kalender* will offensichtlich die zweifache Botschaft in den Vordergrund stellen, dass im Unterschied zum nunmehr sozialistischen Ungarn, wo das „Eigenheim“ den ab 1959 vom *Deutschen Kalender* vermittelten Normalzustand darstellt, im kapitalistischen West-Deutschland mit Mietzahlungen für andere, fremde Hausbesitzer zu rechnen sei. Zweitens sei die Aufnahme eines Kredits drüben im Westen (mit anderen Worten: die Teilnahme an der kapitalistischen Finanzwirtschaft) mit hohem Risiko verbunden, wieder im Unterschied zum sozialistischen Ungarn. Dieser hier eröffnete Problemkomplex muss uns nun zu einer weitergehenden Betrachtung der Nachkriegs-Situation in der US-Besatzungszone Nordwürttemberg-Nordbaden bzw. später im Bundesland Baden-Württemberg der 1950er-Jahre führen. Denn nach der Ankunft der von der *kitelepítés* betroffenen Ungarndeutschen (sowie aller anderen Vertriebenengruppen, etwa den Deutschen aus der Tschechoslowakei in Nordwürttemberg-Nordbaden) lauteten gerade auch dort die gravierendsten, am meisten belastenden und unsicheren Fragen: Wo wohnen? Wie können wir wohnen? Bauen wir ein Haus?

Zum Vergleich: Ungarndeutsche und die Rolle des Hausbaus in der Bundesrepublik Deutschland, speziell in Nordwürttemberg-Nordbaden

Die 1946–1948 aus Ungarn in Westdeutschland Angekommenen sowie die Flüchtlinge und Vertriebenen aus anderen europäischen Regionen waren zunächst in Auffang- und Übergangslagern untergebracht worden. Nach dem Willen der US-Besatzungsbehörden aber hatten andauernde Lager-

72 DK 1963, S. 106.

aufenthalte zu unterbleiben, um einer Ghettobildung vorzubeugen; die angekommenen Gruppierungen sollten so schnell wie möglich getrennt und auf Privathaushalte der Einheimischen verteilt, dort zwangsweise einquartiert werden – wer von den Alteingesessenen seine Wohnräume nicht für die Unterbringung bereitstellte, hatte mit gewaltsamer Öffnung, mit hohen Geldbußen und Strafbefehlen bis hin zum Freiheitsentzug durch die Behörden zu rechnen.⁷³ Ohne dass all dies hier detailliert dargelegt werden kann, wurde so eine Reihe von heftigen zwischenmenschlichen Konflikten heraufbeschworen.⁷⁴

Aus der Archiv-Überlieferung (hier ist die kirchliche Archivüberlieferung wesentlich, weil die Übergangslager unter der Betreuung der Caritas-Organisation standen)⁷⁵ wird klar, dass das Problem der Wohnungsnot schon unmittelbar nach der Ankunftszeit 1946 virulent wurde: Der Kreis-Caritasvorsitzende⁷⁶ des nordbadischen Landkreises Buchen, östlich von Mannheim, schrieb in einer Bestandsaufnahme vom Oktober 1946, die Wohnungsnot und die „riesengroße Kluft“ zwischen den Einheimischen und neu angekommenen Vertriebenen und Flüchtlingen könne nur durch „Schaffung von Wohnungen und Arbeit [...] als einziger Möglichkeit“ entschärft werden.⁷⁷ Bereits 1946 wurde als „Notgemeinschaft“ eine große Wohnbau-Genossenschaft in seinem Pfarrsprengel gegründet, aus der das Siedlungswerk „Neue

73 S. hierzu die für die Stadt Wertheim am Main angefertigte Untersuchung von: Rahn, Volker: Das Schicksal der Heimatvertriebenen in Wertheim. Herkunft, Flucht und Vertreibung, Ankunft, Eingliederung. Hrsg. Stadt Wertheim, 1996, S. 39, 53, 57.

74 Nicht nur die Enge des Miteinanderseins, auch die kulturellen Unterschiede und konkret die gemeinsame Küchenbenutzung gestaltete sich zum schwerwiegenden Problem. S. hierzu: Prosser-Schell 2016, S. 11–24, hier S. 15–17.

75 Insbesondere der Bestand des Erzbischöflichen Archivs Freiburg (EBA), Nr. 55.44. „Heimatvertriebene und Aussiedler“; den Gesamtzusammenhang beleuchtet die Dissertation von Schilling 2001.

76 Im Unterschied zu Ungarn fiel in den westlichen Besatzungszonen und in der jungen Bundesrepublik Deutschland den Kirchen und kirchlichen Organisationen wie der Caritas eine aktive und entscheidende Rolle bei der Integration der Heimatvertriebenen und auch beim Wohnungsbau zu. Der Kreis Caritasvorsitzende im Landkreis Buchen und Pfarrer der Gemeinde Hettingen bei Buchen war der dann 1965 vom Bundespräsidenten Heinrich Lübke für sein Engagement ausgezeichnete Heinrich Magnani.

77 Brief Heinrich Magnani, Pfarrer von Hettingen und Kreis-Caritasvorsitzender im Landkreis Buchen, an Ebf. Ordinariat Freiburg v. 12. 10. 1946, in: EBA Freiburg 55.44, Vol. 1. Eine wichtige Rolle nahmen in dieser Situation kirchliche Organisationen ein (voran die Zentralstelle und die Kreisverbände der „Caritas“, sowie die „Kirchliche Hilfsstelle Süd“ in München für die aus Ostmitteleuropa geflüchteten, vertriebenen, ausgewiesenen Deutschen).

Heimat“ entstand.⁷⁸ Ihr Ziel war es schon damals, „Eigenheime“ mit „Gartenland“ (und dezidiert keine „Mietskasernen“) schnell zu errichten. Um den Familien Geld zu sparen, wurden von einem renommierten Architekten, der aus dem zerbombten Berlin in seine Herkunftsheimat Nordbaden zurückkehrte,⁷⁹ Musterpläne kostenlos zur Verfügung gestellt. Deshalb waren, wie beim Prinzip der Kocka-Häuser in Ungarn ebenfalls, diese Häuser genormte Einheitshäuser: Es waren Standardbauten für anderthalb Familien (1 Familienwohnung plus 1 Einliegerwohnung), um rasch entsprechende Mengen an Häusern aufstellen zu können. Und auch hier handelte es sich nicht um Bauernhäuser, obwohl die jeweils daran angeschlossene Gartenfläche eine wichtige Bedeutung bei der Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln erhielt. Zu erwähnen ist dabei auch, dass die Ungarndeutschen gute Kenntnisse im Weinbau und im Gemüseanbau mitbrachten und eigene Sorten, die man in Nordwürttemberg-Nordbaden bis dato nicht kannte, hier mit Erfolg anpflanzten (etwa Paprika, Mais, Kürbis).⁸⁰

Der Initiator des Siedlungswerks *Neue Heimat* in Nordbaden, der genannte Kreis-Caritasvorsitzende und Pfarrer Heinrich Magnani, begründete die genossenschaftliche Eigenheiminitiative nicht allein mit dem elementaren Argument der Not, sondern auch damit, dass durch

78 Das Konradsblatt, 26. Jg. (1946), S. 139, schreibt: „Hettingen: Einer Zuschrift entnehmen wir: Die Betreuung der Ostflüchtlinge wurde von H.H. Pfr. Magnani bewundernswert organisiert. [...] Außerhalb des Dorfes sind Wohnungen – keine Behelfsheime – im Bau; vgl.: Hans Kröninger: Vor 65 Jahren gründete Pfarrer Magnani die ‚Neue Heimat‘. In: Unsere Post. Die Heimatzeitung der Deutschen aus Ungarn, 67. Jg., Nr. 1, (Januar 2012), S. 24–25.

79 Es handelte sich um den Architekten Egon Wilhelm Eiermann, dessen Familie aus dem Landkreis Buchen stammte. Egon Eiermann hat 1947 die Architektur-Professur der Universität Karlsruhe erhalten und ist später u.a. als Bauplaner des Deutschen Botschaftsgebäudes in Washington sowie als Vorsitzender der Architekten-Jury beim Münchner Olympiagelände weltbekannt geworden, s. bei Schirmer 1984.

80 Rahn, Volker: Das Schicksal der Heimatvertriebenen in Wertheim. Herkunft, Flucht und Vertreibung, Ankunft, Eingliederung, hrsg. v. d. Stadt Wertheim, 1996, S. 55; Heidelmann, Hilde: Die Ankunft der Heimatvertriebenen in Wertheim, in: Reise – Flucht – Vertreibung nach Wertheim am Main, hrsg. v. GrafschaftsMuseum Wertheim, Wertheim 1996 (= Wertheimer Museumsschriften; Heft 16), S. 71; S.a. über die unterschiedlichen Nahrungsmittel und Zubereitungsarten: Mayer 2007, S. 157–187, hier S. 164–165, 176; Feldforschungsbericht Ines Morzik 1957: Teichlen-Siedlung. Eine Neusiedlung am Stadtrand von Rottenburg am Neckar, S. 23 (Archiv der Einsendungen im IVDE Freiburg, Bestand „Neue Siedlungen in Württemberg“); Feldforschungsbericht „Volkskundlich-soziologische Erhebungen über die Eberhard-Wildermuthsiedlung bei Reutlingen-Betzingen“, aufgenommen im März/April 1957 von Horst Roche, S. 19–20 (Archiv der Einsendungen im IVDE Freiburg, Bestand „Neue Siedlungen in Württemberg“); Bausinger/Braun/Schwedt 1959, S. 63.

„diese Arbeit eine enge Verbindung zwischen dem Siedler und seinem künftigen Besitz hergestellt [wird], denn die Arbeit, die er leistet, soll ja einmal sein und seiner Kinder Heim und Eigentum werden. Insbesondere dem Heimatvertriebenen soll so eine neue Heimat im wahrsten Sinne des Wortes entstehen.“⁸¹

Das Modell der Wohnbaugenossenschaften hat sich in Nordbaden rasch vermehrt,⁸² und auch in Nordwürttemberg entstanden genossenschaftliche Initiativen oder öffentlich geförderter Wohnungsbau (etwa durch die „Württembergische Landsiedlungs-G.m.b.H.“).

Vom Institut für Volkskunde der Universität Tübingen⁸³ wurde eine volkskundlich-soziologische Sammelerhebung im Jahr 1957 durchgeführt; die in diesem Zusammenhang erhobenen Informationen⁸⁴ sind von hohem Quellenwert⁸⁵ – und sie sind zeitlich sowie in Teilen inhaltlich vergleichbar mit den Erhebungen des *Deutschen Verbandes* in Ungarn, wie sie etwa im Eingangszitat von Gyula Schweighofer repräsentiert sind.

Die Studie aus dem damaligen Tübinger Volkskunde-Institut zeigt sowohl anderthalbgeschossige Einfamilien- bzw. Anderthalbfamilien-Eigenheime am Rande von Dörfern oder Kleinstädten, die gerade errichtet wurden oder sich im Rohbau befanden, standardisierte Hausformen mit angeschlossenen Gartenflächen,⁸⁶ oder auch Zweifamilienhäuser mit wohnbezugsfähigem

81 Zitiert in: Bendel 2010, S. 141–171, Zitat 164.

82 1947 existierten in Nordbaden bereits fünf dieser Baugenossenschaften als „Siedlungswerk *Neue Heimat*“, bald darauf waren es 26. Der spätere Dachverband „*Neue Heimat e.V. Baden*“ konnte schließlich nach einem Vierteljahrhundert (beim Jubiläum am Bischofssitz Freiburg 1973) auf den Bau von 40.000 familiengerechten Wohneinheiten zurückblicken. Vgl. Magnani, Heinrich: Wie die Gemeinde Hettingen die Aufnahme der Heimatvertriebenen bewältigte. In: Assion, Peter/Schneider, Gerhard (Hrsg.): Hettingen. Aus der Geschichte eines Baulandes. Hettingen 1974, S. 334–344, hier S. 342.

83 Nach 1960 umbenannt in „Institut für Empirische Kulturwissenschaft“ der Universität Tübingen.

84 Diese „Volkskundlich-soziologischen Erhebungen“ befinden sich heute im IVDE Freiburg, „Archiv der Einsendungen“. Man findet dort neben den funktionierenden Modellen auch das Beispiel einer Baugenossenschaft, wo der Wohnungsbau und Wohnungsbezug nur unter erheblichen zwischenmenschlichen Schwierigkeiten und unter Aufgabe bestimmter genossenschaftlicher Prinzipien durchgeführt werden konnte. S. a. bei Bausinger/Braun/Schwedt 1959 s. S. 86–87.

85 Aufgrund dieser Erhebungen erschien dann 1959 die Studie „Neue Siedlungen“ über die Wohnungen der Heimatvertriebenen in Nordwürttemberg-Nordbaden im Druck: Bausinger, Hermann/Braun, Markus/Schwedt, Herbert: Neue Siedlungen. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen. Stuttgart 1959.

86 Bausinger/Braun/Schwedt 1959, s. Bilddokumentation am Schluss des Buches, Abb. 20, 21, 22, 24, 32, 35.

Dachgeschoß – Haustypen, die in Ungarn „emeletes családi ház“⁸⁷ genannt werden. Sie dokumentiert aber auch umfangreiche, riesige Siedlungen mit großen mehrstöckigen Wohnblocks und darin Miet-Einheiten für mehrere Tausend Einwohner, die dann eigene Stadtteile mit eigenen Kirchenbauten, eigenen Sportplätzen, eigenen Zentral-Waschküchen etc. gebildet haben.⁸⁸ Diese „Neuen Siedlungen“ wurden, was die Herkunft der Bewohner anging, gemischt besiedelt, das heißt, es wohnten dort sowohl einheimische Bedürftige (z.B. Familien, deren vorheriges Domizil ausgebombt worden war), immer aber auch ein überwiegender Anteil von Flüchtlingen und Vertriebenen aus ganz Ostmitteleuropa, aus der ČSSR, aus Jugoslawien („Donauschwaben“ bzw. „Jugoslawiendeutsche“), aus Ostpreußen, aus Schlesien, den baltischen und anderen Ländern – sowie eben gerade relativ viele Ungarndeutsche.⁸⁹

Wenn wir nun zu den Ungarndeutschen in Nord-Württemberg (also dem entsprechenden Gebiet der ehemaligen US-Besatzungszone)⁹⁰ noch einmal eigens die Originale der Felderhebungsprotokolle betrachten, begegnet uns das. Der Volkskundler Herbert Schwedt beschrieb in seinem Protokoll aus Gerlingen und Umgebung ein „Prinzip der gegenseitigen Hilfe“⁹¹:

87 Emeletes családi ház = doppelstöckiges Familienhaus, s. hierzu die instruktive architektursoziologische Studie v. Tamáska 2011.

88 Z.B. Stuttgart-Rotweg, Kaufbeuren-Neugablonz, Neckarsulm-Amorbach, u. a. m. Bausinger/Braun/Schwedt 1959, s. Bilddokumentation am Schluss des Buches, Abb. 1, 2, 5, 6, 10, 11, 31 etc.

89 Vgl. die Schautabellen in Bausinger/Braun/Schwedt 1959, besonders interessant etwa für die „Plattenwaldsiedlung“ bei Backnang, S. 55; in einzelnen Siedlungen besaßen die Ungarndeutschen auch die Bevölkerungsmehrheit, s. etwa Riedlingen-Eichenau, bezeichnenderweise im Donautal bei Ulm gelegen, s. S. 78–82.

90 Man muss dazu wissen, dass in Süd-Württemberg, Hohenzollern und Süd-Baden zunächst (bis einschließlich 1949) keine Heimatvertriebenen lebten, weil diese Gebiete zur Besatzungszone von Frankreichs Militärverwaltung gehörten. Diese hatte sich geweigert, Heimatvertriebene aufzunehmen, erst unter der Administration der neuen Bundesrepublik Deutschland fand eine umfangliche regionale Neuverteilung statt; die allermeisten Heimatvertriebenen im nachmaligen Baden-Württemberg, zumal die Ungarndeutschen, kam in Nordwürttemberg-Nordbaden an, ebenso in Bayern, das zur US-Besatzungszone gehörte.

91 Erster Bericht über die volkskundlich-soziologischen Untersuchungen im Stuttgarter Wohngebiet Giebel [sowie weiterhin in der sog. „Landsiedlung“ und der Siedlung am „Laichle“, „Gehenbühl“ und „am Bergheimer Hof“], durchgeführt im Auftrag des Ludwig-Uhland-Instituts von stud. phil. Herbert Schwedt. Fundstelle: IVDE Freiburg, „Archiv der Einsendungen“. Herbert Schwedt war selbst kein Ungarndeutscher, gehörte jedoch zum Kreis der Heimatvertriebenen (1934 in Bytom/Beuthen, Oberschlesien, geboren), wurde später Lehrstuhlinhaber am Institut für Volkskunde der Universität Mainz; von dort hat er später in den 1970er-Jahren mit Studentengruppen Exkursionen nach Ungarn unternommen, insbesondere nach Hajós/Hajosch und Nadwar.

„Alle Häuser von Ungarndeutschen [wurden] nach dem – aus der Heimat bekannten – Prinzip der gegenseitigen Hilfe gebaut. Nach Feierabend wurde von Vielen gemeinsam an einem Haus gebaut. War die mögliche Eigenarbeit beendet, so wurde das nächste begonnen. – Die Nachbarschaftshilfe dehnte sich auch auf die Finanzierung aus. Besonders wurde Baugrund unter Preis abgegeben. – Die Eigenarbeit war außergewöhnlich stark. Ich selbst sah eine etwa 60-jährige Frau ein Haus verputzen. – Jedes arbeitsfähige Mitglied der Familie mußte verdienen. Das ist deshalb möglich, weil es genügend Aufsichtspersonen für die Kinder gibt (wiederum Nachbarschaftshilfe). – Jeder verfügbare Raum wird vermietet, und zwar in einem ständigen Kampf gegen die Gerlinger Gemeindeverwaltung“ – [Die Bewohner der Siedlung waren] „fast alle Pendler nach Stuttgart, ebenso die unzähligen Untermieter, die deshalb unzählig sind, weil sie häufig polizeilich nicht gemeldet“ wurden.⁹² Dazu aber „finden [die Neusiedler] noch Zeit und Energie, viel Pachtland zu bearbeiten“⁹³ und, eine weitere Neusiedlung betreffend, man gestaltet den „Garten und die Kleintierzucht [zum] echten Nebenerwerb. Es gibt etwa 1050 Hühner, 21 Schweine, 12 Gänse, 78 Enten, 2 Ziegen, 380 Kaninchen, 20 Tauben und 30 Bienenvölker in der Landsiedlung“.⁹⁴

Vereinzelt wurden in den Feldforschungsprotokollen auch Stellungnahmen von Ungarndeutschen notiert, die in Württemberg 1957 den Verlust ihrer Bauernhöfe in Ungarn und insbesondere den unsachgemäßen Umgang der *neuen* Besitzer (Székler, Slowakei-Ungarn) mit ihren Hofgütern beklagten. Man sei jedoch „mit den Ungarn“ [...] „immer gut ausgekommen“, die Vertreibung sei eigentlich „gar nicht gewollt“ gewesen, man könne jedoch jetzt – im Jahr 1957 – keinesfalls mehr zurück, zumal das Haus der Herkunft außerhalb der alten Grenzen des Deutschen Reiches liege.⁹⁵

92 Bezug: Erster Bericht über die volkskundlich-soziologischen Untersuchungen im Stuttgarter Wohngebiet Giebel [sowie weiterhin in der sog. „Landsiedlung“ und der Siedlung am „Laichle“, „Gehenbühl“ und „am Bergheimer Hof“], durchgeführt im Auftrag des Ludwig-Uhland-Instituts von stud. phil. Herbert Schwedt. Archiv der Einsendungen, IVDE Freiburg.

93 Ebd., S. 13.

94 Ebd., S. 12.

95 Feldforschungsbericht „Volkskundliche und soziale Ermittlungen in der Flüchtlingsiedlung Calw-Wimberg, 1.–31. März 1957 durchgeführt von stud. phil. Robert Dietle“, S. 25. Archiv der Einsendungen, IVDE Freiburg. Bemerkenswert ist die Wiedergabe des entsprechenden Zitats im Feldforschungsprotokoll:

„A jeda Vogl liabt sa Nest, aba was suln mr dann daham, wenn mr uf dr Stroßn liegn, unsar Sach kriagn mr nit wieder“. Es entspricht, wie man leicht vergleichen kann, reziprok genau dem Eingangszitat von Gyula Schweighofer: Ohne eigenes „Sach“, ohne eigenes Anwesen hat alles andere keinen Zweck. Das redensartli-

Es ist hier noch einmal zu betonen, dass es sich bei den neuerrichteten Muster- oder Standardhäusern bzw. den, wie die Studie sie nennt, „uniformen Häusern“⁹⁶ nicht um Bauernhäuser und um landwirtschaftliche Betriebsgebäude handelte. Gartenbau und gegebenenfalls landwirtschaftliche Tätigkeit erscheinen als ein wichtiger Nebenerwerb, die berufliche Hauptarbeit fand allerdings mit Pendelverkehr in den nach dem Krieg in raschem Wachsen begriffenen, städtischen Industriebetrieben Nordwürttemberg-Nordbadens, insbesondere in der Metallindustrie – Maschinenbau und Automobilbau in Stuttgart, Mannheim, Karlsruhe, Heilbronn, Neckarsulm usw. – statt.

Die Ungarndeutschen haben in den „Neuen Siedlungen“ eigene Volkskulturaktivitäten, etwa Tanzgruppen mit Trachtenkleidungen ins Leben gerufen, und dies dauerhaft.⁹⁷ Die Heimatvertriebenengruppen erhielten in der Bundesrepublik Deutschland einen eigenen Rechtsstatus, der sich zwar von dem der anerkannten „Nationalen Minderheiten“ Deutschlands⁹⁸ abhob, aber doch durch erhebliche und institutionalisierte staatliche Förderung eigene kulturelle Aktivitäten der Selbstvergewisserung ausüben und auf Dauer stellen konnten. Der juristische und kulturelle „Vertriebenenstatus“ war erblich und wurde über die erste Generation hinaus kulturell gefördert.⁹⁹ Die entsprechenden Verbände konnten sich nach dem Vereins-Recht zur Geltung bringen – in unserem Fall war das die 1949 gegründete „Landsmannschaft der

che Zitat kennen wir bereits aus dem Wortlaut eines für sein Haus eintretenden Beschwerdeführers gegenüber dem Verbandssekretär Friedrich Wild in Ungarn, siehe in vorliegendem Beitrag oben S. 107.

96 Bausinger/Braun/Schwedt 1959, s. Bilddokumentation, bspw. Nr. 38/39.

97 Bausinger/Braun/Schwedt 1959, s. S. 43–44 (Bsp. Amorbach); S. 81–82 (Bsp. Riedlingen-Eichenau), u. a. m. Durch die entsprechenden Bestimmungen des Bundesvertriebenengesetzes vom Mai 1953 sowie in der Neufassung und Erweiterung vom Juli 1957 hat die Bundesrepublik Deutschland für die „Heimatvertriebenen“ eben diesen einen staatspolitisch und juristisch definierten Begriff geschaffen – und im selben Gesetz für sie einen eigenen Identitätsaspekt statuiert: Die aus den Herkunftsgebieten stammenden und tradierten „Kulturleistungen“ und „Kulturgüter“ der Flüchtlinge und Vertriebenen hat die Bundesrepublik als förderungswürdig anerkannt und sich verpflichtet, auch die Erhaltung und Weiterentwicklung dieser Kulturleistungen in dem neuen Staatsgebiet zu unterstützen, gerade auch diejenigen Aspekte, die unter den Oberbegriff der „Volkskultur“ zu subsumieren sind. Gemeint war hier im Wesentlichen die in der ländlichen Bevölkerung traditionell eingeübte und ihr zugeschriebene Kultur (selbst wenn ein Verwaltungsangestellter oder eine Ingenieurin eine „Schwäbische Festtracht“ trägt, bleibt diese Kleidung rural konnotiert). Wie in Ungarn gehörte in dieser Hinsicht ein zentraler „Schwabenball“ mit Volkstanz- und Trachtenauszeichnungen zur Schauseite.

98 Anerkannte „Nationale Minderheiten“ in Deutschland sind etwa die dänische Minderheit in Schleswig-Holstein, die Gruppe der Sinti und Roma oder die slawischsprachigen Sorben.

99 Vgl. hierzu etwa: Stickler 2004, S. 121.

Ungarndeutschen¹⁰⁰. Als langjähriger Vorsitzender amtierte der in Törökbálint/Gross-Turwall geborene Dr. Lajós/Ludwig Leber (seit 1946); auch er war, wie Frigyes/Friedrich Wild, viele Jahre – von 1950 mit Unterbrechungen bis 1968 – politisch als Parlamentsabgeordneter aktiv (als Landtagsabgeordneter in Baden-Württemberg, der *Christlich Demokratischen Union* angehörend).

Seit dem Jahr 1949 erschien zwei Mal im Monat eine „Heimatzeitung der Deutschen aus Ungarn“, im Haupttitel „Unsere Post“.¹⁰⁰ Sie bot ein Forum, in dem auf Veranstaltungen zur Kultur der Ungarndeutschen aufmerksam gemacht, eingeladen und berichtet wurde. Genau wie die Zeitschrift *Deutscher Kalender* in Ungarn enthielt *Unsere Post* auch Leitartikel, Editorials bzw. appellartige Grußworte und einen Nachrichtenteil mit politischen Hinweisen (hier mit deutlich antikommunistisch gefärbten Einschätzungen) sowie jeweils eine Seite mit „Kurznachrichten aus Ungarn“ (jeweils 9–11 Texte von verschiedenen Orten und Ereignissen). Und auch in der Zeitschrift *Unsere Post* wurden in regelmäßiger Folge Foto-Ansichten von Bauernhaus-Szenarien aus Ungarn präsentiert (dies vor allem in einer eigens dafür eingerichteten Rubrik „Heimat im Bild“). Zusammen mit landeskundlich-geschichtlichen Texten über ein bestimmtes Dorf oder eine bestimmte von Ungarndeutschen besiedelte Stadt sieht man deren Hauptstraßen, an denen sich, zum Teil ganz ähnlich wie im *Deutschen Kalender*, weißgetünchte „Schwabenhäuser“ entlangreihen. Als ein fast schon idealtypisches Beispiel dieser Art – unter zahlreichen weiteren – zeigt sich etwa in der Ansicht der Ortschaft *Feked in der Baranya* in der Ausgabe Nr. 6 des Jahrgangs 1959¹⁰¹ oder Ausgabe Nr. 12 desselben Jahrgangs als Ansicht der „Hauptstraße von Törökbálint-Großturwall“ in „guten, alten Zeiten“¹⁰² oder als einzelnes „Bauernhaus“ mit allen Merkmalen des klassischen Schwabenhauses zur Illustration der Ortschaft *Németmárok/Deutschmarok, Marok in der Schwäbischen Türkei* in der Ausgabe Nr. 7 (1958)¹⁰³.

Allerdings besteht ein wesentlicher Unterschied zum *Deutschen Kalender* in Ungarn darin, dass in den von uns ausgewerteten Ausgaben *Unserer Post* ein Kirchengebäude oder ein christliches Flurdenkmal *immer* auf den Bildern ländlicher Siedlungen erscheint, und oft bildet das Pfarrkirchengebäude sogar das einzige Motiv aus den Siedlungen der alten „Heimat im Bild“. In den Ausgaben des *Deutschen Kalenders* bis in die frühen 1960er-Jahre hin-

100 Bis in die Gegenwart immer noch monatlich einmal Ausgaben erscheinend, Bestand i. d. Bibliothek des IVDE Freiburg, LZ 261.

101 *Unsere Post*, Nr. 6 (1959), S. 8. Vgl. hierzu auch den Beitrag Maria Erb in diesem Band.

102 *Unsere Post*, Nr. 12 (1959), S. 8.

103 *Unsere Post*, Nr. 7 (1958), S. 8.

gegen ist *nie* ein Kirchengebäude oder ein christliches Flurdenkmal mit in die Bildkomposition integriert.

Eine für unsere Fragen zum Wohnhaus und der Familienzusammenführung wichtige und ergiebige Quelle der Zeitschrift *Unsere Post* bildete die in jeder Ausgabe inserierte Rubrik „Familiennachrichten“. ¹⁰⁴ Diese Rubrik bestand aus Privat-Annoncen. ¹⁰⁵ Im Hinblick auf unser Thema wirkt es geradezu stupend, wie oft in diesen Familiennachrichten das Stichwort „Eigenheim“ verbal und/oder piktoral in Erscheinung tritt, und wie oft auf Verwandtenbesuche von Ungarn her oder vice versa aufmerksam gemacht wird. Hier im Fließtext nur zwei Beispiele:

- In der Ausgabe Nr. 4 (1958) findet sich diese Annonce: „In seinem Eigenheim in Baiertal feierte das Ehepaar Stefan und Maria Sauer aus Vértesacsza/Atschau, Atscha sein 34jähriges Ehejubiläum am 2. Februar 1958. Das Eigenheim wurde gemeinsam mit dem Schwiegersohn Stefan Sauer erstellt. Die Jubilare grüßen ihre 3 Söhne, die noch in der alten Heimat leben, sowie alle Verwandten und Bekannten auf diesem Wege.“ (Mit Bild, Standardhaus.) ¹⁰⁶
- In der Ausgabe Nr. 3 (1960) steht folgende Annonce: „Am 2. Februar feiert Maria Moser, geb. Schneider, im Kreise der Familie ihren 50. Geburtstag. Ihr Ehemann Anton Moser wird am 20. März das 53. Lebensjahr vollenden. Aus diesem Anlaß grüßen sie ihre Mutter in Heidenheim/Brenz, die Schwester in Frankfurt, den Bruder in Malente/Schleswig-Holstein, die Brüder in der alten Heimat und in Giengen/Brenz sowie die Schwiegerleute in Schongau/Lech. Das Ehepaar Moser hat in Heidenheim gemeinsam mit dem Schwiegersohn Stefan Ohnheus ein schmuckes Eigenheim erbaut. Als treue Leser der Heimatzeitung und des Hauskalenders grüßen sie auf diesem Wege ihre Bekannten und Landsleute aus Bácsalmás/Almasch.“ ¹⁰⁷ [Mitten im Text ein Foto der fünfköpfi-

104 Jeweils unter der Großüberschrift „Nachrichten der *Heimatortskartei* für Ungarn“ (Hervorh. v.d. Verf.): Die einzelnen Inserenten werden darin geordnet nach den Herkunftsorten in Ungarn von A bis Z (z. B. „Ágfalva/Agendorf“ bis „Zsámbék“, ungarische und deutsche Ortsnamen wechseln. Zumeist wird ungarische Schreibweise verwendet: Budaörs [statt Wudersch]).

105 Ob oder inwieweit die Redaktion die Inserenten bei den Formulierungen beraten oder dabei sogar mitgewirkt hat, konnte nicht eruiert werden.

106 *Unsere Post*, Nr. 4 (1958), S. 5.

107 *Unsere Post*, Nr. 3 (1960), S. 13. Weitere Beispiele: Aus Nr. 25 (1958), S. 14: „Am 23. November konnten die Eheleute Georg und Maria Martin das seltene Fest der goldenen Hochzeit in Mühlhausen (Kr. Heidelberg) feiern. Vor 50 Jahren wurde das Jubelpaar in Vértesacsza getraut. Landsmann Martin übernahm damals die vier Joch große elterliche Landwirtschaft. [...] Im Jahre 1946 mußten die Eheleute Martin mit einer Tochter aus der Heimat fort, während zwei Töchter mit ihren

gen Familie vor dem neuen Wohnhaus, das eindeutig als o. g. Musterhaus zu erkennen ist.]

Konkret an der Wortwahl und an der Wahl der Bildzutaten wird die hervorragende Bedeutung des Hauses als eines Eigenheims zu sehen gegeben, wenn

Kindern daheim bleiben durften. In ihrem neuen Zufluchtsort arbeitete die Familie fleissig und konnte bald mit der Tochter zusammen ein schmuckes, zweistöckiges Haus bauen. Das Jubelpaar erfreut sich einer seltenen körperlichen und geistigen Frische [...]. Zu ihrem Ehrentag können [viele Verwandte] und auch die Leser von ‚Unsere Post‘ herzlich gratulieren, deren Leser sie selber sind.“ Aus Nr. 24 (1959), S. 13: „Am 10. November beging Frau Maria Walcz, geborene Reszt, ihren 80. Geburtstag. Sie ist körperlich und geistig sehr rüstig und pflegt im Garten jedes Jahr fleißig ihre Blumenbeete. Auch für die Heimatzeitung interessiert sie sich und liest mit Vorliebe die Familiennachrichten. Sie wohnt im neu erstellten Eigenheim ihres Sohnes Eduard Walcz in Königsbronn, Schubartstraße 14, der ein eifriger Mitarbeiter der Ungarndeutschen Landsmannschaft ist. Die größte Freude hat sie an ihrem Enkelkind Sylvia Schwenk. Frau Walcz grüßt auf diesem Weg ihre Verwandten, Bekannten und Landsleute sehr herzlich.“ Aus Nr. 10 (1960), S. 13 sowie S. 14: „Landsmann Georg Kiss, seine Ehefrau Gertrud, geborene Breier und ihre beiden Söhne sind am 15. Februar 1960 in Leonberg, Siemensstraße 26 gezogen. Die ganze Familie lässt hierdurch alle Verwandten, Bekannten und Budaörser Landsleute bestens grüßen. [Gezeigt wird mitten im Text ein Foto des neuen Wohnhauses, die Außenwände noch unverputzt.] Zur Zeit weilt der Bruder von Landsmann Johann Kiss, Herr Franz Kiss, aus der alten Heimat zu Besuch bei seinem Bruder [...]“ Aus Nr. 12 (1960), S. 13: „Landsmann Johann Moll, geboren am 7. Juli 1889 im Majs/Misch, und Frau Katharina, geb. Hirtenreiter, geb. am 17. Juli 1892 ebenfalls in Majs, konnten vor kurzem bei bester Gesundheit in ihrem Eigenheim bei der Schwiegertochter in Eching das Fest ihrer goldenen Hochzeit feiern. [Aufgezählt werden 11 Gäste-Namen sowie der Name eines im Krieg vermissten Sohnes.] [Gezeigt wird mitten im Text ein Foto des Paares vor dem neuen Wohnhaus.] Die Eheleute Moll grüßen auf diesem Wege die Schwester von Herrn Moll mit Mann und Kindern in Majs [Ungarn], zwei Schwestern von Frau Moll, eine Schwägerin, einen Schwager sowie alle Landsleute im ganzen Bundesgebiet und in der Ostzone [gemeint ist die Deutsche Demokratische Republik] auf das herzlichste.“ Seltener, aber doch bemerkbar stößt man auch auf solche Annoncen, die *allein* auf die Fertigstellung des eigenen Hauses verweisen, etwa in Unsere Post, Nr. 2 (1958), S. 15: „Am 14. Dezember hat Landsmann Tobias Holzmann mit Frau, Mutter und Töchterlein Edith sein neues Eigenheim in Höchst i. Odw. bezogen. Die ganze Familie begrüßt auf diesem Wege alle Ödenburger in Deutschland und Österreich mit dem Wunsche für ein gesegnetes neues Jahr.“ Nach systematischer Auswertung dieser Rubriken in allen Ausgaben 1958 und 1960 kommt der Hinweis auf ein „Eigenheim“ 1958 durchschnittlich in jeder zweiten Rubrik bzw. 1960 in nahezu jeder Rubrik mindestens einmal vor. Der Hinweis auf Verwandtenbesuche nach Ungarn oder von Ungarn nach Deutschland kommt in diesen Rubriken sowohl der Ausgaben 1958 als auch derjenigen von 1960 *unausgesetzt immer* mindestens einmal, oft mehrmals vor. Im vorgegebenen Rahmen dieser Quellen spiegelt sich gerade der Umstand, dass ein Zusammentreffen und ein besuchswesiger, temporär beschränkter Austausch von Informationen und Kenntnissen durch Mitglieder desselben Familien-Verbandes aus Ungarn und aus Deutschland offensichtlich möglich war.

sich jemand aus repräsentativem Anlass vor seiner landsmannschaftlichen Gruppe, also vor „Seinesgleichen“, und vor sich selbst repräsentativ bekanntmachen wollte. In den Jahren 1959 und 1960 werden schon signifikant mehr „Eigenheime“ genannt oder mit Familie gezeigt als 1958. Und auch hier spiegelt sich die aus den obengenannten volkskundlichen Felderhebungen bereits bekannte, familiär gegenseitige Hilfestellung oder persönliche Nachbarhilfe beim Hausbau.

Ergänzend hierzu passt, dass in *Unsere Post – Heimatzeitung der Deutschen aus Ungarn* in jeder der von uns ausgewerteten Ausgaben durch Fachleute aus der Landsmannschaft einschlägige Ratgeberbeiträge und Hilfspläne für eine nach den Maßgaben des Bundesvertriebenengesetzes¹⁰⁸ und des Lastenausgleichsgesetzes möglichst günstige Kreditfinanzierungen und Tipps zum Schuldenabbau abgedruckt wurden¹⁰⁹ – und zusätzlich sich noch (in einer Rubrik: „Sie fragen, wir antworten“) ganz praktische und individuell zugeschnittene Kalkulationen fallweise durchgerechnet finden. Bei den „Eigenheimen“, die unter der Rubrik „Familiennachrichten“ auftauchen und abgebildet wurden, handelte es sich, um es zu wiederholen, um neue Einfamilien oder Anderthalbfamilien-Häuser nach Standardplänen. Nur ein einziges Mal findet sich ein traditionelles bäuerliches „Schwabenhaus“ in Ungarn zusammen mit einem neuen Familien-Eigenheim in Westdeutschland repräsentativ für eine bestimmte Person in *Unsere Post* abgebildet.¹¹⁰

Bauernhäuser treten unter den in Westdeutschland *neu* gebauten, abgebildeten „Eigenheimen“ der späten 1950er-Jahre nicht in Erscheinung, auch unter den ländlichen Siedlungen nicht.¹¹¹ Und wenn in dieser Rubrik „Familiennachrichten“ 1958 und 1960 überhaupt auf einen landwirtschaftlichen Beruf bei den Jubilaren hingewiesen wird (in lediglich 1/4 der beobachteten Fälle wird der Beruf betont), dann *war* jemand Bauer *gewesen* (unter Verweis auf die Herkunftsgemeinde). Die Zeitschrift „Unsere Post“ hat einige übergreifende statistische Angaben aus dem Vertriebenenministerium Baden-Württemberg in einem eigenständigen, anderen Artikel abgedruckt:

108 *Unsere Post*, Nr. 2 (1958), S. 6, Artikel „Die Bewertung unserer zurückgelassenen Häuser“ (Bezug: Lastenausgleichsgesetz).

109 Partes pro toto: *Unsere Post*, Nr. 1 (1958), S. 6–7, Artikel „Entschuldungsmöglichkeiten für Familienheimbesitzer“; *Unsere Post*, Nr. 3 (1958), S. 6, Erläuterungstext zu „Antragsformulare für Entschuldung“; *Unsere Post*, Nr. 5 (1958), S. 6, Artikel „Wie finanziere ich meinen Neubau“; u. a. m.

110 *Unsere Post*, Nr. 3 (1958), S. 13, das Schwabenhaus aus Zsámábék/Schambek sowie das neue Haus bei Marburg/Lahn „in der neuen Heimat“.

111 Unter den bei Bausinger/Braun/Schwedt 1959 fotografisch dokumentierten neuen Familienhäusern sieht man auch eines mit einem laubenartigen Eingangsbereich (Siedlung Hemsbach, Abb. 29), Bausinger bestreitet jedoch hier eine aus Ungarn hergebrachte, traditionsgebundene Bauweise, s. S. 83.

Rund 16% von den 1¼ Millionen Heimatvertriebenen hier hatten in den Herkunftsgebieten landwirtschaftliche Arbeiten ausgeübt, darunter waren nach diesen Angaben etwa 80.000 als Bauern selbständig gewesen.¹¹² Nur 13.580 konnten im Jahr 1957 auf „Bauernstellen“ in Baden-Württemberg weiter arbeiten, aber nur ein geringer Teil umfasste mehr als 5 Hektar,¹¹³ das Gros dieser „Bauernstellen (9.655) umfasste ½ Hektar oder weniger. Etwa die Hälfte dieser rural genutzten Fläche war nach diesen Angaben Pachtland.¹¹⁴ Mit anderen Worten, wir sehen hier wieder den aus den Erhebungen des Volkskundeinstituts Tübingen bekannten Umstand, dass landwirtschaftliche Produktivität – eine durchaus erhebliche Produktivität – im *Neben-Erwerb* vollzogen werden konnte, in Feierabendstunden oder Wochenendstunden außerhalb der eigentlichen Berufsarbeit in den nach 1949 gewaltig wachsenden, technisch-industriell bestimmten Gewerbebetrieben von Nordwürttemberg-Nordbaden.

Was aus der Quellengattung „Familiennachrichten-Inserate“ der Zeitschrift *Unsere Post* aber selbstredend nicht zu erhalten ist, sind *exakte* zahlenmäßige Angaben darüber, wie viele vertriebene Ungarndeutsche tatsächlich ein eigenes Haus errichten konnten, und wie viele im Verhältnis dazu eben zur Miete wohnten (wie es der im *Deutschen Kalender* oben erzählte Fall 1962 vermittelte). Gleichfalls ist aus derartigen Quellengattungen kaum oder allenfalls indirekt zu eruieren, wie groß und gegebenenfalls existenzbedrohend bei manch anderen Betroffenen die materiellen und psychischen Schwierigkeiten bei der Eingliederung in Südwestdeutschland waren und wie lange diese fort dauerten – und wie viele Vertriebene tatsächlich noch 1957/1958 in Übergangslagern (Baracken) wohnten – denn realiter vorgekommen ist das.¹¹⁵ Ebenso können wir aufgrund des vor-

112 *Unsere Post*, 1958, Nr. 14, S. 6, Artikel N.N.: „Schwierige Eingliederung vertriebener Bauern“. Man kann davon ausgehen, dass ein großer Teil von ihnen Ungarndeutsche waren. Die zweite, zahlenmäßig größere Gruppe in Baden-Württemberg waren Sudetendeutsche aus zum Teil hochindustrialisierten Gebieten der Tschechoslowakei.

113 Das waren 2.080 Stellen, die als „bäuerliche Anwesen“ zu bezeichnen sind. Zahlenangabe: *Unsere Post*, 1958, Nr. 14, S. 6.

114 Zahlenangabe: *Unsere Post*, Nr. 14 (1958), S. 6.

115 In seinem Rückblick auf das Jahr 1958 und Neujahrsgruß an die Ungarndeutschen vermerkte Dr. Ludwig Leber: „Neue Heimat, neue Wohnungen sind entstanden, viele Existenzen begründet, gefestigt und aufgebaut worden. Unzähligen wurde die Gnade zuteil, sich nach jahrelanger Trennung wiederzusehen [...] Gewiß, es gibt trotz Aufstieg und Wirtschaftswunder noch viel Not und Elend, Leid und Entbehrung, Baracken und Lager und in ihnen menschenunwürdiges Leben.“ Vgl. *Unsere Post*, 14. Jg., Nr.1 (1959), S. 1. Eines der großen Übergangs- und Durchgangslager für die Donauschwaben war beispielweise das Lager Piding in Bayern (nahe Salzburg). Tatsächlich konnte die Übergangszeit bis zu zwei Jahren

liegenden Quellenbefundes keine exakten Angaben darüber machen, ob elementare Schwierigkeiten (oder eventuell mögliche Privatkonkurse) im Zusammenhang mit der Kreditfinanzierung solcher Häuser, wie wir sie in den Familiennachrichten demonstrativ erwähnt und gezeigt finden, aufgetreten sind. Nicht alle Ungarndeutschen in Süddeutschland waren in der Lage, sich ein eigenes Haus zu bauen, und aus anderen Quellen weiß man, dass viele Heimatvertriebene in Deutschland weiterhin großen Problemen ausgesetzt waren, überhaupt irgendwo unterzukommen.¹¹⁶ Für derartige Mitteilungen aber war diese *Heimatzeitung der Deutschen aus Ungarn* gerade nicht gedacht, wie man aus den hier referierten Beiträgen ohne Umstände rückschließen mag. Ganz deutlich aber darf man aus dieser Quellensorte der Privat-Inserate ableiten – und darauf kommt es hier an –, dass ein Eigenheim zu den zentral-wichtigen *kulturellen Werten* zählte, wenn ungarndeutsche Heimatvertriebene sich *als Ungarndeutsche* repräsentieren wollten (ein Automobil als Statusmerkmal der Person oder Familie hingegen findet sich in diesen Inseraten und Bildern zu dieser Zeit nicht abgebildet¹¹⁷).

Resumée

Wir rekapitulieren das Wesentliche aus den oben herangeführten Befunden noch einmal und versuchen, die Sache in größere Forschungskontexte einzuordnen.

Die Zeitphase, die wir ausschnitthaft betrachtet haben, ist die Zeitphase der Niederlassung der Ungarndeutschen nach dem Ende des zerstöre-

dauern. Nach Schätzungen sollen in Piding mehr als zwei Millionen Vertriebene registriert und von dort aus in die Regionen Westdeutschlands weiter verteilt worden sein; 1956 diente das Lager auch als Aufnahme- und Unterbringungsort für Flüchtlinge aus Ungarn nach dem Volksaufstand. Es bestand vom Jahr 1945 bis zum 1. Juli 1962. An Stelle der Holzbaracken wurden später steinerne Wohnhäuser errichtet, um Flüchtlingen und Vertriebenen dauerhaften Wohnraum zu verschaffen. S. bei: Wieser, Max: Festschrift 1250 Jahre Piding 735–1985. Piding 1985 S. 28, S. 45; s. a. Kornrumpf 1979.

- 116 Wer Teile der archivalisch erhaltenen *Privat*-Korrespondenz (im Unterschied zur Korrespondenz mit Medienredaktionen) von ungarndeutschen Vertriebenen in Südwestdeutschland betrachtet, erhält Einblicke in die verschiedenen Schwierigkeiten, s. hierzu: Schell 2016 a, S. 19–46; Schell 2016 b, S. 75–86. Zu den Umständen und einschlägigen Schwierigkeiten während der Militärverwaltungszeit und der frühen Jahre der Bundesrepublik generell vgl. etwa Grosser 2006; Kossert 2009; Prosser-Schell 2011, S. 491–500.
- 117 Bausinger/Braun/Schwedt 1959, S. 175–176, stellten fest, dass die Motorisierung in den neuen Siedlungen der Heimatvertriebenen in Süddeutschland schon 1957 relativ hoch war und etwa dem Auto eine gewisse kulturelle Sorgfalt entgegengebracht worden sei (die Autoren sehen ein Indiz dafür in dem reichhaltigen Gebrauch von Automobilzeitschriften).

rischen Zweiten Weltkriegs und nach den Wirren von Flucht und Vertreibung. Bis zum Anfang der 1950er-Jahre war bei vielen unter denjenigen Ungarndeutschen, die sich in Ungarn aufhielten, nicht klar, ob sie ihre konfiszierten Häuser zurückerhalten könnten. Es war nicht einmal klar, ob die Trennung Europas in einen territorialen (kommunistischen) Ostblock und einen territorialen (kapitalistischen) Westblock auf Dauer befestigt sei oder nicht.¹¹⁸ Solche Umstände sind mit den „Wirren“ der unmittelbaren Nachkriegszeit gemeint. Bis zur Mitte der 1950er-Jahre aber wurde klar, dass der *status quo* gemäß den alliierten Abmachungen von Jalta bestehen bleiben würde.¹¹⁹ Man sah dann, dass die Aufteilung der Einflusssphären in Mitteleuropa zwischen der Sowjetunion und den Westmächten tatsächlich eingehalten wurde; und von der Undurchlässigmachung der Übergangswege zwischen den Ländern (im Westen als „Iron Curtain“/„Eiserner Vorhang“ bezeichnet) konnten die Betroffenen unzweifelhaft publizistisch Kenntnis gewinnen.¹²⁰

Für die Ungarndeutschen in Ungarn spielte nach der allgemeinen Amnestie und Rückgabe der Staatsbürgerrechte 1950 sowie nach der Beendigung der *kitelepítések*, der Aussiedlungen bzw. Vertreibungen insbesondere auch die Wieder-Anerkennung als „Nationale Minderheit“ mit der Einrichtung des „Demokratischen Verbandes der deutschen Werktätigen in Ungarn“ 1955 eine entscheidende Rolle. Dieses Datum bildete einen Markstein für die völkerrechtliche Verfasstheit derjenigen Gruppe, die sich weiterhin als „Ungarndeutsche“ empfand. Es bedeutete, dass von nun an eine Adressierungsstelle vorhanden war, gegenüber der man in beiden Sprachen, Ungarisch und Deutsch, einschlägige Bedürfnisse artikulieren konnte.¹²¹ In der im Archivbefund sichtbaren Gemengelage dieser Bedürfnisse kam – neben dem Wunsch nach Familienzusammenführung – der Rückgabe und dem Wiedereinzug in die eigenen Häuser offenbar das größte Gewicht

118 Innerhalb der Regierung der frühen Bundesrepublik wurden noch 1950 Überlegungen formuliert, die „Hoffnungen der Heimatvertriebenen auf eine Rückkehr in ihre Heimatgebiete ostwärts der Oder-Neiße-Linie“ müsse aufrechterhalten werden. Das betraf notabene die Gebiete des ehemaligen Deutschen Reiches, wie Schlesien, Pommern und Ostpreußen in den Grenzen von 1937, doch wird hier auch im Zusammenhang der us-amerikanischen *roll-back*-Strategie deutlich, dass man auf eine Grenzveränderung vorbereitet sein wollte. S. bei Stickler 2004, S. 125 u. S. 121–122.

119 Das zeigte die Niederschlagung des Aufstandes in der DDR 1953, das zeigte vor allem die Niederschlagung des Volksaufstandes in Ungarn 1956, die ohne ernsthaften militärischen Eingriff, ja überhaupt ohne handfeste Gegendrohungen durch die Westmächte vonstatten gehen konnte.

120 Unsere Post, Nr. 1 (1959), S. 4.

121 1958 und 1959 zogen mehrere Ungarndeutsche als Abgeordnete ins Parlament ein, weshalb von Friedrich Wild diese Jahre als „Jahre der Bewährung“ im Editorial des *Deutschen Kalenders* 1960 deklamiert wurden.

zu. Wie die am Anfang des vorliegenden Aufsatzbeitrags zitierte Umfrage des Deutschen Verbands 1957 erkennen lässt, konnte dies sogar als eine Quintessenz des Weiterlebens und Weitermachens im neuen Staat Ungarn betrachtet werden. Der Wert des eigenen Wohnhauses im Herkunftsort erschien elementar, denn darauf spielt die eingangs zitierte, derbe Redensart ja an: Der Berichterstatter teilt hier implizit mit, dass die „Schwaben“ ohne ihr Haus nicht würden arbeiten wollen und so zum Wirtschafts- und Sozialprodukt des Landes auch nichts beisteuern würden – denn ohne das heimatliche Haus („otthon“) hätte alles andere keine Grundlage.

Auch für viele unter denjenigen vertriebenen Ungarndeutschen, die sich in Deutschland aufhielten, war in den ausgehenden 1940er- und anfangs der 1950er-Jahre noch nicht klar, wo und wie sie dauerhaft wohnen könnten. Zudem trugen manche zu dieser Zeit noch ernsthaft die Hoffnung in sich, nach Ungarn in ihre Gemeinden und zu ihren Angehörigen zurückkehren zu können.¹²²

Jede verfasste Gruppe mit ihren als repräsentativ und kultur-aktiv zugeordneten Organisationen hat zudem die Aufgabe, symbolische Selbstvergewisserung und symbolische Repräsentation zu betreiben: Sie ist gehalten, Zeichen zur Identifikation namhaft zu machen, zu exponieren und zu perpetuieren, eigene Wertezuschreibungen und Werthierarchien aus der als spezifisch angesehenen Tradition heraus festzulegen oder diese neu auszubilden und übergeordnet zu vermitteln. In der geschichts- und kulturwissenschaftlichen Forschung wird ein solcher Zuschreibungskomplex (als die Summe solcher Selbstvergewisserungsmerkmale) allgemein mit dem Begriff „Identität“ beschrieben.¹²³ Empirisch-soziologisch gesehen kann es allerdings eine kollektive Identität im Sinne der vollen Übereinstimmung aller der Ausdrucksformen, mit und in denen die Mitglieder einer organisierten Gruppe sich repräsentieren und kommunikativ sich ihrer selbst vergewissern, nicht geben.¹²⁴ Aber es lassen sich einzelne Symbole, ausgewählte, auf irgendeine Weise ausdrucksstark hervorgehobene und verbreitete Zeichen und Werte feststellen, auf die eine bestimmte Gruppe sich beruft und mit denen sie als solche erkennbar gemacht und ausgezeichnet werden

122 Unter den einschlägigen Quellenzeugnissen hierzu ist u.a. die noch 1951 von Ungarndeutschen in Südwestdeutschland brieflich geäußerte Unsicherheit, wie man sich bei der ersten Volkszählung der Bundesrepublik verhalten solle, besonders aussagekräftig: Manche waren sich nicht sicher, ob sie sich überhaupt als *Deutsche* eintragen sollten, in der Befürchtung, dann bei einer eventuellen Rückkehrchance nicht mehr nach Ungarn eingelassen zu werden. S. bei Schell 2016a, S. 19–46, insbes. S. 35, S. 37–40.

123 Vgl. hierzu zuletzt: Hermanik 2017.

124 Tóth 2020, S. 502–503.

soll (selbst dann, wenn auch einzelne Mitglieder der Gruppe solche Zeichen nicht besitzen, sie nicht auf sich beziehen oder ihnen gleichgültig gegenüberstehen). Unter diesen Zeichen erschien, wenn wir systematisch in die vom Verbandsvorsitzenden Frigyes/Friedrich Wild herausgegebene und redigierte Kulturzeitschrift des Verbands, den *Deutschen Kalender* blicken, tatsächlich auch das Bild des Hauses, genau gesagt, des „Schwabenhauses“ als ein die Ungarndeutschen in Ungarn identifizierendes und kulturell-ästhetisch auszeichnendes Erkennungs- und Berufszeichen (es gehört zu denjenigen Motiven, die im Deutschen Kalender dauerhaft, in beinahe *jeder* seiner Jahresausgaben als Identitätszeichen auftauchen).

Die in diesem Beitrag herangezogenen Quellen (Antrags- und Beschwerdeschriften in staatlichen Archiven Ungarns sowie publizistische Quellen) erweisen also, dass das eigene Haus, dass der Haus-Besitz nicht nur als Voraussetzung für Arbeit und möglichen Wohlstand betrachtet worden ist, sondern ihnen auch eine symbolische Funktion in der Frage zukam, wie die Ungarndeutschen sich selbst sehen und repräsentieren wollten. Mittels der seit dem früheren 19. und im 20. Jahrhundert unter typisierbaren und unterscheidbaren Gestaltungselementen gebauten „Schwabenhäusern“ ließ sich auch auf die lang zurückreichende, kontinuierliche Ansässigkeit und Gestaltungstätigkeit der Ungarndeutschen im Lande hinweisen. Obwohl aber die althergebrachten „Schwabenhäuser“ in der Sprachregelung des *Deutschen Kalenders* mit den Attributen „schön“ („blendend weiß“ usw.) versehen wurden und, wie aus dem Archivbefund mittelbar erschlossen werden kann, nach den politischen Wirren der unmittelbaren Nachkriegszeit teilweise wieder instand gesetzt oder sogar nach moderneren Erfordernissen umgebaut worden sind, wurden sie nicht mit Attributen versehen, die eine zukunftsweisende Lösung des Wohneigentums-Problems der in Ungarn verbliebenen Deutschen ausdrückten. Diejenigen Bildmotive, mit denen den Ungarndeutschen der Normalfall des „Eigenheims“ vermittelt wurde, waren die der *Kocka*-Einfamilienhäuser ohne Ställe, Scheunen und Remisen, dafür aber mit Elektrizität und Heizung ausgestattet und zugeschnitten auf die neu einzuführende Form der Industrialisierung der Landwirtschaft mit zentralen LPGs. Mit diesen, *nicht*-ethnisch zugeordneten, aber als „neu“ und „modern“ bewerteten Häusern sollte offensichtlich die endgültige Lösung des Hausbesitz-Problems für die Ungarndeutschen assoziiert werden. Erst in der geballten Zusammenstellung fällt auf, wie oft und wie sehr deutlich die Redaktion des *Deutschen Kalenders* dafür gesorgt hat, dass das Wort „Eigenheim“ im Zusammenhang mit der Beschreibung dieser Häuser und der Identität der Ungarndeutschen nicht vergessen

wird.¹²⁵ Dieser Umstand konnte auch bis zum negativen Vergleich mit den Ungarndeutschen in der Bundesrepublik Deutschland führen: Es wird von Besuchern aus Westdeutschland erzählt, die wegen der Schwierigkeiten mit dem Wirtschafts- und Finanzsystem dort nicht im eigenen Haus, sondern nur zur Miete wohnen konnten – im Unterschied zu den im *Deutschen Kalender* dargestellten Ungarndeutschen in Ungarn.

Tatsächlich aber ist es interessant zu sehen, dass auch in Westdeutschland, wo sich die Frage der Gebäuderückgabe naturgemäß nicht stellte, aber die Frage: *Wo wohnen?* mindestens ebenso dringlich war, schon 1946 unter kirchlicher Initiative und auf genossenschaftlicher Basis Bestrebungen zum Neubau von eigenen Familienhäusern mit Gartenland eingesetzt haben: Dies zunächst, wie sich aus dem Archivbefund erkennen lässt, insbesondere auf Initiative eines regionalen *Caritas*-Verbandes hin. Durch eine spätere, mit den Ortsbereisungen und Umfragen des *Deutschen Verbandes* in Ungarn etwa zeitgleiche Erhebung des damaligen Instituts für Volkskunde der Universität Tübingen in Baden-Württemberg 1957, konnten Beispiele dafür namhaft gemacht werden, dass gerade unter den Ungarndeutschen in Nordwürttemberg-Nordbaden¹²⁶ ganz erhebliche gemeinsame Anstrengungen unternommen worden waren, Familienhäuser nach Musterplänen als Eigenheime zu erstellen (wobei Wohnungen zur Miete, soweit das anhand des vom Institut der Tübinger Universität erhobenen Materials an drei- und mehrstöckigen Wohnblocks¹²⁷ stichprobenartig überhaupt erkannt werden kann, einen mindestens ebenso hohen Anteil ausmachten). Die Bundesrepublik Deutschland hatte mit dem Lastenausgleichsgesetz 1952 und dem bereits genannten Bundesvertriebenengesetz 1953 Maßnahmen ins Werk gesetzt, die den Status einer gewissen „gesellschaftlichen Eigenart“,¹²⁸ ein eigenes „Wir-Gefühl“ und ein je

125 Genau das setzt sich 1963 und allen anderen Ausgaben bis 1970 so weiter fort: Vgl. Foto aus dem Schwabenort Csásártöltés/Tschasartet im südungarischen Komitat Bacs-Kiskun, auf dem man vier gleichartige „kocka“-Häuser gereiht an der Dorfstraße sieht, und kommentiert ganz im selben Sinne: „Neubauten wachsen aus dem Boden. Im Vordergrund das neue Eigenheim des Deutschlehrers Matthias Angeli“, s. DK 1963, S. 88.

126 Um es an dieser Stelle zu wiederholen: Nordwürttemberg-Nordbaden war, weil diese Gebiete nicht in der französischen, sondern in der us-amerikanischen Besatzungszone gelegen hatten, eine Region mit besonders hohem Bevölkerungsanteil von Heimatvertriebenen in Westdeutschland.

127 Siehe z. B. die „Volkskundlich-soziologische[n] Erhebungen über die Eberhard-Wildermuthsiedlung bei Reutlingen-Betzingen, aufgenommen im März und April 1967 von Horst Roche“ (Archiv der Einsendungen im IVDE Freiburg, Bestand „Neue Siedlungen in Württemberg“), S. 1–4 sowie Abbildungsteil; generalisierender bei Bausinger/Braun/Schwedt 1959, z. B. S. 16–19 (Siedlung Stuttgart-Rotweg).

128 Stickler 2004, S. 125 u. S. 122–123.

gruppenspezifisches Kulturbild unter den Vertriebenengruppen bewahren halfen. In der Deutschen Demokratischen Republik gab es solche Gesetze und Identitätserhaltungsmaßnahmen nicht. In der Bundesrepublik Deutschland aber sollte es auch darum gehen, einem vollständigen Assimilationszwang entgegenzuwirken und den Traditionswert der *mitgebrachten* Kulturerfahrungen und Kulturleistungen sicherzustellen. Mit anderen Worten, den Identitätsaspekt „ungarndeutsch“ konnten Flüchtlinge und Vertriebene aus Ungarn sich auch dann erhalten und ihn weitergeben, als sie längst in West-Deutschland sesshaft waren und schließlich dort dauerhaft wohnten. Ihr Status war in der Bundesrepublik Deutschland gewiss ein anderer als der einer „Nationalen Minderheit“, aber doch mit selbständigen Artikulationsmöglichkeiten und selbständigen kulturellen Organisationen/Verbänden ausgestattet wie etwa der „Landsmannschaft der Deutschen aus Ungarn“ („LDU“). Diejenigen, die sich selbst weiterhin als Ungarndeutsche (oder „Donauschwaben“) sehen wollten, wurden aufgefordert, ihr kulturelles Erbe ausdrücklich zu bewahren und sogar öffentlich zu exponieren: Das Bundesvertriebenengesetz hat unter anderem dafür gesorgt, dass Selbstverständigungs- und Selbstvergewisserungsmedien in Umlauf gebracht werden konnten, in der Art wie die in unserem Beitrag als Quelle herangezogene „*Unsere Post: Heimatzeitung der Deutschen aus Ungarn*“ (getragen und verantwortet von der LDU). Es wirkt hierin geradezu frappant, wie oft und wie umfangreich in den von uns ausgewerteten Exemplaren zwischen 1958 und 1961 die Redakteure aus der Landsmannschaft gerade zum Eigenheim-Hausbau verschiedene Ratschläge erteilten, Möglichkeiten aufzeigten und persönliche Fragen von Bauwilligen beantworteten, bei denen es um die Finanzierungsunterstützung von Häusern ging. Diese Daten stehen beispielhaft für eine Festigung solcher Verhältnisse, die eben auch eine dauerhafte Niederlassung geboten erscheinen ließen – und auf deren Basis dann das Vortreiben der beiden unterschiedlichen Wirtschaftssysteme geschah. Als noch stärker aussagekräftig erscheinen zudem die vielen Familien-Privatinserate in den jeweiligen Zeitschriftenausgaben von *Unsere Post* 1958–1961, die besonders wegen verschiedener hoher familiengebundener Lebenslauffeste (etwa Geburtstags- oder Ehestandsjubiläen) geschaltet worden waren, aber zusammen damit relativ oft auch den erreichten Hausbesitz als ein Repräsentationsmerkmal der jeweiligen ungarndeutschen Personen aussendeten (und in einigen Fällen sogar ihr Haus *deshalb* mitabildeten). Auf diese Weise lässt sich feststellen, dass nicht nur im *Deutschen Kalender – Zeitschrift des Demokratischen Verbandes der Deutschen in Ungarn* das eigene Haus als bedeutungsvolles Attribut der Person und Grundmerkmal der jeweiligen Lebenswelt ins Bild gesetzt wurde, sondern gerade auch bei den Heimatvertriebenen aus Ungarn in Deutschland mit ihrer Klientelzeitschrift *Unsere Post – Heimatzeitung der Deutschen aus Ungarn*.

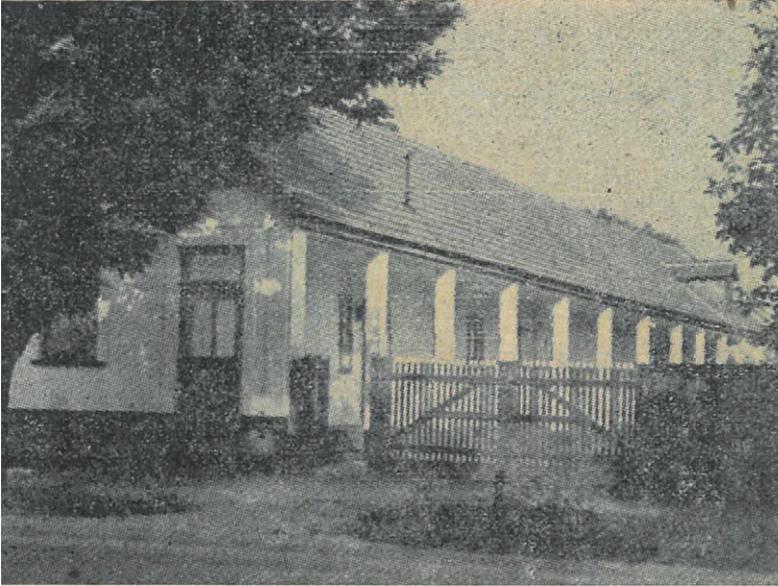


Abb. 1: Typisches „Schwabenhaus“ mit Laubengang, aus: Deutscher Kalender, Jg. 1960, S. 7.

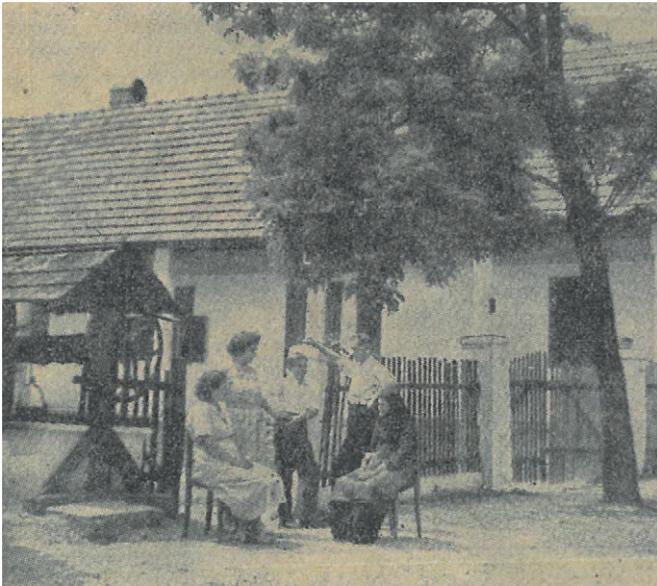


Abb. 2: Typisches „Schwabenhaus“ mit Ziehbrunnen und Laubengang, aus: Deutscher Kalender, Jg. 1960, S. 112.



Abb. 3: Kocka-Häuser, aus: Deutscher Kalender, Jg. 1963, S. 88.

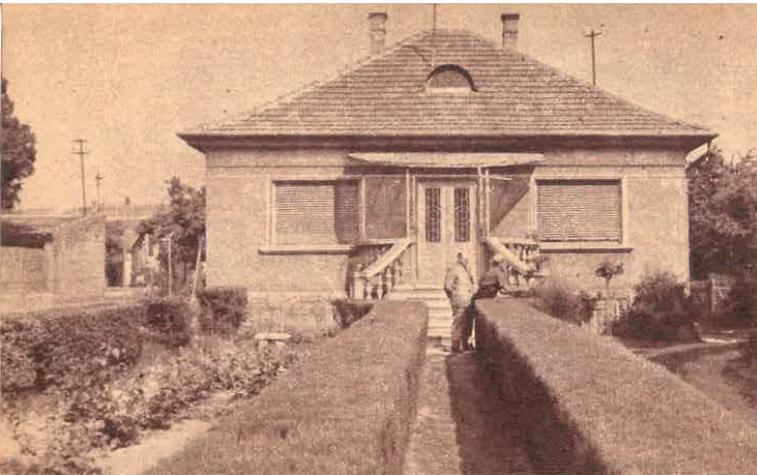


Abb. 4: Kocka-Haus, aus: Deutscher Kalender, Jg. 1967, S. 92.

Literatur

- Assion/Schneider 1974 = Assion, Peter/Schneider, Gerhard (Hrsg.): Hettingen. Aus der Geschichte eines Baulandortes. Hettingen 1974.
- Bausinger/Braun/Schwedt 1959 = Bausinger, Hermann/Braun, Markus/Schwedt, Herbert: Neue Siedlungen. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen. Stuttgart 1959.
- Bendel 2010 = Bendel, Rainer: Aspekte der Vertriebenenseelsorge im Erzbistum Freiburg. In: Bendel, Rainer/Kustermann, Abraham (Hrsg.): Die kirchliche Integration der Vertriebenen im Südwesten nach 1945. Berlin 2010, S. 141–171.
- Dobosyné Antal 2008 = Dobosyné Antal, Anna: Fachwerk a Schwäbische Türkei területén. A magyarországi építkezés topográfiája. [Fachwerk in der Region der ‚Schwäbischen Türkei‘. Die Topografie der Bauten Ungarns] Budapest 2008.
- Föglein 2007 = Föglein, Gizella: A nemzetiségi érdekképviseleti szervezetek megalakulása és elnevezésük szimbolikája Magyarországon a második világháború után (1945–1955). In: Jogtörténeti Szemle [Rechtsgeschichtliche Umschau], 2007, Különszám [Sondernummer], S. 34–42.
- Grosser 2006 = Grosser, Thomas: Die Integration der Heimatvertriebenen in Württemberg-Baden (1945–1961) (= Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B; 158) Stuttgart 2006.
- Hermanik 2017 = Hermanik, Klaus Jürgen: Deutsche und Ungarn im südöstlichen Europa. Identitäts- und Ethnomanagement. Wien/Köln/Weimar 2017.
- Hutterer 1991 = Hutterer, Claus Jürgen: Julius G. Schweighofer – sein Leben und sein Werk. Veröff. u.: URL: https://www.sulinet.hu/oroksegtar/data/magyarorszag_i_nemzetisegek/nemetek/beitrag_e_zur_volkskunde_der_ungarndeutschen/1991/pages/003_julius_gottfried_schweighofer.htm. (Papierausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.)
- Klein 2016 = Klein, Judit: Funktion und Geschichte der deutschsprachigen Minderheitenmedien in Ungarn im Sozialismus. Budapest/Hamburg 2016.
- Kornrumpf 1979 = Kornrumpf, Martin: In Bayern angekommen. Die Eingliederung der Vertriebenen. Zahlen, Daten, Fakten (Dokumente unserer Zeit; 3). München/Wien 1979.
- Kossert 2009 = Kossert, Andreas: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945. 4., überarb. Aufl. München 2009.
- Mayer 2007 = Mayer, János: Als Fremde in der „Urheimat“. Die Eingliederung der Vertriebenen aus der Nordbatschka in Westdeutschland. In: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde, 49 (2007), S. 157–187.
- Pártállam 2003 = Pártállam és nemzetiségek 1950–1973 [Parteistaat und Nationalitäten]. Zusammengestellt, kommentiert und eingeleitet von Ágnes Tóth. Kecskemét 2003.
- Prosser-Schell 2011 = Prosser-Schell, Michael: Ankunft und Einsiedlung von Flüchtlingen und Vertriebenen in Nord-Baden 1945–1949: ausgewählte kulturelle Problemfelder. In: Mobilitäten: Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. Kongressband 37. Kongress der Deutschen

- Gesellschaft für Volkskunde v. 27.–30. September 2009 in Freiburg, hrsg. v. Reinhard Jöhler/Max Matter/Sabine Zinn-Thomas. Münster 2011, S. 491–500.
- Prosser-Schell 2016 = Prosser-Schell, Michael: Ankunft und Integration der ungarndeutschen Vertriebenen in Südwestdeutschland 1946–1960. In: Spengler, Frank/Bauer, Bence (Hrsg.): Integration oder weitere Diskriminierung? Die Lage der Deutschen im Karpatenbecken in den 1950er Jahren. Budapest 2016, S. 11–24.
- Rahn 1996 = Rahn, Volker: Das Schicksal der Heimatvertriebenen in Wertheim. Herkunft, Flucht und Vertreibung, Ankunft, Eingliederung, hrsg. v. d. Stadt Wertheim, 1996.
- Schell 2016 a = Schell, Csilla: „... aber wen[n] man sich deutsch beken[n]t darf man nicht mehr nachhause wen[n] es einmal soweit kom[m]t. Adatok egy Württembergbe küzött budaörsi család integrációjához magánlevelek tükrében. In: Pro Minoritate: Budapest, Jg. 2016, Sommerausgabe: *Német kitelepi-tések*, S. 19–46.
- Schell 2016 b = Schell, Csilla: Eugen Bonomis Briefwechsel mit Heimatvertriebenen. Zur geographischen Zuordnung der Briefe und zur Bedeutung der Korrespondenz. In: Radek, Tünde/Szilágyi-Kósa, Anikó (Hrsg.): Wandel durch Migration. Veszprém 2016, S. 75–86.
- Schillinger 2001 = Schillinger, Frank: „Wenn der Herr nicht baut, dann bauen die Bauleute vergebens“: Eine Studie zur Geschichte der katholischen Siedlungsbewegung in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg. Dargestellt am Beispiel der Erzdiözese Freiburg (1918–1997). Berlin 2001.
- Schirmer 1984 = Schirmer, Wulf (Hrsg.): Egon Eiermann 1904–1970. Bauten und Projekte. Stuttgart 1984.
- Schleicher 2006 = Schleicher, Vera: Ungarndeutsche Hausgeschichte als Heimatgeschichte. Die Hauslebensstrategie einer vertriebenen Familie. In: Radek, Tünde/Szilágyi-Kósa, Anikó (Hrsg.): Hausgeschichten. Studien zur ungarndeutschen Kultur ins Transdanubien. Veszprém 2006, S. 187–206.
- Schneider 2000 = Schneider, Thomas: Landwirtschaft in Hajós/Hajosch: Agrarhistorie und sozialer Wandel in einem ungarndeutschen Dorf. Mainz 2000.
- Slachta 2020 = Slachta, Krisztina: „Rokonlátogatók“. A magyarországi németek kapcsolatainak állambiztonsági ellenőrzése – egy ellenségkép története. Pécs/Budapest 2020.
- Stickler 2004 = Stickler, Matthias: „Ostdeutsch heißt gesamtdeutsch“. Organisation, Selbstverständnis und heimatpolitische Zielsetzungen der deutschen Vertriebenenverbände 1949–1972. Düsseldorf 2004.
- Tamáška 2006 = Tamáška, Máté: Hagymányos és modern falusi lakóházak örökség-szociológiai vizsgálta [Kulturerbe-soziologische Untersuchung traditioneller und moderner dörflicher Wohnhäuser.] Szociológiai Szemle [Soziologische Rundschau], H.4 (2006), S. 36–62.
- Tamáška 2011 = Tamáška, Máté: A vidéki tér emlékezete. Az építészeti formaképződéstől a kulturális örökségalkotásig [Das Gedächtnis der Landschaft. Von der baulich-architektonischen Formbildung zur Kulturerbe-Produktion]. Budapest 2011.
- Tóth 2001 = Tóth, Ágnes: Migrationen in Ungarn 1945–1948. Vertreibung der Ungarndeutschen, Binnenwanderungen und slowakisch-ungarischer Bevölkerungsaustausch. München 2001.

Tóth 2012 = Tóth, Ágnes: Rückkehr nach Ungarn 1946–1950. Erlebnisberichte ungarndeutscher Vertriebener. München 2012.

Tóth 2018 = Tóth, Ágnes (Hrsg.): Quellen zur Geschichte der Deutschen in Ungarn 1944–1953/Dokumentumok a magyarországi németek történetéhez 1944–1953. Budapest 2018.

Tóth 2020 = Tóth, Ágnes: Németek Magyarországon 1950–1970. Budapest 2020.

Zur Geschichte vernakularer Architektur im Siedlungsgebiet der Siebenbürger Sachsen. Revitalisierung am Beginn des 21. Jahrhunderts (2000–2019)

Als Rumänien das vom Europarat am 20. Oktober 2000 in Florenz initiierte Europäische Landschaftsübereinkommen (Florenz-Konvention) in relativ kurzem zeitlichen Abstand und noch vor seinem Beitritt zur Europäischen Union (2007), d. h. schon am 8. Juli 2002 ratifizierte¹, reagierte die nachkommunistische Landespolitik damit auf eine akute gesellschaftliche Problematik, die die Bevölkerung schon seit mehr als drei Jahrzehnten sensibilisierte. Die politischen wie migrationsbedingten Entwicklungen ab 1980 hatten im Lande u. a. auch tiefgreifende Veränderungen im Bereich des architektonischen Kulturerbes mit sich gebracht und waren im Bild des realen Verfalls tradierter Stadtkerne und historischer Dorfachitektur über ganze Landstriche hinweg dramatisch fassbar geworden.

Neben den langjährigen Eingriffen in die siebenbürgische Kulturlandschaft durch die Kollektivierung der Landwirtschaft, den Enteignungen landwirtschaftlicher und industrieller Produktionsmittel, die die kommunistische (Miss-)Wirtschaft über Generationen hinweg in Rumänien geprägt und in der Lebensentfaltung des Einzelnen wie der Gemeinschaft Spuren hinterlassen hatten,² wurden vor allem die „Systematisierungs“-Pläne der Ceaușescu-Ära als brachiale Eingriffe in die Kulturlandschaft des Landes rezipiert und zum Teil als schicksalhafter Einbruch in die eigene Lebensplanung erlitten.⁴ Das Systematisierungsgesetz forderte, das bauliche Antlitz des Landes komplett zu verändern, die überlieferten Siedlungsstrukturen einem neuen Habitat anzupassen, um den Anforderungen der „neuen Gesellschaft“ mit ihrem

1 Legea 451 privind Convenția europeană a peisajului, veröffentlicht in: Monitorul Oficial 536 vom 23. Juli 2002

2 Siehe u. a. den Tatsachenbericht der Sofia Folberth aus Deutsch-Kreuz/Criț zu den Jahren nach 1945. In: Ruxandra Hurezean: Deutsch-Kreuz. Geschichte, Geschichten und Leben eines siebenbürgisch-sächsischen Dorfes. Hermannstadt/Sibiu 2017, S. 177–184.

3 Legea 58/29 privind Sistemizarea teritoriului țării și-a localităților urbane și rurale/Gesetz zur Systematisierung des Gebietes unseres Landes und der urbanen wie ländlichen Ortschaften, vom 1. November 1974, veröffentlicht in: Monitorul Oficial 1. Dezember 1974.

4 Siehe bei Sedler 2019, S. 413–418.

durch ganzheitliche Umerziehung zu schaffenden neuen Menschentypus gerecht zu werden.⁵

In diesem Sinne galt es, in den Städten die urbanen Strukturen um neu entstehende „politisch-administrative Zentren“ zu gruppieren, überlieferte ländliche Ortsstrukturen zugunsten „agro-urbaner“ Zentren zu schleifen, dementsprechend die Anzahl ländlicher Siedlungen zur Erweiterung landwirtschaftlich nutzbarer Flächen im ganzen Land zu reduzieren, letztlich, um aus dem Reservoir des entwurzelten Bauernstandes die benötigte Arbeitskraft für die gigantomanisch geplanten Industrievorhaben zu schöpfen. 556 ländliche Ortschaften, darunter Michelsberg mit seiner frühmittelalterlichen Wehrburg – Wahrzeichen und Identitätssymbol jahrhundertelanger siebenbürgisch-sächsischer Präsenz im Karpatenbogen – sind auf der Liste der aufzulassenden Siedlungen angeführt.⁶

Die Realität der neuen „agro-urbanen Zentren“, wie sie um die Landeshauptstadt Bukarest entstanden waren, glich einem Alptraum: die Einzelhöfe abgerissen, die ländliche Bevölkerung in Hochhäuser ohne Kanalisation und fließendem Wasser zusammengepfercht, Gemeinschaftsküchen, dazu die Sanitäreanlagen im Hof – das alles war das Ergebnis der Arbeit einer am 6. Mai 1988 gegründeten „Zentralkommission für die Systematisierung der Bodenflächen und der Ortschaften“, deren willige Funktionäre und Architekten sich zu übereifrigen Erfüllungsgehilfen der Systematisierungspolitik Ceaușescus gemacht hatten.⁷

Bis 1989 hatte allerdings die Landeshauptstadt Bukarest den bedeutendsten Verlust an historisch wertvoller Bausubstanz (Kirchen, in Jahrhunderten gewachsene Wohnviertel, Parks) zu verzeichnen. Zwischen 1981 und 1988 sollen hier über 40.000 Baudenkmäler abgerissen worden sein. Vor allem die Vernichtung der geschichtsträchtigen Gotteshäuser, unter ihnen Stiftungen berühmter historischer Herrscherfamilien⁸, hatte in der rumänischen Gesellschaft, bei welcher Glaube und Religion im Gewand der griechisch-orthodoxen Konfession bis heute eine wichtige nationale

5 Zum Konzept des „Neuen Menschen“ im kommunistischen Machtbereich siehe Hagemeyer 2009, S. 14–31.

6 Siehe hierzu Cucu 1977; auch Oschlies 1988, S. 1002–1007.

7 Siehe Turnock 2009; siehe auch unter <https://www.digi24.ro/special/campanii-digi24/1989-anul-care-a-schibat-lumea/demolarile-si-uniformizarea-oraselor-romaniei-in-comunism-1164795>, abgerufen am 12.11.2019.

8 U. a. wurden im Jahr 1984 die 1611 erbaute Biserica Enei und das Kloster Cotroceni demoliert, drei Jahre später das Kloster Văcărești von 1722, in der Nacht vom 13. zum 14. Juni desselben Jahres das Kirchlein Sf. Spiridon Vechi von 1746/48; siehe auch <https://www.historia.ro/sectiune/general/articol/bisericile-ajunse-sub-lama-buldozerelor-regimului-comunist>, abgerufen am 12.11.2019.

Identitätskomponente ausmachen, tiefe Wunden geschlagen. Die rüde vorangetriebene Kirchendemolierung und die damit intendierte Vernichtung der eigenen Geschichte und Identität wurde zum Trauma nicht nur der Erlebnisgeneration.

Im Kerngebiet des „sächsischen“ Siebenbürgens konzentrierte sich die rücksichtslose Systematisierungspolitik zuerst auf die administrativ zu Hermannstadt/Sibiu gehörige Großgemeinde Neppendorf/Turnișor und bewirkte den Abriss des von ehemaligen Bauernhöfen geprägten Ortsteils, der unmittelbar im Westen der Kreisstadt an diese anschließt.⁹ Den Vorgang der Enteignung und die damit einhergehende Entwurzelung in der Heimat schildert der damals in den Siebzigern stehende, in der Kirchgasse ansässige Neppendorfer Altkirchenkurator Johann Reisenauer in Tagebuchform auf den letzten Seiten des im Jahr 1823 begonnenen „Hausbuchs“ (Familienbuch) seiner Sippe.¹⁰

„Am 6. Januar 1986 haben wir an die Systematisierung ein Gesuch eingereicht und haben gefragt, ob wir tatsächlich enteignet sind oder nicht und haben verlangt, man möge uns schriftlich mitteilen, ob ja oder nein.“

Die von den Behörden geschaffene Unsicherheit war kalkuliert: Sie sollte den Gedanken an Widerstand in der Bevölkerung gar nicht erst aufkommen lassen.

„Am 20. Januar 1986“ – notierte Johann Reisenauer weiter – „haben wir darauf auch Antwort erhalten. Die Antwort lautet mit ja! [...] Also, ich habe kein Eigentum mehr. [...] Am dritten März sind zwei Herren von der Systematisierung gekommen und haben uns gesagt, wir müssen in zwei Wochen den Hof und das Haus räumen. Am vierten haben wir [mit dem Räumen] angefangen [...], und den Nussbaum im Garten haben wir am fünften niedergemacht. [...] Ich habe am Sonntag vor Palmsonntag zum letzten Mal dort geschlafen, wo ich geboren bin. [...] Am 6. April, es war ein Sonntag, ging ich in die Kirche, am Heimweg aus der Kirche ging ich noch einmal

9 Siehe Art. „Er will alle in Betonklötze einsperren. Ceaușescu Bulldozer-Politik hat in den deutschen Dörfern Siebenbürgens schon begonnen“. In: *Der Spiegel* 28 (1988), S. 126–128; auch: „Befohlenes Sterben. Wahndee des Conducators Ceaușescu: Die Hälfte aller rumänischen Dörfer soll verschwinden – mit ihnen die jahrhundertelange Siedlungskultur“. In: *Der Spiegel* 28 (1988), S. 125, 127–128.

10 Hausbuch für Michael Reisenauer. Angeschaf[f]t im Jahr 1823. Im November. Worin die Einkünften u[nd] Ausgaben aus den Vormerkungen vom Jahr 1816 bis zum obbestimmten Jahr 1823 nachgeholet sind worden. Manuskript im Archiv Sedler.

nachsehen, wie es aussieht. [...] Am 20. April waren alle Fenster und Türen heraus und weggeschafft. Im Garten ist auch schon ein großer Kran aufgestellt.“¹¹

Die Hofenteignung und in der Folge die zugewiesene provisorische Unterkunft in einem Haus Auf dem Krautgarten 31 (Str. Verzăriei) führten den bald Achtzigjährigen zum Entschluss, zusammen mit der Familie des Neffen im Jahr 1987 in die Bundesrepublik auszuwandern:

„Am 11. auf den 12. Mai in der Nacht um 12 Uhr haben wir unser liebes, schönes Neppendorf verlassen [...] sind wir dann mit dem Schnellzug über Kopisch/Copșa Mică in die Bundesrepublik nach Nürnberg abgefahren.“¹² Das Tagebuch schließt mit der Schicksals-ergebenheit des tief gläubigen Ländlers¹³ aus Neppendorf, der bald nach seiner Niederlassung in Augsburg versterben sollte: „Ach, wie gern wär ich geblieben mit den Meinen zuhaus, hätten wir Ruhe hier und Frieden [...] Aber alles, was an mich heran kommt, muss an Gott vorbei. Und Gott macht keine Fehler!“¹⁴

Für Neppendorf verzeichnete der Ortspfarrer, Dechant Dr. Hellmut Klima, am 1. Januar 1988 die evangelisch-deutsche Bevölkerungszahl mit „3.116 Seelen“ und bilanzierte für das verflossene Jahr „156 Auslandsemigranten“.¹⁵

Die unmittelbar am Eigentum erlebte „Systematisierung“ wurde in den 1980er-Jahren für die deutschen Minderheiten in Rumänien zu einem Beschleunigungsfaktor für die Aussiedlungspläne ganzer Dorfgemeinschaften in die Bundesrepublik Deutschland. Das jedoch war nur der Beginn eines Jahrzehnte andauernden Prozesses der Landesflucht der Siebenbürger Sachsen, welcher sich nach den Geschehnissen im Dezember 1989 und dem politischen Systemwechsel in Rumänien im Laufe der 1990er-Jahre bald zum Massenexodus ausweiten sollte.¹⁶ Schon am 9. November 1986 hatte der bischöfliche Bericht anlässlich der Landeskirchenversammlung den Schwund der evangelischen Mitglieder (Sachsen) im Lande als besorgt empfunden,

11 Ebenda, S. 68–69.

12 Ebenda, S. 72.

13 Landler, Nachfahren der aus den Erbländern der Habsburger im 18. Jahrhundert nach Siebenbürgen zwangsversetzten Untergrundprotestanten. Siehe hierzu: Buchinger 1980; Sedler 2004.

14 Hausbuch für Michael Reisenauer. Angeschaff[ft] im Jahr 1823. Im November. Worin die Einkünften u[nd] Ausgaben aus den Vormerkungen vom Jahr 1816 bis zum obbestimmten Jahr 1823 nachgeholet sind worden. Manuskript im Archiv Sedler, S. 73.

15 Liebhart 2001, S. 668.

16 Gabany 1998.

den Rückgang der Seelenzahl in der Zeit von 1981 bis 1985 (von 148.205 zu 125.956) genau festgehalten.¹⁷ Ende 1991 war die Anzahl der im Lande Verbliebenen auf 60.000 geschrumpft, 2010 verzeichnete die Statistik 13.271 Mitglieder.¹⁸

Das letzte Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts stand bei der deutschsprachigen Bevölkerung Rumäniens wie kaum jemals eines davor im Spannungsbogen der individuellen wie gruppenmäßigen Entscheidungen zwischen Bleiben und Gehen. Es war im Bewusstsein der Betroffenen bei allem Zukunftsoptimismus der großen Masse, die sich zur Aussiedlung entschieden hatte, emotional geprägt von Verlustängsten sowie dem auch materiell sichtbaren kulturellen Verfall des Zurückgelassenen. Diese Endzeitstimmung eines „Finis Saxoniae“ wurde medial in und außerhalb Rumäniens rezipiert¹⁹ und wird bis in die heutige Zeit tradiert.²⁰ Sie wurde unter anderem auch festgemacht am Bild der dem Verfall preisgegebenen Baustruktur ehemals siebenbürgisch-sächsischer Dörfer mit ihren mittelalterlichen Wehr- und Kirchenburgen. Verfall und Endzeitstimmung wurden zur Inspiration für Fotografen und Künstler.²¹

Im Kontext der Kultur- und Architekturlandschaften Siebenbürgens nimmt der historische Landstrich zwischen „Broos und Draas“²² als der den mittelalterlichen Siedlern zugestandene Raum ihrer politischen Freiheit und Privilegien auf Königsboden einen wichtigen Platz ein. Das Bild der historisch gewachsenen Orte, die allesamt im Kern ihre Grundstruktur seit ihren

17 Liebhard 2001, S. 645.

18 Colette Muanda: 2010 World Lutheran Membership Details, S. 10. Siehe unter <https://web.archive.org/web/20110926215127/http://www.lutheranworld.org/lwf/wp-content/uploads/2011/03/LWF-Statistics-2010.pdf>.

19 Siehe Till Mayer: Die letzten Sachsen von Kleinalisch. URL:<https://www.spiegel.de/politik/ausland/rumaeniendeutsche-die-letzten-sachsen-von-kleinalisch-a-742631.html> abgerufen am 21.11.2019; siehe „Gherdeal“. Ein Dokumentarfilm von Martin Nudow und Thomas Beckmann. Smenafilm. München 2003; Michaela Nowotnick: Herbst über Siebenbürgen. Abschied von der Kultur der Rumäniendeutschen. In: Neue Zürcher Zeitung vom 30. Dezember 2016; Thomas Roser: Die letzten Deutschen von Siebenbürgen. In: Die Welt vom 3. Dezember 2009.

20 Alexander Sury: Aus einer anderen Zeit. Zu Fuß unterwegs im rumänischen Siebenbürgen. Nicht nur den Kirchenburgen droht der Zerfall. In: Tages Anzeiger Zürich vom 25. September 2018.

21 Peter Jacobi: Siebenbürgen. Bilder einer Reise. Wehr- und Kirchenburgen. Ein Bericht/Peregrin prin Transilvania. München 2007; auch: Peter Jacobi: Siebenbürgen. Bilder einer Reise. Wehr- und Kirchenburgen. Stillleben nach dem Exodus. Hermannstadt/Bonn 2017.

22 Im Freibrief der Siebenbürger Sachsen von 1224 heißt es, dass „alles Volk von Waras bis Boralt mitsamt dem Szeklergebiet des Landes Sebus und dem Lande Daraus eine politische Gemeinschaft (unus sit populus) bilden und unter einem einzigen Richter stehen soll.“ Zitiert nach Gündisch 1998, S. 40–41.

Anfängen als mittelalterliche Kolonistendörfer bis heute bewahrt haben, und einen Baubestand zeigen, der hauptsächlich dem 19. Jahrhundert angehört, und darüber hinaus einzelne Gebäude vom 16. bis zum 18. Jahrhundert konservieren, ist nicht nur optisch einprägsam. Die eng aneinandergereihten, langgezogenen Winkel- oder aber Dreiseitgehöfte mit einem kompakten „Saum“ von großräumigen Scheunengebäuden in Querstellung zur Hofbreite am unteren Rand der Gehöfte machen das Wesentliche im Weichbild der Dörfer aus. Klassizistische Frontstrukturen mit der überlieferten Ornamentik – Gesimse und Quaderlisenen, profilierte Fensterumrahmungen, Fenster-schürzen und Sohlbänke, Giebelmonogramme und -inschriften – charakterisieren bis heute das unverwechselbare Straßenbild. In der Mitte des Dorfes aber steht die umfriedete Kirchenburg, Identitätssymbol siebenbürgisch-sächsischen Daseins im Karpatenbogen.

Diese im Begriff der „Häuserlandschaft“ zusammengefasste Erscheinungsform der vernakularen Architektur Südsiebenbürgens, die bis heute als „originär sächsisch“ rezipiert wird, offenbart zugleich kulturelle Mechanismen, die typisch sind für jeden multiethnischen Kulturraum. Der Filter ethnisch geprägter Sehweise lässt eine deutliche diesbezügliche Zuordnung zu, bei einem gleichzeitigen interethnischen Austausch, der alle Lebensäußerungen im Raum prägt. Ein Netz jahrhundertealter Kulturkanäle, sowie ähnlich ausgerichtete Lebensäußerungen und Qualitätsansprüche ans Habitat aller hier lebenden Ethnien – Sachsen, Rumänen, Ungarn, bedingt auch Roma – haben diese Art Architektur in ganz Südsiebenbürgen etabliert. Sie verbreitete sich über das Wirken sächsischer und landlerischer Bauhandwerker auch in rein rumänischen wie Csángo-Siedlungsgebieten, etwa im Hermannstädter Umland/Mărginimea Sibiului, den Dörfern des Fogarascher Landes/Țara Oltului und den Siebendörfern/Șapte Sate bei Kronstadt. Einzigartig erscheinen in diesem Zusammenhang die rumänischen Hochgebirgs-Dörfer im Hermannstädter Umland (Poiana, Jina), die in ihrer Anlage keine typisch rumänischen Streusiedlungen sind, sondern dieselben kompakten Häuserfronten eines typisch sächsischen Straßendorfes zeigen, wie sie in der Hermannstädter Hochlandsenke liegen.

In den „sächsischen“ Dörfern der Hermannstädter Gegend, in denen Siebenbürger Sachsen, Landler, Rumänen und Roma siedeln, zeigt sich diese einheitliche Bauweise mit ihren fürs Auge rhythmisch wirkenden Häuserfassaden – seit dem frühen 19. Jahrhundert oft in alternierender Traufe- und Giebelstellung – auf beeindruckende Weise. Die ethnische Markierung der einzelnen Häuser geschieht hierbei verhalten, etwa über die Fassadendekoration. Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert zierte die von Rumänen bewohnten Häuser ein orthodoxes Giebelkreuz, gemalt oder

aber aus Stuck modelliert. Es wurde als Pendant zu den deutschsprachigen Giebelsprüchen empfunden. Als Fassadenornament war hier wie dort das dekorativ gestaltete Besitzermonogramm beliebt. Üblich waren früher eher die einzelnen Straßenzüge, geschlossen von Sachsen beziehungsweise von Rumänen bewohnt. Das Roma-Viertel, die „Ziganie“, lag für gewöhnlich am Ortsrand oder ganz abgeschieden nur durch einen Wasserlauf oder aber eine Wiese vom Dorfareal getrennt.²³

Das Bild vom Bauerndorf – seit dem 19. Jahrhundert eine Chiffre ethnisch-nationaler Eigenart bei Sachsen und Rumänen in Siebenbürgen

Das gesteigerte Interesse der postkommunistischen rumänischen Gesellschaft für die ländliche vernakulare Architektur gründet ideengeschichtlich bei allen hier lebenden Ethnien im Zeitalter der Festigung des modernen Nationalgedankens im 19. Jahrhundert. Hierbei kommt auch den historischen Fakten, die diese national-ethnische Entwicklung in der Region bestimmten und beschleunigten, eine wichtige Rolle zu. Angesichts der erwähnten Systematisierungs-Sünden, aber auch unter den Umständen jener von den Aussiedlern (Sachsen) und den rumänischen Arbeitsmigranten in der jüngsten Vergangenheit dem Verfall preisgegebenen Dörfer bleibt das Thema weiterhin akut.

Hier, am Rande der Donaumonarchie, setzte sich die Industrialisierung erst ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts durch, parallel dazu vollzog sich der gesellschaftliche Wandel in Siebenbürgen nach dem österreich-ungarischen Ausgleich von 1867 im Zeichen eines politisch-staatlichen ungarischen Nationalismus. Die grundsätzlich sich nun verändernden exogenen Rahmenkonstellationen hatten Folgen für die sächsische Gesellschaft. Die Erschütterung der sächsischen Selbstauffassung begann im Zusammenhang mit der Auflösung des „Königsbodens“ und in deren Folge der Aufhebung der sächsischen Territorialautonomie. 1867 wurde zugleich auch die *Sächsische Nationsuniversität* (nach der von Matthias Corvinus 1486 verwendeten Bezeichnung für die Gesamtheit der sächsischen Bewohner Siebenbürgens als *universorum Saxonum Transilvanarum*), d. h. die oberste politische, administrative, gerichtliche und repräsentative Instanz der siebenbürgisch-deutschen Siedler, aufgelöst. Beide – der Königsboden, seit dem Mittelalter der Garant für politische Rechte der ständischen sächsischen Nation, sowie die

23 Eindeutiges Beispiel hierfür Alzen/Alțâna im Harbachtal, wo die „alte Ziganie“ jenseits des Harbachs liegt. Seltener hat die „Ziganie“ den Charakter einer eigenen Siedlung, wie z. B. Băieși bei Jina im Hermannstädter Umland/Mărginimea Sibiului.

Nationsuniversität – hatten über Jahrhunderte hinweg die Grundlage der politischen wie administrativ rechtlichen sächsischen Autonomie gebildet. Die doppelte Bedrohung sächsischer Identität – der Verlust des politischen Status und die Industrialisierungssängste, die mit dem Zuzug vieler Fremder aus der Doppelmonarchie ins sächsische Siedlungsgebiet in Verbindung gebracht wurden – festigte in der siebenbürgisch-sächsischen Gesellschaft eine Haltung des Rückwärtsgewandten und des Verharrens im Traditionalen. Die tradierten Organisationsformen des sächsischen Gesellschaftslebens – Nachbarschaften, Bruderschaften, die evangelische Kirche – trugen zu einer diesbezüglichen Orientierung mit bei. Die Siebenbürger Rumänen hatten seit dem 18. Jahrhundert in der mit Rom unierten Ostkirche²⁴ eine Institution, die das kollektive Bewusstsein in die Bahnen der römischen Herkunft und der Latinität der rumänischen Sprache lenkte²⁵ und somit die Manifestation der kulturellen rumänischen Identität ebenfalls am Geschichtlichen festmachte.

Dementsprechend setzten sowohl Sachsen als auch Rumänen bei der Festigung ihrer jeweiligen national-kulturellen Identität weniger auf den Fortschritt durch industriellen Wandel als vielmehr auf die Möglichkeiten, über die Betrachtung der Vergangenheit²⁶ aus der eigenen nationalen Geschichte für die Zukunft zu lernen – sie wollten „die Gegenwart an der Vergangenheit aufrichten“²⁷.

In der Essenz war diese restaurativ-konservative Haltung eine Huldigung an den Historizismus. Es galt, ein zeitgemäßes Nacheifern des Gewesenen im Kontext moderner zivilisatorischer Verbesserungen in das gesellschaftliche Verhalten der eigenen Nation hineinzutragen. Schule und Kirche und die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etablierende moderne Wissenschaft²⁸ stellten sich bedingungslos in den Dienst dieses Vorhabens.

24 Siehe hierzu Oeldemann 2006.

25 Siehe Samuel Micu-Klein, Gheorghe Șincai: *Elementa Linguae Daco-Romanae sive valachicae*. Wien 1780; Gheorghe Șincai: *Hronica românilor și a mai multor neamuri ...*. Iassy 1853.

26 Siehe u. a. Joseph Graf Kemény: *Deutsche Fundgruben zur Geschichte Siebenbürgens*. 2 Bde. Klausenburg 1839/40; Eugen von Trauschenfels: *Deutsche Fundgruben zur Geschichte Siebenbürgens*. Kronstadt 1860; Eugen August Ludwig Schlözer: *Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen*. Göttingen 1795; siehe auch die Anfänge der wissenschaftlichen Urkundenveröffentlichungen zur Geschichte der Sachsen: Franz Zimmermann, Carl Werner: *Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen*. Bd. I 1191–1342. Hermannstadt 1892.

27 Friedrich Teutsch: *Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk*, Bd. 3. Hermannstadt 1910, S. 399.

28 Hierbei spielte das ab der Mitte des Jahrhunderts sich etablierende Vereinswesen eine wichtige Rolle. Es bot sich sowohl als Instrument bürgerlicher Modernisierung an wie auch als eine Möglichkeit, Gruppenkohärenz im Zeichen nationalen

Ursprünglich standen jedoch die geistigen Werte und die ungebrochen erscheinenden Traditionslinien der ‚Volksseele‘, wie man sie in den Mythen und literarischen Volksüberlieferungen, in der althergebrachten Mundart, in Sitte und Brauch aufzuspüren vermochte, im Vordergrund des nationalen ‚Erwachens‘.²⁹

Im Prozess der gesellschaftlichen Modernisierung im Zeichen des Nationalen bedurfte es im 19. Jahrhundert dann auch der identitätsbildenden Funktion des augenscheinlich kulturell-ästhetischen Zeichens im Dienste des jeweils national Eigenen. Ganz im Sinne von Roland Barthes‘ Theorie, wonach die poetische Eigenschaft eines Artefaktes über das verbindende Medium der Sinnenebene dieses Objekt zur Manifestation des Kulturellen bzw. zum Zeichenträger identitätsbildender Konstellationen befähigt, bot sich das beeindruckende Bild der vernakularen ländlichen Architekturlandschaft Südsiebenbürgens als Identitätssymbol des erprobt Bodenständigen an. Das von dem modernen Alltag abgeschnittene Dorf mit seiner vorindustriellen Prägung, gekennzeichnet durch eine in der Tradition verankerte autark landwirtschaftlich dominierte Lebensweise, wobei auch die Endogamie eine wichtige Rolle spielte, bot mit Gehöften, die dieser Lebensart durch althergebrachte Habitatsmuster in Anlage und Architektur entsprachen, und mit den aus der Mode gefallenen Kirchentrachten seiner Bewohner *das* Bild solch kulturell verinnerlichten Beharrens. Dieses hat Franz Friedrich Fronius in einer Serie von zehn thematischen Aufsätzen als „einen Beitrag zur deutschen Culturgeschichte“ eindringlich heraufbeschworen.³⁰ Dieselbe Geisteshaltung liegt auch Johann Wolffs durchaus wissenschaftlich angelegter Studie „Unser Haus und Hof“ zugrunde, wo es u. a. aber auch heißt, dass „das sächsische Haus die festeste Burg der sozialen Gemeinschaft und der

Selbstverständnisses augenfällig zu inszenieren. Hierzu zählen hauptsächlich der 1840 gegründete Verein für siebenbürgische Landeskunde als auch der 1880 gegründete Siebenbürgische Karpatenverein.

- 29 In diesem Zusammenhang erschienen: Joseph Haltrich: Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. Berlin 1856; Friedrich Müller: Siebenbürgische Sagen. Wien 1885; Friedrich Wilhelm Schuster: Deutsche Mythen aus siebenbürgisch-sächsischen Quellen. In: Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge Bd. 9 (1870), S. 230–355 und 401–497 sowie Bd. 10 (1871/72), S. 65–155; herausragend Georg Daniel und Friedrich Teutsch: Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. 4 Bde. Kronstadt (I) 1852–1858, Hermannstadt (II–IV) 1907–1926. Vgl. hierzu auch Markel 2001, S. 258–270.
- 30 Franz Friedrich Fronius: Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Wien 1879.

nationalen Einigkeit und Reinigkeit³¹ sei. Wolffs akribische Recherchen und Sachkenntnisse bildeten die Grundlagen für die Arbeit des österreichisch-ungarischen Bauernhaus- und Sachkundeforschers Johann Reinhard Bünker, der das Thema über die engen Grenzen Siebenbürgens in die wissenschaftliche Forschung hinausstrug.³² Es ist daher nicht verwunderlich, dass die siebenbürgische Wohnkultur in der Wahrnehmung einer *longue durée*, von der einst Fernand Braudel fasziniert war, stand und diese Struktur der uralten Prägung bis in die Gegenwart tradiert wird.

Kunst und Literatur bedienten sich dieses Bildes, projizierten Emotionen und Sprachbilder auf die unverrückbaren Kirchenburgen, auf das „sächsische“ oder aber „rumänische“ Bauernhaus mit seinen Bewohnern und seiner aus der Zeit gefallenen Einrichtung:

„Draußen rieselt der Regen; / Dem Dorfe entgegen / Schlägt aus dem Walde der Wind. / November ist es; der Abend beginnt / Zu dunkeln nach kurzer Tageszeit; / Da werden die Dächer weiß; – es schneit. / Vom Lutherofen um Bank und Schrein / Strahlt gaukelnd der Flamme rötlicher Schein. / Die Katze, die glatt das Haar sich geleckt, / Liegt auf dem Herd, lang ausgestreckt. / Gleichmäßig tickt an der Wand die Uhr; / Doch träge wandeln die Stunden nur. / [...] / Der Bauer sitzt auf der geblühten Truh; / Nun ist er der Herr, nun hat er Ruh. / Im warmen Stalle geborgen sind, / Des Pfluges entlastet, so Pferd wie Rind. / Das Futter hat er in trockner Scheune, / Den Mais im Korbe, das Korn in Kisten; / Das Stroh liegt aufgehäuft in Dristen. / Im Keller unten, da gären die Weine, / Und eingelegt in der Butte ruht, / Der Kohl – der Küche gepriesenes Gut. – / Ein still Behagen durchschwebt den Raum; / Halb ist's ein Wachen und halb ein Traum. / O Bauernstube in Winters Ruh! / Wo ist ein seliger Heim, als du?“³³

Um die Wende des 20. Jahrhunderts stand die rumänische Bauernwelt im Mittelpunkt jener rückwärtsgewandten Ideologie der vom russischen „Narodnicismus“ inspirierten „Poporanism“/„Semănătorism“-Bewegung³⁴.

31 Johann Wolff: Unser Haus und Hof. Kulturgeschichtliche Schilderungen aus Siebenbürgen. In: Der sächsische Hausfreund. Kalender für Siebenbürger zur Unterhaltung und Belehrung auf das Jahr 1883, S. 43–113.

32 Bünker 1899, S. 191–231.

33 Michael Albert: Bauernstube. In ders.: Gedichte. Hermannstadt 1893. Zitiert nach Michael Albert: Gedichte und Prosa. Jubiläumsausgabe zum 150. Geburtstag des Dichters. München 1986, S. 52; Die Abgeschiedenheit und Weltvergessenheit des siebenbürgischen Dorfes thematisiert Michael Albert im Gedicht „Der Pfarrer aus dem Haferland“, ebenda, S. 107–110.

34 Siehe Ornea 1972.

Die Bauernhaus-Idylle fand Eingang in die rumänische Literatur (Ion Agârbicianu, Octavian Goga). Die symbolische Besetzung des Dorfbildes verband sich mit der Verlustgefährdung eigener Lebensart, wobei immer auch die Landschaft miteingeschlossen war:

„La noi sunt codri verzi de brad / Și câmpuri de mătasă; / La noi atâția fluturi sunt, / Și-atâta jale-n casă. / Privighetori din alte țări / Vin doina să ne-asculte; / La noi sunt cântece și flori ...“³⁵

Der Kulturphilosoph Lucian Blaga fügte seinerseits das Wesen der „rumänischen Seele“ metaphorisch ins Bild einer vergeistigten Landschaft des „spațiu mioritic“³⁶. In Anlehnung an das rumänische Nationalepos vom weissagenden Lämmchen „Miorița“ evoziert dieser Seelenlandschafts-Begriff die Vorstellung einer im Wechsel von Bergrücken und Hochtälern sich entfaltenden Almwiese („Himmelswiese“) in der mythischen Karpatenlandschaft: „Pe-un picior de plai/pe-o gură de rai...“³⁷. Lucian Blaga ist es auch, der den rumänischen ‚Volkscharakter‘ im Gegensatz zu dem der Siebenbürger Sachsen am Architekturbild des Dorfes festmacht: hier das Offene, mit der Landschaft verschmelzende – dort das Wehrhafte, hinter mittelalterlichen Mauern und hohen Hoftoren sich Absichernde.³⁸

Geschichtliche Koordinaten der ländlichen vernakularen Architektur Südsiebenbürgens.

Der historische, als Königsboden bezeichnete Landstrich, das älteste sächsische Siedlungsgebiet, zeigt sich als ein siedlungsgeschichtlich relativ geschlossenes Areal mit Dorfkernen, die bis heute erkennbar und stabil geblieben sind. Viele von ihnen gehen ins 13. Jahrhundert zurück. Die Kerne dieser Kolonistendörfer zeigen mehrere Arten von Dorftypen. Sie sind, nach der Recherche von Paul Niedermaier, als Zeilen oder aber Straßendörfer angelegt worden, hin und wieder verrät ihre Anlage das ursprüngliche Sackgassendorf. Als wichtigstes Element dieser Siedlungen „bildet die Hauptstraße gewissermaßen das Rückgrat des Dorfkernes.“³⁹ Der

35 Octavian Goga: Poezii. Budapest 1905.

36 Siehe hierzu Blaga 2011.

37 Siehe hierzu auch Mircea Eliade: Das weissagende Lämmchen. In: Ders.: Von Zamolxis zu Dschingis Khan – Religion und Volkskultur in Südosteuropa. Köln-Löwenich 1990, S. 235–267. Die früheste Übersetzung der Ballade ins Deutsche stammt von Carmen Sylva, literarisches Pseudonym der Königin Elisabeth von Rumänien (1843–1916), geb. zu Wied; eine literarisch anspruchsvolle Übersetzung lieferte Alfred Margul-Sperber.

38 Blaga 2011.

39 Siehe Niedermaier 1973, S. 56.

Kirche wurde innerhalb des Dorfgefüges stets ein landschaftlich dominierender Standort vorbehalten – wenn möglich, so wie in den meisten Fällen dokumentiert, wurde ein solcher im Gegenüber der bebauten Zeilen ausgewählt.⁴⁰ Das annähernd gleiche Flächenareal der jeweils einzelnen, aneinandergereihten, längs gerichteten Hofparzellen war Ausdruck des Bestrebens der Gemeinschaft nach Egalität unter ihren Mitgliedern. Niedermaiers Bemessungen ergaben in Bezug auf das gesamte in Augenschein genommene Siedlungsgebiet, „dass die durchschnittliche Hofstellengröße verblüffend ähnlich ist. Der Mittelwert beträgt 2670 qm [...] und die prozentuelle Abweichung ist mit 18% klein.“⁴¹ Beim Ausbau der Orte respektierte man noch jahrhundertlang diese Größe und erst ab dem 18. Jahrhundert kam es zu Verdichtungen, bedingt durch Hofteilungen unter den Erben.

Diese Regelmäßigkeit in der Anlagestruktur ist bis heute ein wesentliches, sichtbar beeindruckendes Merkmal, das in der Folge der eng aneinandergereihten Häuser an der Straßenfront einen auch architektonisch fassbaren Wesenszug der Ortschaften in der Region darstellt. Dazu passt auch die Anlage der Wohn- und Wirtschaftsgebäude, die sich in der Form von L-förmig ausgerichteten Zweiseitgehöften darboten. Seltener kamen Dreiseitgehöfte vor, vermehrt ab der Zeit um 1800. Diese, bis heute am tradierten Platz verbliebenen Gebäude im Gefüge des Hofes sind: das Wohnhaus an der Straßenfront und die quergestellte Scheune an der hinteren, schmalen, die Hoffläche abschließenden Parzellenseite. Verbunden durch die hohen, meist überwölbten Hof Tore, wie sie aus dem 18. und 19. Jahrhundert noch fassbar sind, zeigen diese Häuser sich als eine kompakt dem Auge darbietende Straßenfront. Hier bietet sich einem das Unverwechselbare südsiebenbürgischer vernakularer Architekturlandschaft an.

In diesem Zusammenhang lässt sich auch die Entwicklung der Hausformen über Jahrhunderte hinweg nachvollziehen. Der Begriff des *bilän* oder auch *gebeilden* (bohlenes)⁴² Hauses mit Schindel- oder aber Strohdach dokumentiert für den Süden Siebenbürgens das ursprüngliche, ehemals für ganz Europa typische Bohlen-/Holzhaus. Bis ins 16. Jahrhundert hinein behaupteten die auf steinernem Fundament errichteten Wohnhäuser aus Holz ihre Vorrangstellung in der Häuserlandschaft siebenbürgischer Städte und Dörfer. Der hölzerne Baukörper zeigte sich in vielfältiger technischer Bauweise: in Blockbundweise in einfacher Eckverkämmung (Rundholzbohlen), als eckver-

40 Ebenda, S. 60. Niedermaiers Forschungen bestätigen diese Anlagestruktur für 14 der 21 von ihm analysierten Kolonistendörfer.

41 Ebenda, S. 62.

42 Siehe „*bohlen*“, Adj., Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch. Bd. I. Fünfte Lieferung. Straßburg 1917, S. 672–673.

zinkte gespaltene oder aber vierseitig behauene, hier und da in Riegelwerk ausgeführte Konstruktion oder einfach *gezengt* (gezäunt), d.i. aus Rutengeflecht mit „lehmbeschmissenen“ Wänden.⁴³ Das war dann eine „*geflocht*“ (geflochtene) *Stuf*.⁴⁴

Nach den großen Bränden des Jahres 1558 in Kronstadt untersagte der Stadtrat hier den Neubau von Holzhäusern und „ließ zu Kronstadt nur steinerne Neubauten zu; wo es Not tat, schoss er gegen eine Rückzahlung in zehnjähriger Frist selber die Kosten vor“.⁴⁵ Nicht anders war die Situation in Hermannstadt, wo „noch 1751 in der Oberstadt [d.i. der Stadtteil der damaligen oberen Gesellschaftsschichten], die damals 461 Wohnhäuser zählte, 61 Bohlenhäuser“ standen.⁴⁶ Am 31. März 1556 hatte ein großer Brand 556 Häuser vernichtet⁴⁷, nur vier Jahre später fielen einem weiteren Brand in der ganzen Stadt über 1300 Gebäude zum Opfer. Ab Mitte des 16. Jahrhunderts wurde in Hermannstadt der Steinbau in besonderem Maße gefördert, doch erst 1768 war den Bewohnern der Bau von Holzhäusern und Schindeldächern untersagt.⁴⁸ Noch im 17. Jahrhundert vermerkten Hermannstädter Nachbarschaftsartikel, dass

„zur Zeit des Windes niemand soll beichen und groß fewr machen, sonderlig in denen Gassen da nicht viel gemauert Stuben sind, sondern bielen Gebäw mit schindelinen Tächern (1651)“.⁴⁹

Im ländlichen Raum blieb die Holzbauweise zum Teil noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts erhalten. Bei den Sachsen in Nordsiebenbürgen wie auch bei den Rumänen in den Gebirgsdörfern des Hermannstädter Umlands prägte sie noch bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts die Dorfansicht.⁵⁰ Im siebenbürgisch-sächsischen Milieu haftete ihr ab dieser Zeit die Eigenschaft

43 Ebenda.

44 Information aus Alzen, Interview mit Andreas Drotleff, Übername *Geopot*, Hausnr. 467, 1978.

45 Zitiert nach Johann Wolff: Unser Haus und Hof. Kulturgeschichtliche Schilderungen aus Siebenbürgen. In: Der sächsische Hausfreund. Kalender für Siebenbürger zur Unterhaltung und Belehrung auf das Jahr 1883, S. 79.

46 Sigerus 1922, S. 80.

47 Siehe Chronik des Hieronimus Ostermayer. 1520–1561. In: Joseph Kemény: Deutsche Fundgruben zur Geschichte Siebenbürgens. Klausenburg/Kolosvar 1839, S. 57.

48 Sigerus 1922, S. 80.

49 Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch. Bd. I. Fünfte Lieferung. Straßburg 1917, S. 672.

50 Siehe die Häuserlandschaft im heutigen Touristendorf Sibiel, wo die alten restaurierten Holzhäuser des 19. Jahrhunderts den Status regional-rumänischer Architekturdenkmale innehaben und zum Großteil als Touristenherbergen vermarktet werden.

des Dürftigen an, denn neben die alten, prestigeträchtigen Bauten traten ab dem 18. Jahrhundert verstärkt Ziegelbauten auf, die den Zeitgeist des Barock wenn nicht im Grundriss so doch mit ihrer Fassadengestaltung demonstrieren. Zudem machte man sich Gedanken über großen Holzverschleiß in den ortseigenen Waldungen, so dass

„von nun [an] niemand mehr nach der alten, schädlichen Gewohnheit von Holz, wo Baum auf Baum geleet wird, sondern entweder mit Ziegel und Steinen, oder aber dieses unvermögend, von Holz nur eingebunden und die Wände gezäunet sein Wohnhaus bauen soll, weil die Waldungen sehr stark abgenommen haben“.⁵¹

Die prestigeträchtige Steinarchitektur entfaltete sich seit frühester Zeit parallel zur Holzbauweise nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Dorf. Als beeindruckendes Zeugnis siebenbürgisch-sächsischer Architektur stehen bis heute die mittelalterlichen, romanischen (Stein)Kirchen Südsiebenbürgens im Vordergrund. Sie sind im Laufe der Jahrhunderte zu einem der wichtigsten baulichen Identitätssymbole des Sächsischen geronnen.⁵²

Obzwar sie kosten- und aufwandsbedingt nie eine so große Verbreitung wie die Holzhäuser erfuhren, gehören die Steinbauten, in der Stadt und auf dem Lande, zum typischen Bild der vernakularen Architektur in den Ortschaften des deutschen Siedlungsgebietes in Siebenbürgen. In der Folge der schon erwähnten Großbrände in Hermannstadt und in Kronstadt erlangte der Steinbau auch im zivilen Hausbau Konjunktur, die spätestens im 16. Jahrhundert auch auf die Dörfer übergriff. *En štenerä Stuf* besaßen die gesellschaftlich höherstehenden Bauernfamilien, aus deren Reihen Hannen⁵³

51 Bestimmungen des Groß-Schenker Gemeinde-Rathes von 1769. Zitiert nach Johann Wolff: Unser Haus und Hof. Kulturgeschichtliche Schilderungen aus Siebenbürgen. In: Der sächsische Hausfreund. Kalender für Siebenbürger zur Unterhaltung und Belehrung auf das Jahr 1883, S. 85.

52 Siehe hierzu Friedrich Teutsch: Geschichte der Siebenbürger Sachsen. 3. Aufl. Hermannstadt 1899, Bd. 1 (2), S. 61–63; zur Kirchen und Wehrkirchenarchitektur Hermann Fabini: Atlas der siebenbürgischen Kirchenburgen und Dorfkirchen. 2, Bde. Hermannstadt, Heidelberg 1998/1999.

53 *Hann/Honn*, altsächsisch für den als Oberhaupt ins Amt einer freien sächsischen Gemeinde Berufenen; vom 15. bis zum 18. Jahrhundert ist dies die gängige Bezeichnung der Ortsvorsteher/Bürgermeister wie der Nachbarschaftsvorsteher in den freien sächsischen Gemeinden; als Stadthann galt entsprechend der mittelalterlichen siebenbürgischen Ständeordnung der oberste Beamte einer Stadt, eines Stuhls. Siehe unter „Hann“, „Hannenamt“ bis „Hannenzehrung“ das Siebenbürgisch Sächsische Wörterbuch. H–J, Bd. IV. Bukarest, Berlin 1972, S. 65–67; auch Georg Michael Gottlieb von Hermann: Die Grundverfassung der Sachsen in Siebenbürgen und ihre Schicksale. Hermannstadt 1893, S. 88 und 197; auch Georg Eduard Müller: Stühle und Distrikte als Unterteilungen der Siebenbürgisch-Deutschen Nationsuniversität. Hermannstadt 1941.

und kirchliche Würdenträger hervorgingen, allerdings schon Jahrhunderte früher. Auch Pfarr- und Gräfenhäuser⁵⁴ fanden im Stein das ihnen entsprechende Material. Eines dieser frühesten Steinhäuser, das mit seinen säulgetragenen Doppelfenstern in die Zeit der Romanik verweist, stand Ende des 19. Jahrhunderts mit noch vielen anderen Steinbauten in Kelling/Călnic im Unterwald, einer der frühesten Gründungen auf Königsboden, „vordem eine der stolzesten und reichsten“.⁵⁵

Im ländlichen Raum fand die Steinarchitektur dann im 16. Jahrhundert größere Verbreitung. Steinhäuser aus dieser Zeit sind in größerer Anzahl bis ins ausgehende 19. Jahrhundert erhalten geblieben, u. a. in Honigberg, Alzen, Großscheuern, Hahnbach und Großau.⁵⁶ Sie waren der Inbegriff von Wohlstand und gesellschaftlichem Ansehen: „Viele Arbeit, Müh und Sorgen / Kostet so ein Haus von Stein. / Mein Gott, hilf mir jeden Morgen / Dankbar gegen Dich zu sein!“⁵⁷

Diese Giebelinschrift an einem alten Steinhaus in Halwelagen/Hoghilag fasst die diesbezügliche Erfahrung der Landbewohner knapp und doch beredt zusammen. Das Neid herausfordernde Steinhaus eines Begüterten in Marktschelken war noch im 18. Jahrhundert Thema einer Giebelinschrift: „Nun werd ich wohl auch Neider haben, / Hier habt ihr Steine, fresset euch satt! / Das ist ein Mann von schlechten Gaben, / Der keine Neider hat.“⁵⁸

Anders als die Holzbauten bot sich die Jahrhunderte überdauernde Steinarchitektur als wichtiges Kulturerbe in der ländlichen Architekturlandschaft Südsiebenbürgens zum Studienobjekt an. Dementsprechend sind einige der heute nicht mehr vorhandenen ländlichen gemauerten Steinhäuser gut doku-

54 *Gräf, Gräv, Greb, Gereb*, sächsisch für einen Beamten aus der führenden sächsischen Gesellschaftsschicht in den Jahrhunderten nach der Ansiedlung in Siebenbürgen; führender Beamter mit richterlicher Befugnis; teilweise Überschneidung mit dem Begriff „Hann“; siehe unter „Gräf“ das Siebenbürgisch Sächsische Wörterbuch. G, Bd. III, Bukarest, Berlin 1971, S. 286–287; auch Georg Müller: Über Grafen, Grafenstellvertreter und Königsrichter im Sachsenland. In: Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 42/43 (1921), S. 6–19; Gündisch 1998, S. 56–59.

55 Johann Wolff: Unser Haus und Hof. Kulturgeschichtliche Schilderungen aus Siebenbürgen. In: Der sächsische Hausfreund. Kalender für Siebenbürger zur Unterhaltung und Belehrung auf das Jahr 1883, S. 45.

56 Siehe auch Bünker 1899, S. 205.

57 Zitiert nach Josef Haltrich: Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften. In neuer Bearbeitung von J[ohann] Wolff. Wien 1885, S. 433.

58 Siehe Johann Wolff: Unser Haus und Hof. Kulturgeschichtliche Schilderungen aus Siebenbürgen. In: Der sächsische Hausfreund. Kalender für Siebenbürger zur Unterhaltung und Belehrung auf das Jahr 1883, S. 95.

mentiert, da sie der Volkskundlergeneration um 1900 anschauliche Beispiele früher Bautypen und Raumeinteilungen lieferten.⁵⁹

Bis etwa 1960 stand noch in Marpod (Hausnr. 157/166) ein aus dieser Zeit stammendes steinernes Wohnhaus der im ganzen Harbachtal hochgeschätzten Maurerdynastie *Schneider*, Übernahme *de Valten*, von denen einer, Maurermeister und Kirchenkurator Michael Schneider (1856–1923), im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert in dieser Region öffentliche Bauten und zahlreiche, architektonisch bemerkenswerte Privathäuser errichtete.⁶⁰ Ein weiteres Steinhaus, das frühestens im 15. Jahrhundert erbaut worden ist, steht in Zied, Hausnr. 57/112.⁶¹ Gleich mehrere Steinhäuser aus dem 17. bis 18. Jahrhundert stehen heute noch in Seligstadt (Anger Hausnr. 68 und 69; Neugasse Hausnr. 81 und 89; Oberhang Hausnr. 63; Obergasse, Hausnr. 39), in Scharosch/Şoarş (Neugasse, Hausnr. 169) und in Felmern (Obergasse, Hausnr. 229).⁶²

Stein (meist Feld- und Bruchsteine) und Ziegel bildeten in den zwei Folgejahrhunderten das typische Baumaterial für die Wohnhäuser im sächsischen Siedlungsgebiet. Jedoch wurde bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auch hin und wieder noch ausschließlich in Stein gebaut.⁶³ Die Erfahrung mit leicht entflammaren Materialien der Vergangenheit dokumentierte in dieser Zeit ein Hausbauer in Kleinschelken/Şeica Mică mit der Giebelinschrift:

„Von Lehm und Stroh zurechtgebracht, / Stund hier ein Haus schon lange. / In einer kurzen Sommernacht / Ward es ein Raub der Flamme. / Von Stein und Ziegel bau ich nun, / Vertrauend auf den Höchsten, / Der schütze, wenn wir längst schon ruhn, / In diesem Haus den Nächsten.“⁶⁴

Eine ähnliche Giebelinschrift ist aus Meschendorf/Meşindorf dokumentiert:

„Da ich war aus Stroh gemacht, / Da kam das Feuer mit großer Kraft / Und nahm mir all mein Hab und Gut / Behüt uns Gott vor Feuerglut.“⁶⁵

59 Ebenda; auch Bünker 1899, S. 205–210.

60 Dokumentation im Privatbesitz der Enkelin Katharina Böhm, Hildesheim; auch Kirchenarchiv Marpod.

61 Siehe Sedler/Sedler 2003, S. 108–110.

62 Machat 1995.

63 Seiburg, Hauptgasse 204, siehe Machat 1995, S. 224.

64 Josef Haltrich: Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften. In neuer Bearbeitung von J[ohann] Wolff. Wien 1885, S. 451.

65 Ebenda.

Der gemischte, auf Bruchstein und Ziegel setzende Hausbau wurde ab der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beliebt. Proportionen und Grundriss der Häuser änderten sich im Laufe des 18. Jahrhunderts jedoch kaum. Die Gebäude dieser Zeit erscheinen durchgehend oder aber nur zum Teil unterkellert, wobei der Raum zur Straße hin ausnahmslos unterkellert war. Neu hinzu kommt allerdings die Betonung des aus Stein gefügten, nun auch höheren Hausfundaments aus Stein, nach außen hin am leicht hervorkragenden Sockel erkennbar. Diese Höhe entsprach im Inneren der Hochkellerebene. Die Wohnräume wurden hierbei ins Hochparterre verlegt. Typisch für diese Zeit waren auch die steilen, ziegelgedeckten Satteldächer. Die entsprechenden hochragenden, geraden Giebelflächen, wie auch die Wände der Wohnebene waren in der Regel entweder aus gemischtem Bruchstein- und gebranntem Ziegelmaterial oder auch nur aus Ziegeln gemauert. Flache Balkendecken, Tonnengewölbe mit StICKkappen, Segelgewölbe oder aber Kreuzgewölbe schlossen die Keller nach oben hin ab. Die Wohnräume schloss – mit Ausnahme des z. T. nach oben offenen *Houses* – eine Zimmerdecke aus Brettern über Querbalken gelegt, *det Gebinn*⁶⁶ (Gebühne). Ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bevorzugte man Dächer mit Krüppel- oder Schopfwalm. Auch ältere Satteldächer wurden entsprechend abgewalmt, doch blieb die Giebelluke stets erhalten, damit sie dem Dachboden auch weiterhin Tageslicht zuführen konnte. Dieser bevorzugte Haustyp in Form des Dreiraumhauses mit der Giebelseite zur Straße ausgerichtet wurde letztlich zum Inbegriff des „sächsischen“ Hauses.

Im 18. Jahrhundert fand dann auch das traufständige Haus Eingang in die südsiebenbürgische Dorfarchitektur. Im 19. Jahrhundert erfuhr es eine L-förmige Abwandlung im Grundriss und blieb bis etwa 1920 im südsiebenbürgischen Raum konkurrenzlos. Dementsprechend zeigt sich heute die erhalten gebliebene Bausubstanz aus der Zeit vom 18. bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts im Wechsel giebel- und traufständig zur Straße hin ausgerichteter Wohnhäuser.

Die schon erwähnte, restaurative Sichtweise auf die „nationale sächsische“ Architektur führte indes dazu, dass man nur das alte, zur Straße hin giebelständige Dreiraumhaus als architektonisches Identitätsmerkmal des Sächsischen wahrgenommen hat, obzwar die frühen traufständischen Bauten den gleichen Grundriss und die gleiche Raumordnung aufweisen. Auch in der Fachliteratur hat man sich bis gegen Ende des 20. Jahrhunderts nur diesem Haustyp gewidmet.⁶⁷ Zum Ende des 19. Jahrhunderts forderten die

66 Unter *Gebühne* siehe Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch G. Band. Bukarest, Berlin 1971, S. 60–61.

67 Siehe Johann Wolff, Johannes Reinhard Bünker und Roswith Capesius.

traufständigen Bauernhäuser die erste Generation sächsischer Volkskundler heraus, deren vernichtendes Urteil festgehalten ist. Solches geschah wohl auch deshalb, weil man sich damit in Siebenbürgen einem Wohnhausbild anschloss, das zu dem alten, meist dreiteiligen Grundriss eine neue Fassadengestaltung darbot, wie sie in einem viel größeren geografischen wie kulturhistorischen Areal bestimmend geworden war. Wir finden diese neue Fassadengestaltung überwiegend an traufständigen Häusern im ganzen östlichen Teil der Donaumonarchie, wobei Siebenbürgen und das historische Ungarn das Kerngebiet bilden. Charakteristisch hierfür ist die Vorliebe für eine barock-klassizistische Fassadengliederung durch Mörtelputz, zu der ein reiches, stilistisch entsprechendes Ornamentrepertoire passt. Sich farblich abhebende Kranz-, Gurt-, Sohlbank- und Sockelgesimse auf der Frontseite des Hauses rhythmisieren im Horizontalen, gequaderte Ecklisenen und Achsenprofilbänder im Vertikalen den Blick des Betrachters. Profilierte Fensterrahmungen, Blendfenster, hin und wieder mit Schlusssteinverzierung, Fensterschürzen und Giebelschmuck – Rundmedaillons mit Inschriften und Jahreszahlen, dem Monogramm des Erbauers zwischen Vasenelementen, Festons oder Weinstockmotiven – kennzeichnen diese neue Architektur, die ihren Siegeszug im 19. Jahrhundert erlebte.

Obzwar der Wandel nicht aufzuhalten war, war man gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Kontext der Bemühungen um ein modernes sächsisches Nationalempfinden und auf der Suche nach den bildlichen Symbolen dieser Identität in bürgerlichen Kreisen mit Ausstellungen und schriftlichen Dokumenten der „Echtheit“ bemüht, die Dorfbevölkerung zur Rückkehr zu der alten, ‚nationalen‘ Bauweise vergangener Jahrhunderte zu bewegen:

„Fast jedes unserer Dörfer beherbergt mindestens einen Vertreter dieser neuen, unsächsischen Bauart. In der Regel lenkte das Wirtshaus zuerst in fremde Bahnen ein; ihm folgte oft genug das Schulhaus und bald hinkte da und dort auch das Wohnhaus eines stolzen Bäuerleins nach. Wir kennen bei Hermannstadt ein Dorf, in dem die Entartung zur Mode geworden ist [...] Da zeigen die Häuser nicht mehr wie die anderen ehrlichen sächsischen Häuser die Giebelfront [...], sie wenden sich breit und protzig mit der ganzen langen Fassade nach der Straße. [...] Sie (die Bauart) erscheint wie ein Krankheitssymptom des Familienlebens und wie ein Riss durch des Bauernstandes soziale Gemeinschaft. [...] Der Bauer, der sein Haus eigenherrlich, dickthuerisch hinausstellt aus der Art seines Dorfes, aus der Eigenthümlichkeit seines Stammes, der sagt sich leicht auch von den andern Bedingungen der Gemeinschaft los; (...) Wie das Äußere so zeigt das Innere seines Hauses. Der prunkende Hausrath darin sieht aus wie

eine große Lüge; er schickt sich zur Berufsarbeit seines Besitzers wie die Kalesche zum Mistführen.“⁶⁸

Ob nun giebel- oder traufständige Bauten – in ihrer Genormtheit eines langgezogenen Rechtecks konservierten beide Varianten bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts die überlieferten Raumstrukturen und -funktionen in identischer Art und Weise.

Die weit zurückreichende Raumordnung dieser Häuser geht von der Zweiteilung in einen Wirtschaftsraum und eine selbstständig geheizte Stube aus. Damit entspricht diese bis ins Mittelalter zurückreichende Hausanlage dem südeuropäischen, mediterranen Architekturtypus. Ein solches Beharren auf den alten Raumstrukturen – ob ein, zwei, drei oder zuletzt vier Räume umfassendes Haus – findet seine Widerspiegelung auch in der Benennung dieser Räume. Die Siebenbürger Sachsen haben im ländlichen Raum konsequent bis ins späte 20. Jahrhundert hinein diese alten Raumbezeichnungen beibehalten, auch nachdem die Raumfunktionen sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts änderten: das Wort *Lif*, Laube⁶⁹ für den Vorbau; *Hous* (Haus) für den Herdraum, den Begriff *Stuf* (Stube)⁷⁰ für den Wohnraum/die Wohnräume, wobei letzter(e) je nach Anlage entweder *Vedderstuf* (Vorderstube) oder aber *Hängderstuf* (Hinterstube) heißen. Die entsprechenden rumänischen Bezeichnungen sind *tinda*, *casa de dinainte* und *casa de dinapoi*. Sowohl die sächsischen als auch die rumänischen Bezeichnungen haben ihre Aktualität bis heute beibehalten, sie finden sich in den phonetisch unterschiedlichen Ortsvarianten in ganz Siebenbürgen wieder.⁷¹

Das Unverwechselbare an dem typisch sächsischen Wohnhaus ist die *Lif*, die Laube. Das ist ein Vorbau, der, geschützt von einem Schleppdach, der Erschließung der eigentlichen Wohnräume dient und zugleich den Eingang in den Keller schützt. Die Laube zeigt sich dementsprechend in einem beeindruckenden Variantenreichtum und gibt dem südsiebenbürgischen Bauernhaus das regionaltypische, optisch markante Gepräge. *De Lif* begleit-

68 Johann Wolff: Unser Haus und Hof. Kulturgeschichtliche Schilderungen aus Siebenbürgen. In: Der sächsische Hausfreund. Kalender für Siebenbürger zur Unterhaltung und Belehrung auf das Jahr 1883, S. 97–98.

69 Die Laube ist als *löbe* in Hermannstadt im 15. Jahrhundert (1483) dokumentiert, als *lewe* im 16. Jahrhundert (1542); *dy hyff* findet sich erstmals im 17. Jahrhundert (1559). Siehe hierzu Siebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch L Band. Bukarest und Köln, Weimar, Wien 1993, S. 51–52.

70 Der Begriff *Stuf*/Stube wird im ländlichen Alltagsgebrauch stellvertretend auch für das ganze Haus gebraucht: „*Mer hun es des Stuf nor für drå Jören gebåt*“. Interview mit Maria H., 1988 in Großscheuern; siehe auch Bünker 1899, S. 197 und 204.

71 I. Petrescu-Burloiu 1967/68, S. 71–86.

tete im südsiebenbürgischen Raum den Wohnkörper üblicherweise entlang der dem Hof zugewandten Längsseite und unterscheidet sich dadurch von dem Laubengang am nordsiebenbürgischen Bauernhaus, wo dieser vorn zur Straße hin oder gar dreiseitig das Haus umgab. Die Laube hatte ihr Vorbild in der städtischen Architektur früherer Jahrhunderte. Sie war typisch für Kaufmanns- und vor allem für Zunft- bzw. Handwerkerhäuser. In Form steinerner Laubengänge, die auch als Verkaufsräume dienten, gehört sie in Hermannstadt bis heute zur Architektur des Kleinen Rings, in Form hölzerner „Löffeln oder Tornätzen“ wurde sie vom städtischen Milieu ab 1560 „abgebrochen [...] des Feuers wegen“⁷².

In ihrer einfachsten Form zeigt sich die längsseitig ausgerichtete Laube mit schmalrechteckigem Aufriss als ein offener, hier gemauerter Bogengang. Sie fand sich, wie vor mehr als hundert Jahren dokumentiert, an ebenerdigen (nicht unterkellerten?) oder nur im Ansatz erhöhten Häusern, etwa an dem von Bünker aus Scharosch/Şoarş beschriebenen.⁷³ Diese Vorhalle beschirmte hier 4–5 Treppen, die mittig an der langen Hausseite zum *Hous* führten.⁷⁴

Im frühen 18. Jahrhundert bekam die Laube ihr spezifisch südsiebenbürgisch-ländliches Aussehen. Sie entwickelte sich dann in den folgenden 120 Jahren in einer beeindruckenden Formenvielfalt. Sie wurde zum unentbehrlichen Teil der zwei- oder dreiräumigen Hochparterre-Häuser mit Zugang über den mittleren Raum, *det Hous*. Ältere Varianten zeigen sie in der Kombination von gemauerten Stützwänden im Erdgeschoss und einer Hochparterreebene in der Form einer hölzernen Brüstung (Galerie). Einfache oder aber auch geschnitzte Säulen verankerten letztere mit dem Dach. Eine der Schmalseiten des längsrechteckigen Laubengangs konnte hierbei auch mittels einer einfachen Brettverschalung geschlossen werden. Die andere Schmalseite, an der die Eichenbohlen-Stiegen ansetzten, blieb hingegen immer offen. In späterer Zeit wurde die Laube in der Regel vollständig aus Mauerwerk errichtet, wobei die Längsseite zum Hof hin von nicht verglasten Bogenfenstern durchbrochen war. Strukturell wie funktional war/ist sie zwei- bis dreigliedrig angelegt. Dazu gehörte eine von der hinteren, manchmal auch von der vorderen Schmalseite des Ganges hochführende Treppe, die sich auf der Höhe der Wohnräume zu einer Plattform mit Durchgang zum *Hous* entwickelte. In der Verlängerung dieser Plattform war Platz für eine Speckkammer oder aber einen Backofen, bzw. einen kleinen Wirtschaftsraum. Entsprechend der wichtigen Raumfunktion dieses dritten Abschnitts wurde die Laube ent-

72 Siehe Joseph Graf Kemény: Deutsche Fundgruben zur Geschichte Siebenbürgens. 2 Bde. Klausenburg 1839/40, Bd. 1, S. 66.

73 Siehe Bünker 1899, S. 201.

74 Ebenda, S. 217.

lang eines Drittels oder aber der ganzen Hauslängsseite geführt. In letzterem Fall entwickelte sich der ehemalige Verschlag/Speckkammer zu einem vierten Hausraum, *dem Štifkən*, dem Stübchen. Beim giebelständigen Haus ist solches an einem dritten Fenster sichtbar. Unter der Eingangs-Plattform zum Wohnraum befanden sich die Tür zum Keller beziehungsweise der Kellerhals. Der Raum unter der Stiege wurde häufig als Hühnerstall genutzt. In den Sommermonaten wurde die offene *Lif* von den Hausbewohnern als beliebter Aufenthaltsraum im Freien genutzt. Hier zwei Beschreibungen aus dem 19. Jahrhundert, wobei die Situation von außen (europäischer Reisender) und von innen (Sachse) in Augenschein genommen wurde:

„Es gibt kein sächsisches Haus, in welches man nicht eine Stiege hinansteigen müsste, die zuweilen gedeckt ist. [...] In den freien sächsischen Dörfern dehnt sich die Emportreppe zwar nicht zur Galerie aus [sic!], bildet aber doch oben eine Art Balkon mit ein Paar Bänken zum Sitzen“;⁷⁵

daneben die ein halbes Jahrhundert später von Johann Wolff festgehaltenen Aussagen eines Bauern aus Rättsch/Reciu:

„Hier ist die Laube 12 Meter lang, das ganze Haus 16 Meter, und 3 Meter breit. [...] Sie erhebt sich ungefähr 2 Meter über die Erde; 9–12 Treppen führen von rückwärts, aus dem Hofe, auf sie hinauf. Beide Seitenmauern gehen von der Erde bis zum Dache. Von der Laube zeigen zwei Fenster (Fensterstöcke ohne Glas) gegen den Hof, mitunter auch eines gegen die Gasse. In der Laube befindet sich ein großer unangestrichener Tisch und mehrere Bänke für die Arbeiter und das Gesinde; doch nicht selten speist auch der Hausherr mit seiner Familie hier.“⁷⁶

Von der *Lif* trat man ins *Hous* ein. *Det Hous* diente als Herd-, Vorrats- und Wirtschaftsraum. Im 17. und 18. Jahrhundert war das *Hous* üblicherweise nach oben offen. Noch für die Zeit um 1920 stellte der Architekturhistoriker Hermann Phleps fest: „Es sind bei den Siebenbürger Sachsen noch Beispiele vorhanden, wo nur die Stube eine Decke hat und der Rauch des ‚Hauses‘ frei in den Dachraum entweicht.“⁷⁷

75 Wenzel Carl Wolfgang: Neuestes Gemälde der Oesterreichischen Monarchie, Bd. III. Wien 1833, S. 355.

76 Johann Wolff: Unser Haus und Hof. Kulturgeschichtliche Schilderungen aus Siebenbürgen. In: Der sächsische Hausfreund. Kalender für Siebenbürger zur Unterhaltung und Belehrung auf das Jahr 1883, S. 93.

77 Phleps 1923, S. 261–275.

Diese Situation war im 20. Jahrhundert nur in den Randgebieten des sächsischen Siedlungsgebietes noch Realität, im Hermannstädter Gebiet und im Burzenland hatte *det Hous* um diese Zeit längst schon eine Balkendecke.

Der Einzug der Holzdecke ins *Hous* geschah anfangs nur in den vorderen Teil des Raumes, denn *det Hous* war strukturbedingt und funktional durch die Beschaffenheit der Feuerstelle zweigeteilt. Die Aufteilung in eine hintere Fläche mit Herd und Backofen und eine vordere mit Durchgangsfunktion (Tür zur Stuf) war durch einen massiven Querbalken – *Trōf* (Tram), oder *Roast* (Rast) genannt – gekennzeichnet. In ganz alten Häusern ging dieser vom Zimmermann behauene Eichenbalken als zentraler Stützbalken durch das ganze Haus hindurch. Im 18. Jahrhundert nahm der gemauerte, umfangreiche Herd mit Backofen beinahe die ganze hintere Raumhälfte ein. Hier diente dann der Querbalken als Stütze für den mächtigen Rauchtrichter aus lehmverputztem Rutengeflecht, *der Kaləfōk*⁷⁸, und heißt dementsprechend *Kīpentrōf* oder *Kīpebalken*.⁷⁹ In späterer Zeit wurde der Backofen auf die Laube verlegt, im 19. Jahrhundert dann in einen eigenen Bau (*Bakes*) auf der gegenüberliegenden Hofseite, im *Hous* blieb ein Herd von geringerem Ausmaß, ein Blechofen oder gemauerter Ofen, auf den die Bezeichnung *Kaləfōk* überging. Sofern noch auf offenem Herd gekocht wurde, wurde dieser in die innere Ecke des *Houses* verbannt. Der Rauchhut, auch er von geringerem Ausmaß, blieb tiefgezogen, meistens rund. Später blieb er funktionslos. War der Rauchhut rechteckig, so erhielt er eine Bretterverschalung oder war aus gekalktem Mauerwerk.

Im vorderen Teil des Hauses stand die Leiter zum Dachboden. Sie stand für gewöhnlich auf einer Falltür, welche eine Stiege zum Keller verdeckte. Die ausschließlich zweckwirtschaftlich ausgerichtete Einrichtung war normiert: eine Mehltruhe, eine Truhenbank zur vielfältigen Nutzung, eine Abstellbank für die irdenen Wasserkrüge (Krügelbänkchen/sächs. *Kräjebinkeltschen*), hin und wieder noch ein Tisch, ein „walachisches Trugelchen“ (*en Träntschen*)⁸⁰, wie es die Wanderzimmerleute aus dem siebenbürgischen Westgebirge in den Dörfern anboten. Ein überliefertes Inventar aus dem *Hais/Hous* des Lorenz Ehrwen (1812–1872), Eigentümer eines Steinhauses in Alzen verzeichnet:

78 *Kaləfōk*, w., in Anlehnung an das lateinische *calefactorium*, in ursprünglicher Bedeutung für Wärmeraum.

79 *Kīp*, *Kiepe*, *Kep*, siebenbürgisch-sächsisch für Rauchfang. Siehe unter „Kiepe“ Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch K Band. Bukarest, Berlin 1975, S. 116–117.

80 Unter diesen zwei Bezeichnungen finden sich die kleinen Zimmermannstruhen in den Teilungsprotokollen des 18. Jahrhunderts aus Zied. Ehedem Pfarrarchiv Zied. Auch ist die Bezeichnung bis heute belegt. Interview mit Albert Arz, Zied/Gummersbach, 20. September 2018.

ein gemauerter Herd, eine bemalte „dicke Truhe“⁸¹, eine Krügelbank und die Leiter für *de Schluacht*, den Aufgang zum Dachboden.⁸²

Die herkömmliche Vedderstuf/Vordere Stube hatte üblicherweise großzügige Dimensionen – sie war nicht selten sechs bis sieben Meter lang und fünf Meter breit. Nach oben hin schloss sie eine Balkendecke ab, der *Īrən/Ern* war ein Fußboden aus *Dillan* (Dielen) oder aber in ärmeren Häusern aus geglättetem Lehm oder Ziegelsteinen. Die Wände waren schlicht weiß gehalten. Die Ausstattung der Vorderen Stube folgte einem festen Muster, das auf Diagonalordnung der Möbel in funktional spezialisierten Eckgruppen aufbaute. Diese kamen, wie ursprünglich im Einraumhaus, jeweils einem Wohnbedürfnis entgegen: Essen, Schlafen, Sich-Wärmen und Wirtschaften. Bis etwa um 1880 tradierte die Einrichtung dieser Stube mit bemalten Möbeln in Auswahl und Gestaltung noch den Geschmack des 18. Jahrhunderts, obwohl die meisten Raumfunktionen in die beiden anderen Räume verlagert worden waren und die Vordere Stube hauptsächlich Repräsentationsfunktion übernommen hatte. Dieses ging einher mit einer strikten Normierung in Bezug auf die Ordnung der Möbel und der anderen Einrichtungsgegenstände im Raum. Das ästhetische Zusammenspiel aller dekorativ aufgewerteten Einrichtungsgegenstände – gemalte Möbel, bestickte Textilien, Zierkeramik – war hierbei wichtig. Zu der normierten Raumordnung der tradierten siebenbürgischen Bauernstube zählte als erstes die Tischecke. Dazu gehörte in den meisten Fällen ein bemalter Rumpftisch, dessen Standort sich in der Fensterecke zwischen Straße und Hof befand. Von hier aus ließ sich ein Teil der Straße und des Hofes überblicken. Truhenbänke an den Wandseiten und Brettstühle gruppierten sich um diesen Tisch. Einzig dem Hausvater war ein Brettstuhl mit Armlehnen (Sessel) vorbehalten.

In der diagonal gegenüberliegenden Stubenecke befand sich eng an der Trennwand zum *Hous* hin der Stubenofen. Damit hatte die siebenbürgische Wohnstube ihre eigene, vom *Hous* separierte Feuerstelle. Traditionell war dieses ein Herd mit überbautem Kachel-/Rauchhut. Zum Stubeninneren hin war die Herdfläche mit einem zusätzlich angebrachten Sitzbrett verbreitert. Spätestens seit dem 17. Jahrhundert schloss sich dem dekorativ wirkenden Kachelherd ein Eisen-, Blech- oder aber gemauerter Ofen mit geschlossenem Feuerraum und gusseiserner Platte zum Kochen und einem Backofen an. Die alte Bezeichnung des ehemaligen Rauchhutes, *Kalafök*, ging auf diesen Ofen über. Mit der Aufgabe des großen Herdes im *Hous* und der Verlagerung des großen Backofens in ein separates Gemäuer im Hof stei-

81 *Däck Trun*, dicke Truhe, ursprünglich das Behältnis für Platz beanspruchenden, sperrigen Übergewänder im Haushalt, wie Reisepelze.

82 Information Maria Baumann, Feldforschung in Alzen 1972.

gerte sich die wichtige Funktion dieses Koch- und Backherds mit geschlossenem Feuerraum. Hin und wieder bediente er zwei Räume – *Hous* und *Vedderstuf* oder aber *Hous* und *Hängderstuf*. Das geschah über seinen Standort im Mauerdurchbruch in der Zwischenwand. Sein Rauchabzug mündete in den Keramikrauchhut des „großen“ Kachelherds in der Wohnstube, des „Lutherofens“.

Die andere Stubenecke an der Trennwand zum Vorhaus, die ehemals auch in der Wohnstube dem Wirtschaften vorbehalten gewesen war, blieb seit dem 18. Jahrhundert funktionslos. Daher war sie weniger einer strengen Normierung bei der Möbelbestückung unterworfen. In der Regel stellte sie den Platz für einen *Schässelkürff*/Schüsselkorb (offenes Regal), später für eine Anrichte oder den „gläsernen Kasten“, die Kredenz.

Die Bettecke zeigte neben der dekorativen Ofenecke auch eine auffällige Raumpräsenz. Sie befand sich gegenüber dem Tisch und war wie dieser zu der Straße hin ausgerichtet. Sie stand in Diagonalstellung zur Wirtschaftsecke. Sie wurde von einer meist ausziehbaren, bunt bemalten Bettstatt, der *Bätspunn* („Bettspanne“) eingenommen, deren barock geschwungene, prominent in die Höhe strebende Aufsatzteile am Kopf- und Fußteil wohl zusätzlich zu den auf dem Bett gestapelten Textilien die Bezeichnung *Hī Bāt*, „Hohes Bett“, rechtfertigten. Der aufwändige Bettaufbau aus Ziertextilien folgte nach strengen Regeln, die je nach regionaler, ethnischer, gar örtlicher Eigenart sich in unzähligen Varianten präsentieren konnten. Der Grundaufbau blieb jedoch nach sächsischem Muster überall gleich. Hier der geforderte Aufbau: *Det Gebätsel* (sächsisch für das Bettzeug in seiner Gesamtheit) wurde in gleichbleibender Reihenfolge übereinandergestapelt: zuunterst ein aus Hanf oder Flachs hausgewebter Strohsack mit verzierten Stulpen am Kopfende, der *Strīhsäck māt Stālp*, darüber *det angderscht Lenjdich*/das untere Leintuch, gefolgt von dem oberen, *det īwerscht Lenjdich/Lenjdeach*, mit Überschlag für die gewalkte, weiße Woll-Langhaardecke, *dā Loßleng, dār Kōzen*. Im ausgehenden 18. Jahrhundert kamen ein oder gleich mehrere Federbetten, *det fādārān Bāt*, oder aber seidenmattlansierte, wollgefüllte Steppdecken, *det Däckeldeach*, hinzu. Diesen Stapel horizontal geschichteten Bettzeugs deckte am Schaubett schließlich ein „feines“ Leintuch, *det schīn Lenjdich/Lenjdeach*, zu. Dieses war eine für gewöhnlich aus drei Stoffbahnen gefügte Überdecke, die mit farbiger Stick- oder/und Webornamentik verziert war. Die Jahreszahl und der Name der Stickerin waren im Dekor miteinbezogen, galten doch die textilen Kunstfertigkeiten der Hausfrau als Gradmesser für Tüchtigkeit und die Möglichkeit, mittels Geschmack und Phantasie gesellschaftliches Gefälle bei der Darstellung schöner Räume augenscheinlich auszugleichen. Die dekorative Fläche der so auf dem Bett aufgebau-

ten Konstruktion diente letztlich als Plattform für zwei – seltener auch drei – Stapel Langpolster, *schmual Pill*, *Pillzächen*. Dieses hochaufgetürmte Paradebett, in dem nie jemand schlief, war nicht nur ästhetischer Blickfang der Guten Stube, sondern es signalisierte, oft im Zusammenhang mit dem richtigen Schlafbett, das sich hinter ihm „duckte“, den Funktionswandel von einem realen Wohnraum zum ausschließlichen Repräsentationsraum, den man sich nun beim Dreiraumhaus leisten konnte.

Dieser Prozess der Umwandlung eines im Alltag genutzten Wohnraums in einen letztlich nur Repräsentationszwecken dienenden Raum vollzog sich ab dem 18. Jahrhundert unter den Vorzeichen gesteigerter ländlicher Wohnbedürfnisse und -kultur, eines üppigen Möbelangebots für den dörflichen Kundenkreis und der Blütezeit der Möbelmalerei im ländlichen Siebenbürgen.⁸³

Dieses im 18. Jahrhundert konstituierte Modell der Guten/Vorderen Stube mit der Funktion eines bäuerlichen Repräsentationsraums mit der genormten Raumordnung und einer spezifischen Möbeltypologie galt ethnienübergreifend für ganz Siebenbürgen und darüber hinaus bis in die ungarische Tiefebene hinein. Es erlebte seine höchste ästhetische Entfaltung um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die große Sorgfalt, die seiner Auszier beigegeben wurde, ist doppelt begründet: Über die reiche wie geschmackvolle Einrichtung ließ sich zum einen ein gehobener gesellschaftlicher Stand signalisieren, zum anderen kamen hier die gruppenspezifischen, ethnisch gekennzeichneten Geschmacksvorstellungen zum Ausdruck, so dass sich im Zuge der aufkommenden Nationalromantik ethnisch-kulturelle Eigenart daran festmachen ließ. Bei den Siebenbürger Sachsen und Ungarn übernahmen die bemalten Möbel und die bestickten Textilien – jeweils mit ethnisch ‚eigenen‘ Mustern verziert – den Part ethnisch-kultureller Raumzeichen, bei den Rumänen waren dies die bevorzugt aus Schafwolle gewebten, bunt gefärbten Textilien und die orthodoxen Ikonen. Die evangelischen Landler, deren Vorfahren einst aus Österreich vertrieben worden waren, wählten um 1880 das sogenannte „Wiener Grün“, ein Farbton von leicht verwaschener, braun-olivener Anmutung, zum Ausdruck des typisch Landlerischen.

Wandnischenverschläge (*Ålmerå*), Krügel- und Tellerrahmen (*Rum/Räm*) entlang des Gebälks, Schlaf- und Truhenbänke entlang der Wände unterstrichen den Repräsentationscharakter der Vorderen Stube. Auch sie wurden durch Bemalung zu ästhetisch aufgewerteten Sachgütern. Die Stube gab somit den würdigen Rahmen für die aufwändigen Rituale des mit

83 Siehe hierzu Capesius 1983; auch Sedler 2006, S. 9–25.

einem Handschlag besiegelten Heiratsversprechens, auch für Konfirmations- und Hochzeitsfeiern. In der Vorderen Stube wurden zudem die Toten auf der nachbarschaftlichen Totenbank aufgebahrt. Von hier aus forderte der Nachbarvater die Familie in ritualisiertem Wort- und Handlungsablauf auf, den Verstorbenen für die Beerdigung „freizugeben“.

Das Bild dieser prächtigen Stube gerann gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum Identitätssymbol bei allen in Siebenbürgen lebenden Völkerschaften – Sachsen, Ungarn, Rumänen. Es prägte als „sächsische“, „ungarische“, „rumänische“ Stube die Vorstellungen der bürgerlichen Intellektuellen vom idyllisch-schönen, typisch „nationalen“ Wohnen auf dem Lande.

Das Thema fand Eingang in Kunst und Literatur. Über wichtige Druckmedien wie die „Illustrierte Zeitung“ in Leipzig⁸⁴ und die Fotografie erlangte es große Verbreitung. Seit den 1860/70er-Jahren dienten Ausschnitte aus der Guten Stube als Versatzstücke bei der Gestaltung der Raumkulissen für die überaus beliebten Trachtenaufnahmen in den Ateliers namhafter Fotografen in Siebenbürgen. Das Siebenbürgische Dorf auf der Wiener Weltausstellung von 1873 (Wiener Prater) mit einem sächsischen, üppig eingerichteten Haus aus Michelsberg, einem Széklerhaus und einem rumänischen Hirtenhaus, wurde zu einem beliebten Motiv zahlreicher Darstellungen, die das Bild von Siebenbürgen nach Europa hinaus trugen.⁸⁵

Nach der Wende zum 20. Jahrhundert häuften sich die oft in Serien herausgegebenen Ansichtskarten mit solchen Motiven, die Erfindung des zeitlos-typisch Sächsischen, Rumänischen wie Ungarischen war perfekt. Zugleich wurde die neu eingerichtete „sächsische“ Stube zum Prestige-Raum in sächsischen Bürger- und in ländlichen Pfarrhäusern. Die in einigen Gegenden zum Erliegen gekommene Möbelmalerei wurde revitalisiert. Hierbei wirkten Künstler- wie Landpfarrer-Persönlichkeiten beispielgebend, allen voran der Urwegener Pfarrer und Dechant des Kirchenbezirks Unterwald, Ludwig Klaster (1849–1918), sowie der Volkskundler Emil Sigerus (1854–1947). Mit Sigerus fand die „sächsische“ Stube Eingang ins Museum. Dessen seit den 1870er-Jahren zusammengetragene Sammlung an Ziertextilien⁸⁶

84 Die Illustrierte Zeitung druckte ab den 1870er-Jahren regelmäßig Darstellungen aus dem Siebenbürgischen, u. a. Holz- und Stahlstiche nach den Fotoaufnahmen von Theodor Glatz (1818–1871) und Carl Koller (1838–1889) in Hermannstadt.

85 Siehe hierzu u. a. die Holzstiche der siebenbürgischen Häuser und Innenraumdarstellungen von Leo v. Elliot in: The Illustrated London News vom 6. September 1873; auch: Illustriertes Wiener Extrablatt vom 28. Mai 1873.

86 Siehe Emil Sigerus: Siebenbürgisch-sächsische Leinenstickereien. Hermannstadt 1906. Die sogenannte „Sigerusmappe“ wurde zum Inbegriff siebenbürgischer Stickerei überhaupt, diente Generationen Sächsinnen und auch Rumäninnen als

und -keramik, an bemalten Möbeln und Trachten bildete den Kern des „Siebenbürgischen Karpatenmuseums“ und wurde 1918 in das nationale Brukenthalmuseum überführt. Die Einrichtung einer „sächsischen“ Guten Stube aus Katzendorf sowie nach 1945 einer weiteren, „rumänischen“ aus dem Hermannstädter Umland im ersten Stock des Brukenthalpalais⁸⁷ bildeten bis 1990 den Anziehungspunkt der Volkskundeabteilung. Diese vorbildliche, idealtypische Parade-Gute Stube ist auch im Siebenbürgischen Museum in Gundelsheim am Neckar zu sehen. In den Jahren um 1960/70 dokumentierte Juliana Fabritius-Dancu für das Museum der bäuerlichen Technik⁸⁷ im Jungen Wald bei Hermannstadt in farbfrohen Aquarellen die noch vorhandenen, zum Teil erst im 20. Jahrhundert eingerichteten Guten Stuben bei Sachsen und Rumänen im ganzen Land. Sie dienten als Orientierungshilfe für die Wohnraumgestaltung der ins Freilichtmuseum übertragenen Gehöfte.

Verloren gegangen ist bei den Sachsen wohl noch im frühen 19. Jahrhundert, als die Holzarchitektur in Südsiebenbürgen fast gänzlich aufgegeben wurde, auch die bauliche Schnitzkunst an Fenstern, Toren und Galerien. Wolff findet sie nur noch in reduziertem Maße vor:

„Die Torsäulen und Torflügel haben ihr Schnitzwerk; die Verschalung der alten offenen Galerien macht einen freundlichen, gefälligen Eindruck; die Fensterstöcke und sehr oft die Schwellen des Aufstiegs sind mit Stemm- und Hohleisen und Dechsel sorgfältig geformt und hübsch gestochen und in den Einkerbungen mit roter oder blauer Farbe belegt.“⁸⁸

Solches wird im Verständnis heutiger Generationen, da kaum mehr vorhanden, eher als typisch für die ungarischen, rumänischen oder széklerischen Siedlungsgebiete empfunden. Hingegen gelten die vielerorts übertünchten, deutschsprachigen Giebelsprüche als typisch sächsisch, man legt sie wieder frei. Ältere Hausmarken sind unwiederbringlich verloren, dafür stehen an den neueren Häusern Mörtelputz-Monogramme der Hausbesitzer im Vordergrund der ornamentalen Gestaltung.

Die Gute Stube mit ausschließlicher Repräsentationsfunktion blieb bei der bäuerlichen Bevölkerung des 19. Jahrhunderts das angestrebte Ideal. Die

Modellbuch. Sie erlebte zahlreiche Auflagen, davon noch drei von Sigerus betreute. Andere Auflagen sind aus München, Oxford und Innsbruck bekannt.

87 Heute das Museum der bäuerlichen Zivilisation innerhalb des ASTRA-Nationalmuseums.

88 Johann Wolff: Unser Haus und Hof. Kulturgeschichtliche Schilderungen aus Siebenbürgen. In: Der sächsische Hausfreund. Kalender für Siebenbürger zur Unterhaltung und Belehrung auf das Jahr 1883, S. 105.

Wirklichkeit sah für gewöhnlich anders aus. In kinderreichen Familien diente sie mitunter als Schlafstube. Hier schlief die Jugend, zwar nie im Hohen Bett, jedoch in den ausziehbaren, auf je zwei Meter unterteilten *Bättrunnen* (Betttruhen) entlang der Wände der Guten Stube. Entsprechend gab es in rumänischen Häusern entlang der Wände der Guten Stube die typischen, mit Wolldecken ausgestatteten Sitz- und Schlafbretter.

Ein Beispiel dafür, wie man in einer durchschnittlichen sächsischen Bauernfamilie (hier aus Schönbirk im etwas ärmeren Nordsiebenbürgen) die stattdie Einrichtung einer Guten Stube als Schlafräum im Winter nutzen und im Sommer ‚schonen‘ konnte, liefert Bünker für die Zeit um 1890:

„Die Hausbewohner in Nr. 123, ebenso oder ähnlich auch in anderen Häusern, schlafen im Winter alle in der Wohnstube. Im Sommer schläft nur der alte [Michael] Bloo dort, der junge dagegen mit Frau und Kind draußen auf einem Schopfen oder in der Scheune, um morgens den Austrieb der Herden leichter zu hören. Hie und da, wenn es gilt, besonders wachsam zu sein, schläft der junge Bloo auch auf der sogenannten ‚Häst‘⁸⁹, das ist der an der Hauptfront [des Hauses] entlanglaufende Vorsprung.“⁹⁰

Das Bild einer prächtig ausgestatteten, in Farbe und Dekoration harmonisch-ästhetisch sich darbietenden Pardestuben-Einrichtung wirkte sich nicht zuletzt auch auf ihre Beibehaltung durch die Landbevölkerung aus. In den vom Zentrum der großen Städte abgelegenen Gebieten (etwa Repser Gegend), wo sich die tradierte Ausstattung der Guten Stube eh schon länger als im Hermannstädter Gebiet, im Burzenland oder in der Kokelgegend gehalten hatte, wurde dieser Habitus ohne Brüche bis spät ins 20. Jahrhundert hinein tradiert. Dieses Bild der Guten Stube mit ihren bemalten Möbeln, den Krügelrahmen mit Zierkeramik, den bestickten Haustextilien ist bis heute das Maß aller Dinge, ist Vorbild, wenn es darum geht, die restaurierten Häuser im ländlichen Siebenbürgen neu einzurichten. Versatzstücke dieser Einrichtung finden sich fast überall in den derzeit restaurierten Bauernhäusern. Die reale Entwicklung in der ländlichen Architektur und Wohnkultur im 20. Jahrhundert bleibt hierbei bis heute ausgeblendet.

Ab den 1920er-Jahren erlebte das siebenbürgische Dorf infolge der zahlreichen solventen Rückkehrer aus der amerikanischen Arbeitsmigration

89 *Häst*, bankartiger, zwei Stufen hoher Vorbau aus Lehm unter dem weit hervorspringenden Abdach der Gassen- oder Hoffront der Bauernhäuser in Nordsiebenbürgen. In Südsiebenbürgen unbekannt. Siehe Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch, HJ Band, unter „Häszt“. Bukarest, Berlin 1972, S. 84.

90 Bünker 1899, S. 202.

– Sachsen wie Rumänen – eine gesteigerte Bautätigkeit. Bevorzugt wurde ein Häusertyp mit klassischem Walmdach oder aber ein Dreiegelhaus, die sich mit ihren Proportionen an der historischen Bausubstanz im Dorf ausrichteten und sich gefällig in die Straßenfront einzufragen vermochten. Dieser Typ Haus kommt in den sächsischen Dörfern Siebenbürgens vereinzelt schon ab 1880 vor. Nach 1920 bestimmte er vielenorts das Straßenbild. Die Grundstruktur dieses Haustyps zeigt sich in L-Form, wobei zwei Räume zur Straße, einer, *də Ākstuff* (Eckstube) genannt, oder zwei an der Längsseite des Hofes ausgerichtet sind. Anstelle der *Lif* gehört zu diesem Haus ein unter dem gemeinsamen Dach befindliches Treppenhaus. Der Keller zur Straßenfront hin war einem weiteren Wohnraum, *der Angderstuff* (Untere Stube) gewichen. Weiteren Wohnraum schaffte man durch den Bau einer *Sommärkuchel* (Sommerküche) auf der zu dem Haus gegenüberliegenden Hofseite. Auch der große Backofen (*Båkīwān, Båkās*) kam in einen gemauerten, separaten Bau im Anschluss an die Sommerküche. In diesem Kontext war es ein Leichtes, das größte Zimmer zur Straße hin als *Veddərstuff*, d. h. ausschließlich als Repräsentationsraum einzurichten und zu nutzen. Diese neue Architektur sicherte im Grunde das Überleben der alten Guten Stube. Nichtsdestotrotz erlebte der bäuerliche Repräsentationsraum im Umfeld der Städte gegen Ende des 19. Jahrhunderts Veränderungen in der Ausstattung, die im 20. Jahrhundert zur Norm wurden. Bünker notiert sie noch unter negativem Vorzeichen:

„Die Stube zeigt nicht mehr die althergebrachte typische Einrichtung [...] In den südlichen Teilen hat die Mode viel mehr schon verwischt als im Norden. Der Tisch steht hier nach städtischer Gewohnheit in der Mitte der Stube. Die Truhen an den Wänden sind modernen Commoden gewichen. Nur das Bett, die Schlafbank [d. i. die Betttruhe] und der Ofen haben ihren angestammten Platz behauptet. [...] Die Gewandstangen⁹¹ mit den Stickereien sind auch schon aus der Stube geschwunden, und von den Tellerrahmen hat sich nur noch ein kleines Stück über der Stubentüre erhalten. Daran hängen noch einige wenige Krüge, die letzten Überbleibsel von der großen Menge, die in die Hände von Raritätenhändlern übergegangen sind.“⁹²

91 Dieser Einrichtungsgegenstand ist im Sinne einer Ablage für Ziertextilien typisch nur für die Sachsen in Nordsiebenbürgen. Schon für das 19. Jahrhundert ist sie in Südsiebenbürgen als Einrichtungsteil der Guten Stube nicht mehr fassbar. Wir finden sie in Südsiebenbürgen nur noch vereinzelt für Alltagskleider und Gebrauchstextilien (Getreidesäcke, schmutzige Wäsche) auf *dər Lif* oder im *Hous* (Alzen).

92 Bünker 1899, S. 217.

Weitere Neuerungen betrafen die Gestaltung der Wände mit schablonierten, farbigen Mustern und die farbige Auszier der mit Stuckornamenten dekorierten Zimmerdecke. Erstmals kommen in dieser Zeit Fenstervorhänge aufs Dorf.

Wiewohl die Vereinnahmung des sächsischen Dorflebens unter all seinen Aspekten – hier der Bauernarchitektur – später dann auch in der Intention der Nationalsozialisten in den 1930er und 1940er-Jahren lag, so ist deren versuchter Eingriff in die bauliche Gestaltung auf dem Lande größtenteils auch nur Absicht geblieben und in der Praxis kaum verfolgt worden. Bei einer Arbeitsberatung am 7. Januar 1940 in Hermannstadt unter dem Landesobmann Fritz Fabritius, an welcher Künstler, Architekten und Vertreter des Landesbauernamtes teilnahmen, wurde die Errichtung einer „Arbeitsstelle für ländliche Bauberatung“ geplant. Diese hatte Richtlinien für „zweckentsprechendes“ und zugleich „schönes“ Bauen auszuarbeiten, um das „Undeutsche“ und „Unbäuerliche“ im Bild des sächsischen Dorfes zu vermeiden.⁹³

Nichtsdestotrotz wurde in dieser Zeit viel „Modernes“ gebaut. Die bedeutenden Restaurierungsarbeiten an Kirchen, sowie die zahlreichen Bauten und Umbauten aus dieser Zeit fanden hauptsächlich im öffentlichen städtischen Raum statt. Die in dieser Zeit in Angriff genommenen Gebäude (Mädchen- und Turnschulen, Lehrlingsherbergen, Säuglingsheim und evangelisch-lutherisches Krankenhaus in Hermannstadt, Lichtspielhäuser u. a.) gingen größtenteils auf kirchliche Initiativen zurück, wobei die Architektur meistens noch unter dem Einfluss des ‚Heimatschutzstils‘ stand.⁹⁴ Als ein nationalsozialistisch-ideologisch, in Anlehnung an germanische „Thingstätten“ zu rechtfertigender Kulturbau wirkte allerdings die Freilichtbühne im Erlenpark in Hermannstadt mit ihren 2000 Publikumsplätzen in die Gesellschaft hinein. Sie war am 25. Juli 1935 mit der Aufführung von Rudolf Wagner-Régenys Oper „Der Günstling“ eingeweiht worden und diente noch Jahre danach den meistens von den Hermannstädter Nachbarschaften organisierten „Kraft durch Freude“-Veranstaltungen.⁹⁵

Letztlich hat jedoch der alte, romantisch verklärte Blick des sächsischen Bürgertums gerade auch auf ‚seine‘ Bauernwelt diese Zeit ohne nennenswerte ideologische Umformung bruchlos überlebt und ist in Ansätzen auch auf die spätere Bauernhausforschung in Siebenbürgen übergegangen.⁹⁶

93 Siebenbürgisch-deutsches Tageblatt: Allgemeine Volkszeitung für das Deutschtum in Rumänien vom 20. Januar 1940.

94 Siehe Wittstock 2001, S. 243.

95 Dazu Wittstock 2001, S. 244–245.

96 Siehe Capesius 1977.

Infolge der kommunistischen Agrarreform von 1945 wurde in Südsiebenbürgen die gesamte sächsische Einwohnerschaft der Dörfer unter dem Vorwurf der „Hitler-Kollaboration“, soweit sie nicht in die Sowjetunion zur Aufbauarbeit deportiert war, von Haus und Hof enteignet.⁹⁷ Bevölkerung aus anderen Landesteilen zog in die Häuser ein, die rumänisch-kommunistische Politik und Verwaltung begleiteten den Prozess aktiv unter Schüren der ethnischen Ressentiments:

„Wir arbeiten aktiv an diesem großen Werk, dabei werden wir von der Überzeugung geleitet, dass der Ackerboden, die Häuser und die technischen Anlagen und Werkstätten, alles tote und lebendige Inventar, das aus der Enteignung der Hitler-Sachsen stammt, in den Besitz tüchtiger Landwirte gelangt, mit Vorliebe in die Hände solcher aus den vielbevölkerten rumänischen [randständigen] Gebirgsdörfern im Kreis Hermannstadt, wohin ehemals die wirtschaftliche Expansion der Hitler-Sachsen sie vertrieben hat.“⁹⁸

Dem folgte letztlich ein fortschreitender wirtschaftlicher wie gesellschaftlicher Verfall in diesen Gebieten, da die Versetzung rumänischer Bevölkerung aus den Streusiedlungen der Hochgebirge (überwiegend aus dem Motzenland/Țara moșilor) nach Südsiebenbürgen nicht den erwähnten Erfolg brachte. Viele der Neusiedler gaben nach kürzester Zeit auf und gingen zurück in ihre Heimatregion. Nach Stalins Tod 1953 kam es in der zweiten Hälfte der 1950er-Jahre dann seitens des Staates zur Restitution der ehemals enteigneten landwirtschaftlichen Betriebe an ihre ursprünglichen Eigentümer, wohl in der Hoffnung, die damit zurückgewonnene Arbeitskraft bei der bevorstehenden Kollektivierung der Landwirtschaft produktiv einzusetzen.⁹⁹ Die Tageszeitung Neuer Weg vom 30. Dezember 1956 bilanzierte mit optimistischem Unterton den Restitutionsprozess:

„Was hat das vergangene Jahr für uns zu bedeuten? Die Antwort lautet: sehr viel. Vor allem wäre zu erwähnen, dass ungefähr 40.000 deutsche Familien auf Grund des abgeänderten Dekrets 81/1956 ihre

97 Gesetz/Legea 187 din 23 martie 1945 pentru înfăptuirea Reformei agrare. In: Monitorul Oficial 68 vom 23. März 1945.

98 Zitiert aus dem Bericht des Präfekten des Kreises Sibiu/Hermannstadt Dr. Stefan Cleja vom 25. Juli 1946 an das Kabinett des Ministers Săvulescu im Ministerium für Landwirtschaft, in dem er den Vollzug dieser Maßnahme meldet und für den Monat August die gelungene Einsetzung von rumänischen Neusiedlern („Kolonisten“) in die enteigneten Häuser und Höfe ankündigte. Typoskript im Gemeindearchiv Alzen/Altăna.

99 Siehe hierzu Weber 2010, S. 212–215.

Häuser zurückbekommen haben und somit fast die gesamte deutsche Landbevölkerung in ihr Eigentumsrecht eingesetzt wurde.¹⁰⁰

Es bedurfte mehr als eines Jahrzehnts, bis die siebenbürgisch-sächsische Gesellschaft auf dem Dorfe wieder zur Alltagsnormalität zurückfand, sich auch finanziell und wirtschaftlich erholte. Dieses geschah im Zeichen des Kommunismus und des an Staatsfarmen und Kollektivwirtschaften abgetretenen Grundbesitzes, den man nun gemeinschaftlich mit den anderen LPG-Mitgliedern bearbeitete. Zugleich begann in dieser Zeit die Abwanderung vieler Jugendlicher in die Industriebetriebe der Städte. Man richtete sich in den zurückgegebenen Häusern wieder ein, reparierte und restaurierte die alte, in größten Teilen noch sehr solide Bausubstanz.

Gebaut wurde in dieser Zeit meistens nur an den Dorfrändern. Durch die Agrarreform waren denjenigen Einwohnern, die ehemals keinen Hofbesitz gehabt oder aber in armseligen Hütten der ‚Ziganie‘ gehaust hatten, Hofparzellen zugeteilt worden. Die Häuser und Gehöfte, die hier zwischen 1956 und 1965 überwiegend von Roma-Familien gebaut wurden, fügen sich größtenteils in die überlieferte Ortsarchitektur ein.¹⁰¹ Sie sind bis heute augenfälliges Zeichen für eine gelungene wirtschaftliche wie gesellschaftliche Integration eines Teils der Roma in die rumänische Gesellschaft der Nachkriegszeit.

Der Zukunftsoptimismus der 1960er-Jahre ließ Sachsen und Rumänen dann vereinzelt auch wieder bauen. Die zwischen 1960 und 1970 errichteten Häuser hatte allerdings so gut wie keinen optischen Einfluss mehr auf das historisch geprägte Bild der Häuserlandschaft im südsiebenbürgischen Dorf. Systematisierungsängste und Auswanderungspläne der deutschen Minderheit nährten ab den 1970er-Jahren die Entfremdung des Einzelnen sowie ganzer Bevölkerungsteile vom kommunistischen Staat. Gebaut wurde kaum noch.

Der Neuanfang im ländlichen siebenbürgischen Raum im Zeichen der Mitgliedschaft in der Europäischen Union

Die 1990er-Jahre standen im ländlichen Südsiebenbürgen noch ganz im Zeichen des massiven Bevölkerungsschwunds durch die Abwanderung der Siebenbürger Sachsen und hatten die Folgen der Auflösung der kommunistischen Wirtschaftsstrukturen zu verkraften. Das Gesetz zur ‚Reorgani-

100 Zitiert nach Weber 2010, S. 215.

101 Ein gelungenes Beispiel hierfür ist die Verlängerung der sächsischen Leschkircher-Gasse/str. Nocrichului in Alzen/Alțâna in den 1950er- und 1960er-Jahren mit dem sogenannten ‚neuen Roma‘-Viertel, dessen Einwohner allmählich in der Dorfgemeinschaft akzeptiert und geachtet wurden.

sierung der Wirtschaftseinheiten in Staatsbesitz¹⁰² vom 7. August 1990 schuf die ersten Grundlagen zur Abwicklung der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften wie der Staatsfarmen. Die beginnende Rückgabe der ehemals enteigneten Grundstücke an die Bevölkerung vollzog sich in einer Atmosphäre des Misstrauens gegenüber den Lokalbehörden, die wegen des Umfangs der Aufgabe zum Teil überfordert waren. Sie wurde überschattet von Korruption und Willkür und nicht zuletzt blieb sie geprägt von einem Unrechtsgefühl seitens der verbliebenen Sachsen. Da das neue Gesetz die ursprüngliche Bodenenteignung der „ehemaligen Hitler-Kollaborateure“¹⁰³ nicht rückgängig machte, sollten die Sachsen nicht mehr in den Besitz ihres ehemaligen Eigentums kommen. Sie erhielten, nach der Rückgabe aller jener von der rumänischen Dorfbevölkerung geforderten landwirtschaftlichen Flächen, als Entschädigung Flurstücke ausschließlich aus der übrig gebliebenen „Bodenreserve“ im Ort. Es dauerte schließlich mehr als ein Jahrzehnt bis der Vorgang durch ein eigenes Privatisierungsgesetz eine entsprechende rechtliche Grundlage erhielt.¹⁰⁴

Erst nach der Jahrtausendwende begann man staatlicherseits, u. a. in Erwartung des Beitritts zur Europäischen Union und mit Hilfe der finanziellen Unterstützung aus dem hierfür im Jahr 2000 eingerichteten Beitrittsfonds der EU, in die ländlichen Regionen zu investieren. Der Aufbau der Infrastruktur in Regionen, deren Wirtschafts- und Sozialstruktur durch Abwanderung geschwächt war, Bau von Kläranlagen, Kanalisation, Wirtschaftsförderung von Klein- und Familienbetrieben, von agrar-touristischen Unternehmen schufen die Grundbedingungen, um den rapiden Verfall der Ortschaften und das Auseinanderbrechen der örtlichen Gemeinschaften aufzuhalten. Ein Haus auf dem Lande zu besitzen, wurde wieder erstrebenswert. Die Revitalisierung der bäuerlichen Architektur rückte dementsprechend in den Fokus von Stiftungen aus dem In- und Ausland, der Kirche, von Vereinen, Bürgermeisterämtern und Privatinitiativen.

Die ersten Initiativen kamen konsequenterweise aus der Richtung von Stiftungen, die sich schon in kommunistischer Zeit im Kontext einer inter-

102 Legea nr. 15/1990 privind reorganizarea unităților economice de stat ca regii autonome și societăți comerciale. In: Monitorul Oficial al României 98 vom 8. August 1990.

103 In offizieller Sitzung im Sommer 1990 vom damaligen Bürgermeister von Alzen/Alțâna Vasile Bârsan wiederholte Bezeichnung für die Nachfahren ehemaliger sächsischer Grundbesitzer.

104 Legea 268/2001 privind privatizarea societăților ce dețin în administrare terenuri proprietate publică și privată a statului cu destinație agricolă și înființarea Agenției Domeniilor Statului vom 28. August 2001. Veröffentlicht in: Monitorul Oficial al României, 7. Juni 2001.

nationalen Gegnerschaft zu Ceaușescus Systematisierungs-Politik gegründet hatten. 1987 gründeten in London Schriftsteller, Philosophen, Künstler und Professoren der Universitäten von Cambridge und Oxford, die über ihre Herkunft oder Forschung mit Rumänien verbunden waren, die Stiftung *Mihai Eminescu Trust*. *Mihai Eminescu Trust Romania* hat seit 2007 den Sitz in Schässburg/Sighișoara und zielt mit seinem mittlerweile neu ausgerichteten, auf die Vielschichtigkeit der südsiebenbürgischen Kulturlandschaft angelegten Programm auf die Revitalisierung ehemals sächsischer Landgemeinden. Das rührige Engagement von Charles Windsor, Prinz von Wales, wird hierbei werbewirksam in die Öffentlichkeit getragen. Die Erfolgsgeschichte des Trusts bilanziert bis heute über 1200 in 111 Dörfern und 5 Städten durchgeführte Projekte.¹⁰⁵ Die Arbeit der Stiftung ist eng an das Wirken von Caroline Fernolend, langjährige Bürgermeisterin von Deutsch-Weißkirch/Viscri/Szászfehéregyháza, gebunden und wirkt sich modellhaft auf die heutigen, zahlenmäßig zunehmenden Revitalisierungs-Initiativen in ganz Rumänien aus. Am Anfang stand die Rettung des architektonischen Kulturerbes und damit verbunden die Neubelebung von Deutsch-Weißkirch im Repser Land, Kolonistendorf aus dem 12. Jahrhundert. Vor 1990 lebten hier etwa 700 Sachsen. 2018 zählte das Dorf um die 450 Einwohner, in der Mehrzahl Rumänen und Roma, einige wenige Ungarn und noch 15 Siebenbürger Sachsen.

Durch seine Lage abseits großer Städte spielte sich in Deutsch-Weißkirch, wie kaum anderswo in der Region, das Leben der Gemeinschaft bis zum Ende des 20. Jahrhunderts in tradierten, seit Jahrhunderten festgefühten Formen ab, die Wohneinrichtungen waren größtenteils noch dem alten Modell mit bemalten Möbeln und Diagonalausrichtung in Funktionsecken verpflichtet.¹⁰⁶ Das äußere Bild beeindruckt bis heute durch eine geschlossene, aus dem 18. und 19. Jahrhundert stammende Häuserlandschaft und eine imposante Wehr- und Kirchenburg mit Anfängen im 12. und Vollendung im 16. Jahrhundert. Die massive Abwanderung der sächsischen Bewohner, der Einzug von Rumänen und Roma in die Sachsenhäuser, wobei sich diese kaum mit der kulturellen Hinterlassenschaft der Siebenbürger Sachsen identifizieren konnten, dazu der Verlust vieler Arbeitsplätze erforderten ein rasches Handeln seitens der Verantwortlichen. Caroline Fernolend begriff die Situation als Chance für eine Neuausrichtung des Gemeindelebens, bei der es galt, drei wichtige Aspekte zu berücksichtigen: den wirtschaftlichen, den sozialen und, über die Verantwortung und die Pflege säch-

105 Film-Interview von Mihaela Poenaru mit Caroline Fernolend: *Talent și efort*. Fundația Mihai Eminescu Trust – Mălâncrav. Trinitas TV 2016.

106 Haegen/Niedermaier 1997.

sischer Hinterlassenschaften, den kulturellen. Das alles im Zeichen von „Nachhaltigkeit, Ganzheitlichkeit und der Nutzung lokaler Ressourcen“.¹⁰⁷ Mit Hilfe der Stiftungsgelder wurden die neuen Hauseigentümer in Kursen an das traditionelle Bauhandwerk herangeführt – Maurer, Schreiner, Maler, Schmiede, Ziegelbrenner, Stuckateure, Holzschnitzer führten unter fachlicher Aufsicht nicht nur die Restaurierung der eigenen Häuser aus, sondern etablierten sich mit der Zeit in diesen Berufen, wie etwa durch Gründung eigener Werkstätten (Schmiede im Familienbesitz der Brüder Gábor). Leinweber, Korbflechter schlossen sich an, eine Wollspinnerei lieferte das Rohmaterial für ein Handarbeits-Projekt der örtlichen Fraueninitiative. Der Dienstleistungssektor mit Gasthäusern, Übernachtungen bei den Familien (in der Guten Stube) und einem traditionellen Essensangebot in den Familien förderte den Dorftourismus. Schließlich wurde auch das bedeutende Projekt der Kirchenburgsanierung durchgeführt. Das Modell Deutsch-Weißkirch funktioniert bis heute, die touristische Erschließung sichert den Einwohnern ein gutes Einkommen. 1999 wurde das Dorf mit seiner fachlich restaurierten und bewohnten, für Südsiebenbürgen typischen Häuserlandschaft sowie der Kirchenburg in die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes aufgenommen,¹⁰⁸ es folgte der *Europa Nostra*-Denkmalschutzpreis. Interessant zu verfolgen wäre es, wie gut und wie lange das touristische Modell des sich Wohlfühlens in einer letztlich inszenierten Wirklichkeit, die bei der Aussiedlung der Sachsen größtenteils schon überholt war – etwa das Schlafen auf Strohsäcken in der historisch-originalen Bettstatt vergangener Generationen – Nachfrage generiert oder aber in welchem Maße das Alltagsleben der in den sächsischen Denkmal-Häusern lebenden rumänischen und Roma-Familien von dieser historisierenden Lebensweise, die es vorzuführen galt, beeinflusst wird. Auf der Homepage der Stiftung heißt es dann auch sinngemäß: „In Siebenbürgen lässt sich das ländliche Europa wie in einem begehbaren Archiv (er)leben.“¹⁰⁹ Das Beispiel *Deutsch-Weißkirch/Viscri* hat sich in der Region erfolgreich durchgesetzt. *Malmkrog/Mălâncrav*, wo der verfallene Landsitz samt Park des in der Geschichte Siebenbürgens wichtigen Adelsgeschlechts der Apafi grundrenoviert wurde und heute eine Bibliothek beherbergt, *Almen/Alma Vii*, wo die Stiftungsgelder zur Renovierung und Restaurierung der mittelalterlichen Kirche samt Kirchenburg eingesetzt wurden, und *Arkedon/Archita* sind weitere Beispiele für erfolgreiche Dorftwicklungen im Zeichen restaurierter Bauernarchitektur und touristischer Angebote. Mittlerweile enga-

107 Siehe Lutz F. Connert: Caroline Fernolend stellt die Stiftung Mihai Eminescu Trust vor. In: Siebenbürger Zeitung vom 12. November 2011.

108 Hagen 2009.

109 http://www.mihaieminescutrust.org/about-us#whole_village abgerufen am 19.12.2019.

giert sich die *Mihai Eminescu Trust*-Stiftung in umfassender Nachhaltigkeit in Südsiebenbürgen, wie es das „Ganze Dorf-Projekt“ zeigt:

„Seit seiner Gründung in Rumänien im Jahr 2000 war MET Pionier des Whole Village Project. Dieses integrierte Projekt zielt darauf ab, ländliche Gemeinden wiederzubeleben und die Lebensgrundlagen vor Ort zu verbessern, indem das bemerkenswerte Natur- und Kulturerbe sensibel genutzt wird. Durch die Nutzung lokaler Ressourcen und menschlicher Know-how-Werkzeuge und -Techniken übernimmt das Whole Village Project eine gesamte Dorfgemeinschaft, bewertet die verschiedenen Probleme und Bedürfnisse und versucht, integrierte Lösungen zu finden. Die vorrangigen Maßnahmen werden in Konsultationen vor Ort ausgewählt, und die Durchführung wird einem lokalen Team unter der Aufsicht der MET übertragen.“¹¹⁰

Das derzeitige Engagement, das in Caroline Fernolend als stellvertretender Vorsitzenden der Stiftung seinen *Spiritus rector* hat, manifestiert sich im Spannungsbogen von Häuser- und Kirchenrenovierung über Ausbildungseinrichtungen des traditionellen Handwerks bis hin zur Waldpflege und der Wiedereinrichtung der ehemals für die dörfliche Landschaft so typischen Schul- und Obstgärten.

Eine Sonderstellung in der siebenbürgischen Kulturlandschaft kommt den heute noch existierenden 164 Kirchenburgen zu. Einst religiöser wie gesellschaftlicher Mittelpunkt des ländlichen Gemeinschaftslebens, sind die meisten davon heute verwaist. Die längst zum überragenden Symbol sächsischer Lebensart geronnenen, größtenteils mittelalterlichen Wehrbauten im Karpatenbogen befinden sich gegenwärtig in der Obhut und der Verantwortung der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien. Der Erhalt dieser denkmalgeschützten Anlagen stellt die Verantwortlichen vor unermessliche Aufgaben. Gleichzeitig fokussiert das Thema des Kirchenburgenerhalts aber auch zahlreiche Initiativen aus dem In- und Ausland, die seit den 1990er-Jahren und verstärkt im neuen Jahrtausend sich dieser Aufgabe verschreiben. Überdachend für viele dieser Initiativen bietet sich die im Herbst 2015 gegründete *Stiftung Kirchenburgen*, eine Institution der Evangelischen Landeskirche Rumäniens, an. Sie führt auf der Grundlage des rumänischen Stiftungsrechts die erfolgreiche Arbeit der ehemaligen, seit 2007 aktivierten *Leitstelle Kirchenburgen* der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien fort. Als Fachinstitution verfolgt sie das Ziel, dieses einmalige Kulturerbe langfristig zu erhalten und zu pflegen. Dazu gehören schwerpunktmä-

110 Ebenda.

ßig die klassische Denkmalpflege, die fachliche Ausbildung im Bereich des tradierten Bauhandwerks und der Restaurierung (Schulungen, praxisbezogene Kurse und Workshops, Fachtourismus) sowie die Wiederbelebung der Kirchenburgen im Kontext der heutigen gesellschaftlichen Realität in Siebenbürgen. Die Stiftung ist Schaltstelle für Maßnahmen, deren Träger im Spannungsbogen von Europäischer Union, staatlich bundesrepublikanischer und rumänischer Zusammenarbeit bis hin zu privaten Initiativen agieren. An erster Stelle stand das zwischen 2011 und 2015 realisierte und aus dem Offiziellen Regionalen Programm der Europäischen Union finanzierte Projekt zur Restaurierung von „18 Kirchenburgen“¹¹¹ – so auch der Name des Projekts – deren Bausubstanz gefährdet war. Die ausgewählten 18 Bauwerke, zu deren Restaurierung es auch eine wissenschaftliche Begleitung gab, gehören ins Ortsbild folgender Gemeinden Südsiebenbürgens: Arkeden/Archita, Bodendorf/Buneşti, Deutschkreuz/Criţ, Eibesdorf/Ighişul Nou, Hetzeldorf/Aţel, Kerz/Cârţa, Kirtsch/Curciu, Kleinschenk/Cincşor, Klosdorf/Cloaşterf, Malmkrog/Mălâncrav, Meschendorf/Meşindorf, Mühlbach/Sebeş Alba, Neithausen/Netuş, Probstdorf/Stejăriş, Schönberg/Dealul Frumos, Trappold/Apold, Urwegen/Gârbova und Waldhütten/Valchid. Die politische Bedeutung dieser Institution lässt sich unter anderem auch an den Namen der Persönlichkeiten ablesen, die ihr als Schirmherren vorstehen: Klaus Johannis, Präsident Rumäniens, und Frank-Walter Steinmeier, der deutsche Bundespräsident.

Ein weiteres, gewichtiges Vorhaben ist das von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien, dem Siebenbürgisch-Sächsischen Kulturrat und der Europa-Universität Viadrina (Frankfurt/Oder) initiierte Programm zur fachlichen Untersuchung baugefährdeter Kirchenburgen im Hinblick auf die Erstellung von Prioritätenlisten von Notsicherungsszenarien.¹¹²

Im Schatten dieser auch medienwirksam begleiteten Großprojekte, dabei nicht weniger bedeutsam, stehen die zahlreichen, von den ehemaligen ausgesiedelten Siebenbürger Sachsen angestoßenen und mit sehr viel Engagement umgesetzten Kirchenburgenprojekte. Vor allem die in einem eigenen *Verband* zusammengefassten *siebenbürgisch-sächsischen Heimatortsgemeinschaften*¹¹³ (HOG) in Deutschland haben sich seit den frühen 1990er-Jahren um den Erhalt der Kirchenburganlage im jeweiligen Herkunftsort ihrer Mitglieder stark gemacht. Auch wenn hier die Sanierung meistens in kleineren Schritten

111 <https://www.evangel.ro/18-kirchenburgen/> abgerufen am 19.12.2019.

112 Siehe hierzu <http://kirchenburgen.org/aktivitaten/gemeinschaftsprogramm/> abgerufen am 19.12.2019.

113 <http://hog-verband.de/verein> abgerufen am 20.12.2019.

verläuft und es schmerzhaft erscheint, die Musealisierung der eigenen, bis gestern noch lebendig mitgetragenen Kultur zu erleben, so haben sich die ehemaligen Kirchenmitglieder und Gemeindeglieder als ein ganz wichtiger Partner der kirchlichen Behörden in Siebenbürgen bei der Instandhaltung und Pflege der Kirchengebäude und Anlagen in ihren Heimatgemeinden bewährt. Durch großzügige Spenden und praktische Hilfe gelingt es so, die denkmalgeschützten Burganlagen auf lange Sicht zu betreuen, Netzwerke aufzubauen, hin und wieder auch Institutionen mit ins Boot zu holen, denen sich in Siebenbürgen ein sinnvolles Betätigungsfeld erschließt. In diesen Zusammenhang gehört unter anderem der Einsatz der Fachschule für Bautechnik/Meisterschule für das Bauhandwerk am Städtischen Berufsschulzentrum für das Bau- und Kunsthandwerk in München¹¹⁴ bei der Renovierung der Kirchenburgenanlagen in Mardisch/Moardăș und Martinsdorf/Metiș, beide im Kaltwassertal. Durch die Gründung eines eigenen Vereins, welcher der Stiftung Kirchenburgen zuarbeitet, führt diese Einrichtung des HOG-Verbandes unter dem Namen *Kulturerbe Kirchenburgen*¹¹⁵ auch eigene, finanziell überschaubare Projekte durch, wie etwa an der Kirchenburg in Großkopisch/Copșa Mare oder aber der Kirche in Schmiegen/Șmig.

Zahlreiche Initiativen einzelner Institutionen und Einzelpersonen tragen zum Erhalt und zur Revitalisierung der Kirchenburgenanlagen in den ehemals siebenbürgisch-sächsisch geprägten Ortschaften bei. Sie tun dies sowohl im Bereich klassischer Denkmalpflege als auch, indem sie sich mit Bezugspunkt Kirchenburg über „neue Ideen [und] neue Impulse in Geschichte und Kulturlandschaft einflechten“, wobei die „Kirchenburgen zu Kondensationskeimen [werden], an denen eine neue Zukunft auskristallisiert“.¹¹⁶ Bewährt hat sich in diesem Zusammenhang das Engagement des bekannten Kunsthistorikers Marius Porumb in Kelling/Câlnic, der zusammen mit seiner Frau, der Künstlerin Zoe Vida, Kirche und Gräfenburg gepachtet und sie zu einem Zentrum anspruchsvoller künstlerischer Veranstaltungen umfunktioniert hat; ebenso die Einrichtung einer Zweigstelle für bäuerliche Kultur seitens der Bukarester Ion Micu-Universität in der Kirchenburg von Schönberg/Dealul Frumos. Mit dem Sponsoring für ein neues Kirchendach sowie der Konsolidierung des Mauerberings der Kirchenburgenanlagen in Alzen/Alțâna im Harbachtal hat der Unternehmer Hans-Martin Tekeser aus Baden-Württemberg sein Engagement tatkräftig dokumentiert. Und

114 <https://www.fs-bau-muenchen.de/projekte/eu-projekt-in-siebenbuergenrumaenien/> abgerufen am 20.12.2019.

115 <http://www.kulturerbe-kirchenburgen.de/> abgerufen am 20.12.2019.

116 So Philipp Harfmann, der Leiter der Stiftung Kirchenburgen in einem Interview mit der Siebenbürger Zeitung. Siehe Nina May: Stiftung Kirchenburgen. In: Siebenbürger Zeitung vom 5. Oktober 2017.

nicht zuletzt unterstützt die *Michael Schmidt-Stiftung* Projekte im siebenbürgischen Haferland. Diese reichen von klassischer Denkmalpflege über Bildungsprojekte bis hin zu großangelegten Kulturveranstaltungen, humanitärer Hilfe und touristischen Unternehmungen.¹¹⁷

Die Verbindung der Aussiedler mit dem ehemaligen Heimatort, wie sie sich ab 2000 verstärkt im Aufgabenfeld der Heimatortsgemeinschaften¹¹⁸ für die Betreuung von Kirche und Kirchenburg dokumentieren lässt, zieht eine Wirkungskette mit sich, die letztlich gar das Engagement der nächsten, in Deutschland geborenen Generation einschließt. Mit der regelmäßigen Wiederkehr vieler Ausgesiedelten in den Sommermonaten in ihre Heimatdörfer war der Begriff „Sommersachsen“ geboren.

Die in vielen Familien zum Ritual gewordene jährliche Rückkehr als Besucher in die „alte Heimat“ lässt die ehemals Ausgesiedelten den dörflichen Raum Siebenbürgens neu entdecken. Es ist dies ein realer Raum, dessen Wirklichkeit aus dem Erlebnis von Weggang und zeitweiliger Wiederkehr heraus zugleich zu einem Erzählraum geworden ist, aufgelöst in Geschichte(n) und Erinnerung. Mit dem finanziellen Rückgrat aus dem neu eingerichteten Leben in Deutschland schaffen es dann viele auch, ihre zurückgelassenen Häuser – soweit sie bei der Auswanderung nach 1990 nicht verkauft worden waren – wieder zu renovieren und sie als Feriendomizile einzurichten. Ansonsten werden auch Bauernhäuser in idyllisch abgelegenen Dörfern – etwa im Weinland – gekauft, renoviert und meist „sächsisch“ eingerichtet. Ganze Dorfzeilen (Baaßen, Alzen, Kleinschelken) wurden so renoviert und restauriert und Leben in das sommerliche Dorf gebracht, wobei die rumänische Landbevölkerung mit einbezogen wird. Gemeinsam gefeierte Dorffeste, Urlaubsstimmung, ein hier in Siebenbürgen von den rumänischen Nachbarn bestätigtes und erprobtes Selbstbild als Siebenbürger lassen die Wirklichkeiten des 20. Jahrhunderts in schönem Licht aufgelöst erscheinen. Das alles sorgt dafür, dass auch die Generation der Kinder, die Siebenbürgen erst über diese Urlaubszeit der Eltern entdecken, sich keine andere „sächsische Welt“ vorstellen kann, als die, die man ihr hier im Sommer vorlebt. Erlebnisgeschichten und Erzählbilder prägen diese zugleich authentisch und artifiziell sich darbietende Dorfwirklichkeit.

Diese ist hauptsächlich festgemacht an Haus und Hof und der siebenbürgischen Natur, die der Sehnsucht vor allem jener Menschen entgegenkom-

117 <http://www.fundatia-michael-schmidt.org/de/> abgerufen am 19.12.2019.

118 Siehe hierzu Verband der siebenbürgisch-sächsischen Heimatortsgemeinschaften (Hrsg.): HOGs tun was! Verband der siebenbürgisch-sächsischen Heimatortsgemeinschaften feiert 2017 zwanzigjähriges Jubiläum. Gundelsheim a. N. 2017.

men, die erst die Aussiedlung, dann, nach dem Auswanderungsschock, die Integration in die beschleunigte bundesrepublik-deutsche Lebenswelt verkraften mussten: „Man kann den Selbstlauf der modernen Gesellschaft nur ertragen, indem man ihre Modernisierungsschäden durch tröstende Erzählungen kompensiert.“¹¹⁹ In dieser Konsequenz nun werden Haus und Hof in der alten Heimat zu wichtigen Bedeutungsräumen. Sie werden es auch für die vielen Rumänen, die im Zuge der forcierten kommunistischen Industrialisierung aus dem Dorf in die Wohnsilos am Rande großer Städte verpflanzt worden waren und nun ehemals sächsische oder alte rumänische Gehöfte in ländlicher Umgebung als Sommerresidenzen kaufen und hier ihren Traum von „authentischer“ Dorfkultur inszenieren. In den neuen Sommerresidenzen lässt sich wie ehemals das Wohnen mit dem Repräsentieren verbinden. Das zeitgenössische Verständnis von Repräsentation materialisiert sich hierbei mittels historistischem Rückgriff auf die konkreten, tradierten Modelle „sächsischer“ wie „rumänischer“ Wohnkultur, in Darstellungsräumen, die ausgesprochen ästhetisch die spezifisch lokale Situiertheit einbinden, indem vorgefundene Objekte oder aber Versatzstücke aus der eigenen familiären Vergangenheit in die Raumarrangements eingefügt werden. Die Funktionalität solcher Räume entspricht durchaus den zeitgenössischen Komfortbedürfnissen; Bäder, moderne Küchenelemente sind stimmig und störungsfrei in die Raumaufteilung der alten Häuser eingebunden.

Die alljährliche Rückkehr der „Sommersachsen“ in die Heimat, vorwiegend aufs Dorf, schließt an eine Praxis kultureller Identitätsvergewisserung an, die unter anderen Vorzeichen schon seit den 1970er-Jahren in Siebenbürgen erfolgreich erprobt wurde. Die vielen Dorfkinder, die die kommunistische Industrialisierung in die Städte verschlagen hatte, kehrten zu hohen Feiertagen und in den Ferien in ihre Heimatdörfer zurück. Hier trafen sich alle wieder, das Erlebnis der Gemeinschaft wurde vor allem in Zeiten der kulturpolitischen Unterdrückung der Minderheiten, u. a. des Verbots der deutschen Ortsnamen, in der Öffentlichkeit als identitätsvergewissernd rezipiert.

Beispiel Reichsdorf/Richiș

2014 kaufte das Ärztehepaar Ingrid und Stefan P. – sie Sächsin, er Ungar – ein altes, am Rande des Verfalls befindliches Bauernhaus in Reichsdorf. Das Haus auf Nr. 232 hatte ehemals der Familie Löw/Hügel gehört, war nach 1990 verkauft worden und über ein Vierteljahrhundert unbewohnt geblieben, bis es die beiden erstanden. Sie hatten viel gesucht, bis sie dieses Gebäude

119 So Thomas Assheuer: „Die Welt der Reportage“, *Die Zeit*, v. 27. Dezember 2008, S. 62.

aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gefunden hatten, das ihren Vorstellungen entsprach: „Wir wollten ein altes, typisch sächsisches Haus, an dem man nicht viel herumgebastelt hatte. Besonders dieser Aufgang mit den Rundbogenfenstern hat es uns angetan.“¹²⁰ Bei dem derzeit innen komplett renovierten und neu eingerichteten typischen Hochparterre-Haus von 1820 hatte es keine relevanten Strukturänderungen gegeben. Die (noch) nicht restaurierte Fassade des giebelständigen Hauses mit Krüppelwalm und zwei Dachgauben überzeugt durch den typischen Mörtelputz: stark profiliertes Giebel- und Sockelgesims, ein ziegelgedecktes Zwischengesims, gequaderte Ecklisenen, eine profilierte Fensterrahmung mit Schlussstein, Sohlbänken und Schürzen.

Bei der Funktionszuordnung der Räume wurden zeitgemäße Bedürfnisse mit Versatzstücken alter sächsischer Stuben und aus der Familie geerbten Stücken zu einem harmonisch-ästhetischen Ganzen gefügt, das die Wirkmacht von Sehnsucht und Erinnerung aus einem neu gefügten Bild von Heimat in ein positives Erlebnis umzusetzen vermochte:

„Ich habe in meiner Kindheit nie am Dorf gewohnt. Aber die Besuche bei meiner Großmutter in K. haben mir immer ein Gefühl von Heimat vermittelt. [...] In der ehemaligen Vedderstuf ist nun unser Schlafzimmer. Es ähnelt der Einrichtung in meinem Großelternhaus. (...) Solche zwei braunen Schränke habe ich in Reichesdorf gefunden, jetzt sind sie abgelaugt, stehen über Eck, wie bei meiner Großmutter. [...] dazwischen sind zwei Wandsprüche. Ein antiker Tisch von der Urgroßmutter meines Mannes, zwei Thonet-Stühle, das passt. Der neue Kachelofen in Creme-Weiß ist aus Mediasch, der Spiegel an der Wand, wie bei der Oma, darunter eine sächsische Puppe in Stolzenburger Tracht, gekauft am Ludwigsburger Flohmarkt, eine Hängelampe vom Flohmarkt in Großwardein. [...] Ein weißes, neutrales Ikea-Schränkchen und Bilder aus Siebenbürgen an der Wand, das ist alles. [...] (Wand)sprüche von zuhause geerbte, so mit ‚Siebenbürgen, süsse Heimat‘ hatte ich von zuhause mit nach Deutschland genommen, jetzt habe ich sie wieder zurück gebracht“¹²¹

Der ehemalige Wirtschaftsraum, *det Hous*, ist zum Empfangszimmer umfunktioniert – eine weißlederne Sitzgarnitur, eine zum Couchtisch umfunktionierte, abgelaugte Koffertruhe, ein Spiegel im bemalten Rahmen, ein von der Tante mit sächsischen Blumenmotiven bemalter und zum Kleiderhaken umgewidmeter Nudelwalker, ein Wandschmuck mit einer Fotocollage

120 Interview mit dem Ehepaar P. in Bietigheim am 5. Dezember 2019.

121 Aussage Ingrid P., ebenda.

aus alten Familienaufnahmen – das alles fügt sich mit dem dazu passenden Drehschalter für die alte Fayence-Petroleumhängelampe zu einem familiär einladenden Raum. Die sinnlichen Items, die die Hausfrau mit ihrem Arrangement gesetzt hat – Materialien und ihre Oberflächen, Möbelgruppen und Farben – schaffen Räume von einer Stimmungsqualität, die für die Bewohner und ihre Besucher Beheimatung evozieren im Sinne dessen, was Elisabeth von Thadden so auf den Punkt bringt: Das Gefühl von ‚Heimat‘ „*gleich einer Erwartung, die wir auf dem Lebensweg, mit einem Bild zurück in unsere Vergangenheit, immer neu interpretieren*“.¹²²

Vom dritten Raum, *der Hångderstuf*, ist schließlich ein modernes Badezimmer abgetrennt worden. Ebenso die hintere Wand zum Schuppen, der stilsicher zum Rest als Küche und Esszimmer hergerichtet wurde. Hier hat zuallererst die Ästhetik die Anlage bestimmt, da die alte Sommerküche auf der gegenüberliegenden Hofseite bis dato noch funktionslos ist. Die bäuerliche Blumenpracht in Hof und Garten macht die Idylle „von Ruhe, Schwalbengezwitscher und Kuhherde am Abend“¹²³ perfekt und entspricht der Erwartung von der Idylle und der Anmut ländlicher Einfachheit.

Diese Art der Revitalisierung *à la siebenbürgische Landart* steht ausnahmslos Pate bei der Einrichtung der zahlreichen Gästehäuser, die im letzten Jahrzehnt überall in Südsiebenbürgen aufkommen und eine zunehmende Anzahl von Touristen aus aller Welt anziehen: kulturelle Sphäre als verbindendes Element. Sie können als familiengeführte Kleinunternehmen gerade auch in abseits der großen Städte gelegenen Orten zu einem wichtigen, lokalen Wirtschaftsfaktor werden.

Das Beispiel Zied/Veseud

Der Ort Zied/Veseud (Agnita) liegt zwischen dem Harbachtal/Valea Hårtibaciului und dem Altal/Țara Oltului auf etwa 450 m Höhe in der siebenbürgischen Hochebene. Er gehört mit einer nur 1800 Hektar umfassenden Flur zu den kleinsten im sächsischen Siedlungsgebiet. Zugleich ist Zied eine der ältesten, wohl noch im 12. Jahrhundert gegründeten Siedlungen, wie es der mittelalterliche Kirchenbau mit Elementen der Zisterzienser-Architektur verrät.¹²⁴ Die frühe nachweisbare schriftliche Erwähnung datiert 1323.¹²⁵ Zied liegt nahe bei Agnetheln/Agnita – der alte, historische Weg „übern

122 Michael Sandel: Die Menschen warten auf Fragen. Interview mit Elisabeth von Thadden. *Die Zeit* vom 25. Oktober 2018, S. 46–47.

123 Interview mit dem Ehepaar P. in Bietigheim am 5. Dezember 2019.

124 Zur Geschichte des Ortes siehe Sedler/Sedler 2003.

125 Ebenda.

Berg“ ist etwa 7 km lang, die heute um den Berg herumführende Landstraße misst 12 km. Der früheste, als Zeilendorf angelegte Siedlungskern von neun Hufen ist in der Dorfstruktur bis heute sichtbar, die ganze mittelalterliche Anlage, die sich zum Rundling mit der Kirche und der späteren Wehrburg in der Mitte entwickelte, ebenfalls.¹²⁶ Hier ist bis heute auch das älteste, ins späte 15./frühe 16. Jahrhundert zu datierende Steinhaus des Ortes erhalten. Um 1700 entstand in unmittelbarer Nähe, am Südwestrand der sächsischen Siedlung, ein kleines rumänisches Haufendorf. Hier siedelten auch die Roma. Im frühen 18. Jahrhundert begann die Ausdehnung der Siedlung zuerst als Zeilendorf, dann als beidseitig bebautes Straßendorf nach Westen. Die bebaute Fläche, respektive die Anzahl der Gehöfte ist seit dem Ende des 18. Jahrhunderts konstant geblieben, wie es ein Vergleich der heutigen Situation mit den Angaben der Konskription aus dem Jahr 1785 zeigt. Nur die letzten drei Gehöfte auf der Nordwestseite des Straßendorfes kamen um 1800 hinzu.¹²⁷ Die 125 mit Hausnummern versehenen Gehöfte belegen dieses.

Zied war bis zum Ende des 20. Jahrhunderts sächsisch geprägt. Das demographische Verhältnis Sachsen/Rumänen/Roma war bis zum Ende des 19. Jahrhundert etwa zwei Drittel zu einem Drittel, danach etwa 60% zu 40%.¹²⁸ Für das Jahr 1934 ist mit 423 evangelischen Sachsen die höchste sächsische Einwohnerzahl in Zied zu verzeichnen.¹²⁹ Dass die rumänische Bevölkerung letztlich auch im 20. Jahrhundert zahlenmäßig hinter der sächsischen blieb, liegt auch an deren erhöhter Mobilität nach 1945 im Zeichen der kommunistischen Industrialisierung. So wanderten bedeutend mehr Rumänen in die Städte ab.¹³⁰ Die Einwohner von Zied haben die Zeit der zwei Weltkriege, die Deportation und Enteignung der Sachsen 1945 erlebt, ebenso wie die Ansiedlung rumänischer Bewohner aus Westsiebenbürgen (*Țara Moșilor*) und die Rückgabe der Höfe 1956. Die Dorfgemeinschaft ist bei allen menschlichen Verlusten jedoch intakt geblieben, ethnische Konflikte blieben ab den 1960er-Jahren aus.

Im Kommunismus wurde Zied in Bezug auf staatliche Investitionen zu einem der „vergessenen Dörfer“: erst 1962 kam es zur Elektrifizierung; 1965 wurde die Anbindung an die Schmalspurbahn über Werd/Vărd, bis dahin die einzige Verbindung an die Städte, gekappt; Wasserleitung und Kanalisation fehlten bis ins 21. Jahrhundert. Einzig Pendlerbusse verkehr-

126 Siehe Niedermaier 1973, S. 55.

127 Sedler/Sedler 2003, S. 97–98.

128 Ebenda, S. 96–98.

129 Jahresbericht Pfarrarchiv Zied.

130 Bericht, Aufzeichnungen von Frau Maria Ehrlich in Zied zwischen 1960 und 1990.

ten ab den 1970er-Jahren ins nahegelegene Agnetheln. Dass die sächsische Bevölkerung größtenteils im Ort wohnen blieb, erklärt sich aus der Nähe des Dorfes zu Agnetheln, wohin man zur Arbeit pendelte. Eine weitere Möglichkeit zur Arbeit bot die *Ferma de Stat Veseud/I.A.S.*, eine der größten Obstbaumpflanzungen in der Region. Im Jahr 1983 lebten noch 234 evangelische Sachsen im Ort. 1995 siedelte der letzte noch verbliebene Sachse nach Deutschland aus. Im Verhältnis Rumänen/Roma waren danach erstmals die Roma in der Mehrzahl.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeigte sich Zied als baulich geschlossenes Straßendorf mit Häusern, die mehrheitlich aus dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert stammten. Auch war das 18. Jahrhundert noch gut vertreten, zudem wurde bis in die Endsechziger noch gebaut. Ab etwa 1975 begann der Häuserverfall, der sich in den 1980er und 1990er-Jahren noch verstärken sollte. Von den 107 Wohnhäusern in Zied waren zahlreiche verfallen oder am Rande des Verfalls: das Wohnhaus vom Rothmann-Hof, Hausnummer 1/42; das vom Ende des 18. Jahrhundert stammende Gebäude am Lamprich-Hof, Nr. 3/40; der Schneider-Hof, Nr. 6 –7/38; der Salmenhof, Nr. 8/37; das erst 1920 errichtete Gebäude des Sedler-Hofs, Nr. 10/35; das noch aus dem 17. Jahrhundert stammende Gebäude am Miess-Hof, Nr. 12/31; das Haus vom Sedler/Ehrlich-Hof, Nr. 13/30; dazu der Andreas Rothmann-Hof, Nr. 15/28; der Kaufmann-Hof, Nr. 16/27; der Sedler-, genannt Martzen-Hof, Nr. 19/24; der aus dem 18. Jahrhundert stammende Kirtscher-Hof, Nr. 23/19; das Wohnhaus aus dem 19. Jahrhundert vom Melzer-Hof, Nr. 25/16–17; der Ziegler-Hof, Nr. 26/15; der Rothmann/Brandsch-Hof, Nr. 28/13 und schließlich der Orendi-Hof, Nr. 29.¹³¹ Auch der rumänische Ortsteil wurde in den 1990er-Jahren beinahe zur Gänze aufgegeben.

Heute leben in Zied noch knapp 100 Einwohner – Rumänen und überwiegend Roma – und es zieht immer mehr „Sommersachsen“ zurück in ihr Heimatdorf. Standen nach 1990 sehr viele Häuser zum Verkauf an, so gab es 2018 in Zied kaum mehr ein einziges freies Haus. Das Dorf befindet sich inmitten einer hoffnungsvollen Entwicklung, die mit der Aufnahme in das Infrastrukturprogramm der ISPA (*Instrument for Structural Policies in Pre-Accession*),¹³² einer der Vor-Beitritts-hilfen der EU, begann. Es wurde

131 Siehe die komplette Liste der Hofbewohner und die Hoflage in Sedler/Sedler 2003, S. 238–296, 384.

132 https://ec.europa.eu/neighbourhood-enlargement/policy/glossary/terms/ispa_en abgerufen am 20.12.2019. (Zied/Veseud ist verwaltungsmäßig Teil von Kirchberg/Chirpär); über die Gemeinde Kirchberg wurde die EU-Strukturförderungs-förderung abgewickelt.

in Zied mit der Asphaltierung des Straßennetzes und der Anbindung an die Umgebung, mit der Einführung der Wasserleitung und dem Ausbau einer modernen Kanalisation zwischen 2005–2015 umgesetzt. Noch in den 1990er-Jahren war die Gasheizung eingeführt worden. 2019 gibt es im Ort kaum ein verfallenes Haus mehr. Die meisten der alten Häuser sind renoviert, in der Region haben sich Bauunternehmen, die sich auf Denkmalschutz spezialisiert haben, etabliert.

Der malerische Ort in mittelbarer Nähe der Karpaten wurde interessant vor allem als Zweitwohnsitz für Rumänen aus dem benachbarten Agnetheln, als Feriensitz für „Sommersachsen“, aber auch für Großstädter, etwa aus der entfernten Landeshauptstadt Bukarest. Letztlich entdeckten auch EU-Bürger Zied und kauften sich ein. Nach der Liquidierung der staatlichen Obstfarm und der Privatisierung der Ländereien 2002 etablierten sich hier von der EU subventionierte Mikrofarmen, etwa das Unternehmen „Öko-Solomon Säfte“, welches die Wochenmärkte und die Touristikzentren in der Umgebung (Albota) mit saisonalem Obst (Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Nüsse, Himbeeren, Goji) und Säften beschickt. Viehzucht und Landwirtschaft, Bienenzucht sind wieder rentabel geworden. Die Firma „Bârsan“ hat sich auf den Anbau von Heilpflanzen und deren Verarbeitung spezialisiert. Als Magnet bietet sich in Zied der Gasthof „Pensiunea Veseud 11“ an.

2014/15 kaufte das nach Deutschland ausgesiedelte Brüderpaar K. und W. Schuster den Schneider-Hof von Nr. 11 (daher auch die Firmenbezeichnung), um ihn zu einem Gasthof umzubauen. Das noch relativ komplett erhaltene Anwesen war eines der repräsentativen bäuerlichen Anwesen in Zied, typisch für das Ende des 19. Jahrhunderts. Das Wohnhaus, ein zur Straße hin über sechs Achsen gelagerter Bau, hatte Michael Schneider (1844–1916) im Jahr 1883 erstellen lassen.¹³³ Zu dem Dreiseitanwesen, dessen Wohntrakt sechsachsig zur Straße hin gelagert ist, gehören auf der einen Hofseite in längsgestreckter Aneinanderreihung ältere Gebäude – ein *Bâkes*/Backraum, die Sommerküche, ein Geräteschuppen aus verputztem Mauerwerk, zwei Großviehställe mit aufgemauerter Heubühne, ein Schweinestall und eine Scheune in Ständerbauweise mit wuchtigem Satteldach, dessen Sparrenwerk geschweifte Windrispen verstärken. Weitere Wirtschaftsbauten auf der gegenüberliegenden Hofseite vervollständigen das 863 qm große Anwesen.

Beim vorsichtig renovierten, der neuen Zweckbestimmung entsprechend umgebauten Schneiderhof übernahm die Scheune die Funktion des Ess- und Gesellschaftsraums. Im ehemals sächsisch geprägten Ort, wo die kultu-

133 Siehe Sedler/Sedler 2003, S. 117–118.

rellen Zeugen dieser sächsischen Vergangenheit einem auf Schritt und Tritt begegnen – gegenüber dem Gasthof steht die mittelalterliche Kirchenburg – erwarten die Gäste, die sich mittlerweile aus aller Welt hier einfinden, eine gefühlsmäßige Teilhabe an diesem Vergangenen. Die Betreiber des Gasthofes haben dieses auf ästhetisch raffinierte, keinesfalls aufdringliche Art und Weise bei der Gestaltung des Scheuneninneren erreicht. Das zentrale Anliegen war hier nicht vorrangig die materielle Repräsentation verflüsselter Wirklichkeiten durch ein Zuviel an altem Mobiliar, bestickten Bauertextilien und Keramik, über die sich schon längst der „Mythos des Sächsischen“ gelegt hat. Sondern es ging ihnen um die wirkmächtigere Projektion von Bedeutungen aus der Vergangenheit, die sich hier über eine wandflächige Fotoinstallation in die Gegenwart hereinholen lassen. Die Installation wirkt zugleich als ästhetisches Raumzeichen, das sich in einen reibungslosen Kommunikationsprozess mit dem Betrachter einzufügen vermag. Am gemütlichen, modernen Esstisch, bei sehr guter einheimischer Küche und perfekter Bedienung (was die Besucher und Presse dem hiesigen Personal bescheinigen) kommt die zu vermittelnde kulturelle Botschaft beim Rezipienten und dessen Entdecker-Disposition wie auch nostalgisch ummüntelter Neugierde auf vergangene, „sächsische“ Welten an: *„Der Dichter Lucian Blaga sagte, die Wirklichkeit sei immer nur die Ruine eines Märchens. Hier in Veseud II sind wir diesem Märchen nahegekommen.[...] Wir sind dankbar für den Ort, die Erfahrung ...“*¹³⁴ Dementsprechend expandierte der Betrieb, die Besucherzahlen und das Renommee des Hauses nehmen kontinuierlich zu, das Gästehaus ist zum wichtigen Arbeitgeber in Zied geworden. Bis 2019 hat das Unternehmen weitere drei Gehöfte in der Nachbarschaft aufgekauft und saniert, dazu die aufgelassene Zieder Schule¹³⁵ von 1913, ein architektonisches Juwel des bekannten Architekten Fritz Balthes (1882–1913), das nach 1990 durch die Investitionen und Pflege der Heimatsortgemeinschaft Zied vor dem gänzlichen Verfall gerettet wurde. Seit den 1990er-Jahren bündelt die in Deutschland eingerichtete Heimatortgemeinschaft der ehemaligen Zieder die Initiativen im umfangreichen Aufgabenbereich der Kirchen- und Burgsanierung in Zied. Sie leistet das größtenteils aus eigenen finanziellen Mitteln.¹³⁶

Die Renaissance einer kleinen Dorfgemeinschaft, die unter neuen historischen wie gesellschaftlichen Vorzeichen ein gutes Miteinander von „Sommersachsen“, innovativen rumänischen Klein- und Kleinstunternehmen

134 Eintrag ins Gästebuch des Gästehauses vom 29. April 2019.

135 Sedler/Sedler 2003, S. 215–233.

136 Werner Sedler: 35 Jahre HOG Zied. In: Heimatfest Zied 9.–13. August 2014. O. A. 2014, S. 28–39.

und an ihren Aufgaben im Dorf wachsenden Roma¹³⁷ erprobt, wird allerdings durch Behördenkorruption und unbeaufsichtigte wirtschaftliche Auswüchse stets aufs Neue bedroht. Hierzu gehören vor allem die großangelegten Kahlschläge in den Zieder Waldungen, die einst der Stolz der Dorfbewohner waren, wie auch die von Regionalpolitikern widerrechtlich angeeigneten Ländereien und ein Raubbau, den mittlerweile ein fremder Köhler im Zieder Wald betreibt.

Im Umfeld der erwähnten Beispiele finden sich ganze Ortschaften, wo die historische Bausubstanz verfällt (etwa Gürteln/Gherdeal), die Wirtschaft brachliegt und die Bewohner wegziehen, um in der EU als Arbeitsmigranten zu leben. Auch wird vielerorts ohne Gespür für das historische Erbe renoviert und abgerissen. Viele der Neubauten verraten Anregungen, die die Arbeitsmigranten aus dem Mittelmeerraum in ihre heimischen Dörfer mitbringen. Das sind dann optische Fremdkörper im Gefüge der ehemals geschlossen wirkenden Dorfstraßen Südsiebenbürgens. Dem entgegenzuwirken, engagieren sich bis heute Fachleute und verantwortungsbewusste Architekten in Siebenbürgen.¹³⁸ Zuletzt folgte die Gründung des Vereins *Asociația Monumentum* im Jahr 2012, der mittlerweile erfolgreich Fachberatung und -beistand bei Sanierung und Restaurierung alter Bauernhäuser in Siebenbürgen anbietet. Daneben ediert er Leitfäden und praktische Ratgeber für die einzelnen Regionen Siebenbürgens.¹³⁹

137 Seit 2007 kümmert sich die Familie Gaspar, finanziert von der HOG Zied, um die Pflege des evangelischen Friedhofs.

138 Siehe Jan Hülsemann: Das sächsische Bauernhaus in Siebenbürgen. Was wie machen an alten Häusern? Ein Leitfaden zur altbaugerechten Instandsetzung. Quedlinburg 2012.

139 *Asociația Monumentum* 2017.

Abbildungen

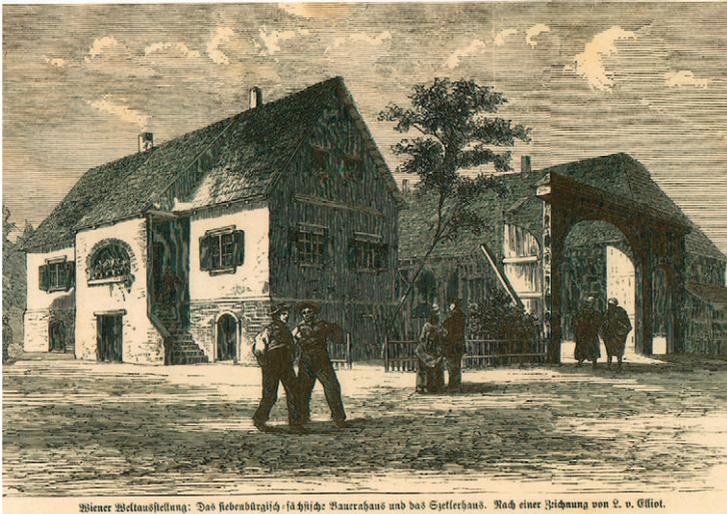


Abb. 1: Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus und das Széklerhaus. Holzstich nach Leo von Elliot: Katalog zur Wiener Weltausstellung 1873. Einblattdruck im Siebenbürgischen Museum Gundelsheim.



Abb. 2: Das siebenbürgisch-sächsische Haus. Holzstich. Katalog zur Budapester Milleniumsausstellung 1896. Einblattdruck im Siebenbürgischen Museum Gundelsheim.



Abb. 3: Sächsische Gute Stube mit repräsentativer Vier-Eck-Einrichtung, hier Bett- und Tischeck. Nordsiebenbürgen, um 1900. Aufnahme im ASTRA Nationalmuseum Hermannstadt/Sibiu.

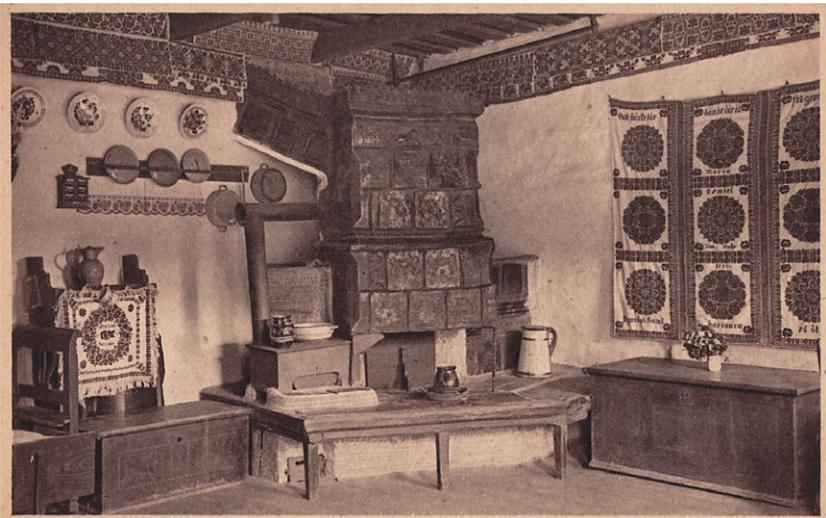


Abb. 4: Sächsische Gute Stube aus Nordsiebenbürgen mit Ofeneck. Museale Einrichtung um 1920. Privatarchiv.



Abb. 5:
Bohlenhaus aus dem rumänischen
Gebirgsdorf Rod im Hermannstädter
Umland (Mărginimea Sibiului).
Aufnahme Werner Sedler, 1988.



Abb. 6: Häuserzeile mit renovierten Häusern in Deutschweißkirch/Viscri. Aufnahme privat 2017.



Abb. 7: Stammhaus der Familie Göbbel in Alzen/Alțâna, Grabengasse, gebaut 1880. Die Fassade wurde 2018 renoviert, dabei die Inschriften in den zwei Kassetten freigelegt. Aufnahme Werner Sedler, 2018.



Abb. 8: Hochparterrehaus von 1820 in Reichesdorf/Richiș Hausnr. 232, heute als Sommerresidenz der Familie Ingrid und Stefan P. umgebaut. Aufnahme privat, 2019.



Abb. 9: Reichsdorf/Richiş Hausnr. 232. Schuppen und Wagenremise. Zustand vor der Renovierung. Aufnahme privat, 2017.



Abb. 10: Reichsdorf/Richiş Hausnr. 232. Schuppen und Wagenremise nach der Renovierung und dem Umbau zu einem kombinierten Küchen- und Essraum. Aufnahme privat 2019.



Abb. 11: Reichesdorf/Richiş Hausnr. 232. Blick in den sächsisch-ländlich gestalteten Küchen- und Essraum. Aufnahme 2019.



Abb. 12: Reichesdorf/Richiş Hausnr. 232. Blick in die neugestaltete Hintere Stube. Aufnahme privat, 2019.



Abb. 13: Steinhaus der Familie Ehrlich/Rothmann in Zied/Veseud vom Ende des 16. Jahrhunderts, Hausnr. 57/112. Die Abwalmung des Giebels erfolgte im 18. Jahrhundert. Aufnahmen Werner Sedler, während der Restaurierung (2016).



Abb. 14: Zied, Schneiderhof. Zustand vor der Renovierung. Aufnahme Werner Sedler, 2000.



Abb. 15: Zied. Schneiderhof. Zustand nach der Renovierung, heute „Pensiunea Veseud 11“. Aufnahme Werner Sedler, 2019.



Abb. 16: Zied/Veseud. Wohnhaus der Familie Schneider Hausnr. 11, gebaut 1883. Aufnahme Werner Sedler, 2018.



Abb. 17: „Pensiunea Veseud 11“. Blick in einen Gästeraum auf der umgebauten Heubühne. Aufnahme Werner Sedler, 2019.



Abb. 18: „Pensiunea Veseud 11“. Touristen beim Frühstück auf der Terrasse vor der ehemaligen Scheune. Aufnahme Werner Sedler, 2019.

Literatur

- Asociația Monumentum 2017 = Asociația Monumentum: Ghid de arhitectură pentru încadrarea în specificul local din mediul rural. Zona cu influență săsească. Sibiu 2017.
- Blaga 2011 = Blaga, Lucian: Trilogia culturii. Orizont și stil. Spațiul mioritic. Geneza metaforei și sensul culturii. Bukarest 2011.
- Buchinger 1980 = Buchinger, Erich: Die „Landler“ in Siebenbürgen. Vorgeschichte, Durchführung und Ergebnis einer Zwangsumsiedlung im 18. Jahrhundert (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission 31). München 1980.
- Bünker 1899 = Bünker, Johann Reinhard/János Rajnárd: Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus. In: Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXIX/N. F. XIX (1899), S. 191–231.
- Capesius 1977 = Capesius, Roswith: Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus. Wohnkultur. Bukarest 1977.
- Capesius 1983 = Capesius, Roswith: Siebenbürgisch-sächsische Schreinermalerei. Bukarest 1983.
- Cucu 1988 = Cucu, Vasile: Sistemizarea teritoriului și localităților din România: repere geografice. Bukarest 1977.
- Eliade 1990 = Von Zamolxis zu Dschingis Khan – Religion und Volkskultur in Südosteuropa. Köln-Löwenich 1990.
- Gabany 1998 = Gabany, Anneli Ute: Systemwechsel in Rumänien: von der Revolution zur Transformation. München 1998.
- Gündisch 1998 = Gündisch, Konrad: Siebenbürgen und die Siebenbürger Sachsen (Studienbuchreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat 8). München 1998.
- Haegen/Niedermaier 1997 = Haegen, Herman van der/Paul Niedermaier (Hrsg.): Weisskirch (Deutsch-Weisskirch/Viscri). Ein siebenbürgisches Dorf im Griff der Zeit. Zur Siedlungsgeschichte Rumäniens. Leuven 1997.
- Hagemeister 2009 = Hagemeister, Michael: Der Neue Mensch. Projekte der frühen Sowjetzeit. In: Fuchs, John Andreas/Neumann, Michael (Hrsg.): Mythen Europas. Schlüsselfiguren der Imagination. Moderne. Regensburg 2009, S. 14–31.
- Hagen 2009 = Hagen, Timo: UNESCO-Weltkulturerbedorf und Kirchenburg Deutsch-Weißkirch/Viscri. Regensburg 2009.
- Liebhart, Samuel (Hrsg.): Das evg. kirchliche Leben in Siebenbürgen während der kommunistischen Zeit 1946–1990. Aus den Tagebüchern von Pfarrer Hellmut Klima. Dudweiler 2001.
- Machat 1995 = Machat, Christoph (Hrsg.): Denkmaltopographie Siebenbürgen. 3.3. Kreis Kronstadt/Topografia monumentelor din Transilvania. Județul Brașov. Thaur bei Innsbruck 1995.
- Markel 2001 = Markel, Hanni: Die siebenbürgische Volkskunde zwischen Kunde vom Volk fürs Volk und Fachwissenschaft. In: Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde 2/24 (2001), S. 258–270.
- Niedermaier 1973 = Niedermaier, Paul: Dorfkerne auf dem Gebiet der Sieben Stühle. In: Forschungen zur Volks- und Landeskunde 16/1 (1973), S. 39–66.
- Oeldemann 2006 = Oeldemann, Johannes: Die Kirchen des christlichen Ostens. Orthodoxe, orientalische und mit Rom unierte Ostkirchen. Kevelaer 2006.

- Ornea 1972 = Ornea, Zigu: Poporanismul. Bukarest 1972.
- Oschlies 1988 = Oschlies, Wolf: Tausenden rumänischen Dörfern droht die Vernichtung. In: Osteuropa 11/38 (1988), S. 1002–1007.
- Petrescu-Burloiu 1967/68 = Petrescu-Burloiu I.: Die Haustypen und ihre Bautechnik im Altland (Țara Oltului). In: Cibinium 1967/68. Studii și materiale privind Muzeul Tehnicii Populare din Dumbrava Sibiului/Studien und Mitteilungen aus dem Hermannstädter Freilichtmuseum der Bäuerlichen Technik. Sibiu 1967/68, S. 71–86.
- Phleps 1923 = Phleps, Hermann: Über die Urformen des siebenbürgisch-sächsischen Bauernhauses. In: Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde, Bd. 42 (1923), S. 261–275.
- Sedler 2004 = Sedler, Irmgard: Die Landler in Siebenbürgen. Gruppenidentität im Spiegel der Kleidung von der Mitte des 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts (Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V.; 87). Marburg 2004.
- Sedler 2006 = Sedler, Irmgard: Wohnkultur und bemalte Wohneinrichtungen im ländlichen Südsiebenbürgen. In: Jahresheft des Siebenbürgischen Museums Gundelsheim. N. F. 1–2. Gundelsheim 2006–7, S. 9–25.
- Sedler 2019 = Sedler, Irmgard: Museale Positionen in den 1980er Jahren. Die beabsichtigten „Systematisierungs“-Pläne für Agnita/Agnetheln im Harbachtal. In: Dana Roxana Hrib (Hrsg.): Istorie și destin. In onorem Prof. univ. dr. Sabin Adrian Luca (Bibliotheca Brukenthal LXXIII). Sibiu 2019, S. 413–418.
- Sedler 2003 = Sedler, Irmgard/Sedler, Werner: Zied. Ein Dorf und seine Geschichte. Bd. 1. Ludwigsburg 2003.
- Sigerus 1922 = Sigerus, Emil: Vom alten Hermannstadt. Hermannstadt 1922.
- Turnock 2009 = Turnock, David: Romanian Villages: Rural Planning under Communism. 2 Bde. Cambridge 2009.
- Weber 2010 = Weber, Annemarie: Rumäniendeutsche? Diskurse zur Gruppenidentität einer Minderheit (Studia Transylvanica 40). Köln, Weimar, Wien 2010.
- Wittstock 2001 = Wittstock, Manfred: Bildende Künstler, Kunsthandwerker und Kunstgewerber der Siebenbürger Sachsen in der Zwischenkriegszeit und ihre Beziehungen zum Nationalsozialismus. In: Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde 2/24 (2001), S. 236–257.

Ländliche Räume in Georgien: Erhalt von kulturellem Erbe, Verfall oder postsozialistische Transformation?

Einführung

Georgien ist reich an baulichem Kulturerbe. Die entsprechende Karte im Nationalatlas zeigt, dass die räumliche Streuung erhaltener und unter staatlichen Schutz gestellter Kulturdenkmäler weitgehend der Siedlungs- und Bevölkerungsverteilung entspricht.¹ An exponierten Stellen sind Burgruinen wie die Anlage von Khertvisi (Abb. 1)², an vielen Siedlungsplätzen Kirchen anzutreffen, deren Bau oft viele Jahrhunderte zurückreicht, denn Georgien war eines der ersten christianisierten Länder der Alten Welt. Viele Kirchenbauten haben die Sowjetzeit überstanden, verfielen, wurden restauriert und meist wieder ihrer ursprünglichen Nutzung zugeführt. Es sind teilweise ganz einfache Dorfkirchen, teilweise aber auch monumentale Bauwerke. Basilikaform und Kreuzkuppelbauten mit zahlreichen Modifikationen überwiegen, als Einzelbauwerke ebenso wie in Klosterensembles (Abb. 2). Nachdem 2002 ein Konkordat zwischen dem georgischen Staat und der Georgischen Orthodoxen und Apostolischen Kirche geschlossen worden war, gingen sie in Eigentum und Besitz der Kirche über, die sie zu bewahren versucht, was angesichts der großen Zahl nicht einfach ist. Neue Kirchenbauten greifen bewusst den tradierten Stil auf.

Ganz anders sieht es mit profanen Bauwerken aus, wenn man die zahlreichen Burgruinen unbeachtet lässt: Hier sucht man weithin vergebens nach älteren Relikten und findet diese am ehesten in den entlegenen Gebirgstälern des Großen Kaukasus, wo mittelalterliche Wehr- und Wohntürme bis heute das Bild der Kulturlandschaft bestimmen, kaum jedoch in den dichter besiedelten Tiefland- und Hügelbereichen. Die Ursachen für diesen Mangel an traditionellen Zügen in der Kulturlandschaft sind mannigfaltig. Für das 20. Jahrhundert muss der zweimalige Systemwechsel zum Sozialismus mit seiner kollektivierten Landwirtschaft und zu einer postsozialistischen Transformation genannt werden, für die davor liegenden Jahrhunderte sind territoriale Zersplitterung mit inneren Fehden, häufige Verwicklungen in Kriege mit den mächtigeren Nachbarn im Osmanischen Reich und im

1 Sakartvelos erovnuli at'lashi 2012, S. 164; National Atlas of Georgia 2018, S. 122.

2 Die georgischen Toponyme werden im Folgenden in der offiziellen Transkription wiedergegeben, die sich an der englischen Phonetik orientiert. Russische Literatur wird in wissenschaftlicher Transliteration zitiert.



Abb. 1: Festung Khertvisi (Munizipalität Aspindza), 2011



Abb. 2: Kloster Mtsameta bei Gelati (Munizipalität Tkibuli), 2018

Persischen Reich zu nennen, denn diese Kriege waren meist mit umfangreichen Verheerungen ganzer Landstriche, mit Zwangsumsiedlungen und mit der Ansiedlung von Fremdbevölkerung verbunden. Abwanderung vom Land in die Städte setzte nach Beginn der russischen Herrschaft, nach dem Eisenbahnbau und bei beginnender Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein. Die ländlichen Räume im Hochgebirge blieben Rückzugsräume, zu denen auch die abgewanderte Bevölkerung familiäre Kontakte bewahrte. Die ländlichen Räume im Tiefland waren Schauplätze von Zerstörung und Neuaufbau bei Um- und Neusiedlung sowie nach der Festigung der russischen Herrschaft. Territoriale Zersplitterung, Herrschaftsdruck und erzwungene Mobilität der Bevölkerung, sicher aber auch wenig solide und dauerhafte Bauweise sind damit wichtige Begründungszusammenhänge für das Fehlen älterer Bausubstanz. Die Kirchen sind die Ausnahme: Nicht alle Fremdherrschaften bemühten sich um eine Islamisierung der Bevölkerung (mit Ausnahmen im georgisch-osmanischen Grenzraum), die Kirche behielt ihre Funktion als politische und vor allem soziale Macht über die jeweiligen Herrschaftsverhältnisse hinweg, und selbst in sowjetischer Zeit kam es zwar zu Zweckentfremdungen, aber kaum zu gezielten Zerstörungen. Mitte des 20. Jahrhunderts mag es noch einzelne „traditionelle“ Ortsbilder (Abb. 3) gegeben haben, zu Beginn des 21. Jahrhunderts aber überwiegen in den nicht von Bevölkerungsverlust und Verfall geprägten Orten eher einheitliche Baustrukturen auf den alten Hofstellen (Abb. 4).

Im Folgenden soll jüngeren Entwicklungen des ländlichen Raumes Georgiens und seiner Baukultur mit vier Leitfragen nachgegangen werden:

- 1) Finden wir heute die traditionelle profane Baukunst nur noch im Freilichtmuseum?
- 2) Führte die Sowjetisierung des ländlichen Raumes zum Totalverlust des baulichen Erbes?
- 3) Welche Chancen bietet die postsozialistische Transformation den ländlichen Räumen?
- 4) Wie gestaltet sich der Umgang mit baulichem Kulturerbe im ländlichen Raum?



Сел. Сабуа, Кварельский район, Кахетия

Abb. 3: Sabue (Kachetien), Mitte 20. Jahrhundert³



Abb. 4: Gergeti bei Stepantsminda, 2011

3 Gardanova et al. 1962, S. 283.

Finden wir die traditionelle profane Baukunst nur noch im Freilichtmuseum?

Im Stadtteil Vake der georgischen Hauptstadt Tbilisi wurde 1966 das nach dem Volkskundler Giorgi Chitaiia benannte ethnographische Freilichtmuseum angelegt, das auf 52 Hektaren in elf Zonen die traditionelle ländliche Baukunst Georgiens präsentieren soll (Abb. 5). Als Gliederungsprinzip dienen die historischen Regionen Georgiens, die auch heute großenteils die Grundlage der administrativen Gliederung sind (Abb. 6). Sie berücksichtigen zwar auf Territorialität beruhende Volkstumsunterschiede zwischen einzelnen georgischen Gruppen, jedoch nicht die Lebenswelten ethnischer Minderheiten wie der Armenier in Javakhetien oder der Aserbaidzhaner in Nieder-Kartlien. Allerdings konnte der ursprüngliche Plan für das Museum bisher nicht vollständig ausgeführt werden: Während Bauernhäuser aus den westgeorgischen Regionen Mingrelien, Gurien und Imeretien mit Nebengebäuden in gutem Erhaltungszustand vorgestellt werden, sind die Hochgebirgsregionen Racha und Svanetien zwar mit Gebäuden vertreten, diese aber „derzeit“ nicht zugänglich; eines der Gebäude aus Racha dient als Restaurant. Häuser aus Kakhetien, Kartli und Samtskhe-Javakhetien in Ost- bzw. Südgeorgien sind zwar vertreten, liegen aber peripher, werden nicht von allen Besuchern aufgesucht und harren noch der Vervollständigung. Ähnliches gilt für die Häuser von Südossetien, nach georgischer Rechtsauffassung die „Region Zhinvali“, historisch Samachablo. Einige Ergänzungsflächen liegen völlig brach. Dieser heutige Befund unterscheidet sich kaum von dem zu Beginn der 1980er-Jahre. Das Museum ist zwar gut besucht, verfügt aber offensichtlich über zu geringe finanzielle Unterstützung, um die ursprüngliche Intention vollständig umzusetzen.

Immerhin werden regionale Haupttypen ruraler Profanarchitektur erkennbar, die in vereinfachter Typologie aufgeführt seien:⁴

- In den Hochtälern des Großen Kaukasus sind Wohn- und Wehrtürme neben ein- bis zweistöckigen Steinhäusern charakteristisch, die im Fall des Weilers Chazhashi der Gemeinde Ushguli am Oberlauf des Enghuri (Hochsvanetien) Eingang auf die UNESCO-Liste der Welterbestätten fanden. Im Freilichtmuseum ragt ein solcher Wohn- und Wehrturm an exponierter Stelle über dem Gesamtareal auf, wird aber nicht präsentiert (Abb. 7).

4 Untertypen, ihre regionale Verbreitung und ihre baugeschichtliche Entwicklung werden dargestellt bei Volkova/Dzavachisvili 1982, S. 13ff.; Beriašvili/Melikišvili/Solov'eva 2015, S. 117ff.

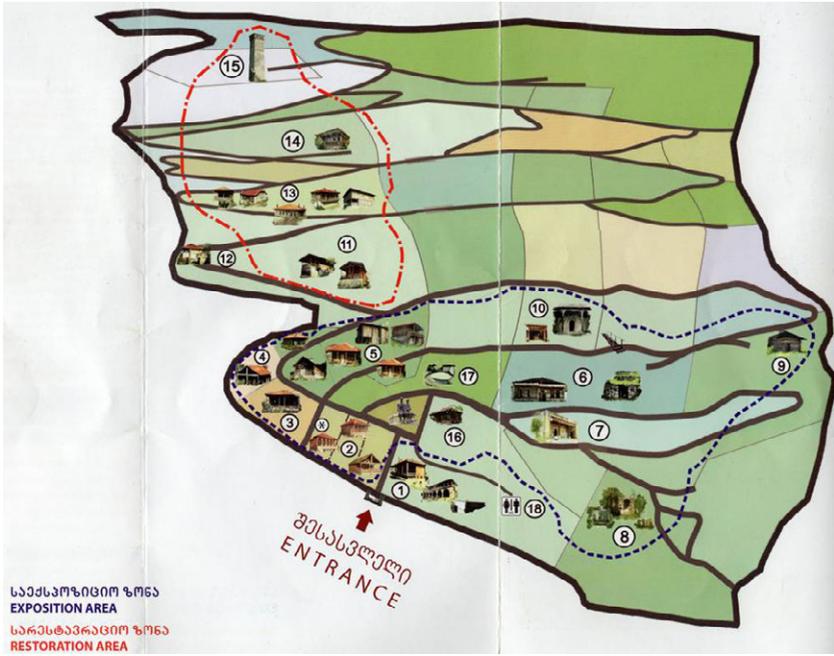


Abb. 5: Übersichtsplan Freilichtmuseum Tbilisi (mit Legende)



Abb. 6: Historisch-ethnische Regionen Georgiens

- Im Tiefland Westgeorgiens sind auf Pfählen errichtete ein- oder zweigeschossige Wohnhäuser aus Holz typisch, die durch eine Außentreppe erschlossen werden und in deren Überdachung eine oft die gesamte Hausfront einnehmende Veranda einbezieht. Dieser Haustyp ist mit Beispielen aus Gurien, Mingrelien und Imeretien vertreten, wobei mehrere Nebengebäude, vor allem Mais- und Getreidespeicher, zu den Hofanlagen gehören (Abb. 8–9).
- In Teilen Kartlis und Kachetiens sowie in Javakhetien war das meist in den Boden eingegrabene und daher fensterlose darbazi-Haus verbreitet, dessen Besonderheit ein großer Zentralraum mit einer nach oben über der zentralen Feuerstelle zum Rauchabzug und Lichteinfall geöffneten, polygonalen Kuppel ist, die durch über Eck übereinander gelegte, nach oben kürzer werdende Hölzer oder Steinplatten gebildet wird.⁵ Das darbazi-Haus bezieht üblicherweise nicht nur Nebenräume, sondern auch die Wirtschaftsteile ein, während diese sich bei den westgeorgischen Haus- und Hoftypen in eigenen Gebäuden befinden. Die Lage unter der Erde diente dem Schutz bei Überfällen; mächtige Querbalken fingen das Gewicht des abseits der Kuppel liegenden Gebäudeteils und der auflagernden Bodenschicht auf (Abb. 10).

Eine Anpassung sowohl an die Naturgegebenheiten (Verfügbarkeit von Baumaterial, Hochwasserschutz, Sicherheit vor winterlichen Schneefällen in Gebirge) als auch an soziale Verhältnisse (Ausrichtung auf Familieneinheiten, Schutz vor Überfällen) ist unverkennbar.

Inwieweit sind diese traditionellen Hausformen noch heute außerhalb des Freilichtmuseums zu finden? Lässt sich erhaltenswertes bauliches Kulturerbe im ländlichen Raum feststellen? Der grobe Befund in den besser erschlossenen und dichter besiedelten Gebieten ist ernüchternd: Häuser, die den musealen Prototypen entsprechen, sind selten. In den westgeorgischen Regionen ist bisweilen wenigstens ein Element (wie etwa der Pfahlbau oder das mit Hohlziegeln gedeckte Dach) erhalten, und die Grundidee lebt fort (Abb. 11–12). Allerdings beruht diese Aussage nicht auf einem systematischen Survey, sondern nur auf wenigen Zufallsbeobachtungen. Dieses westgeorgische Verandahaus ist vielfach weiterentwickelt worden; vor allem ist der Freiraum zwischen den Pfählen („Erdgeschoss“) inzwischen meist Hausbestandteil; geblieben ist die oft breite und geschwungene Außentreppe, die auf die Veranda und in den eigentlichen Wohnbereich im Obergeschoss führt. Ob sich im südöstlichen Georgien in manchen Häusern noch eine darbazi-Konstruktion verbirgt, kann leider wegen fehlender

5 Čikovani 1971.



Abb. 7:
Tbilisi – Freilichtmuseum: svanetischer
Wohn- und Wehrturm, 2019



Abb. 8: Tbilisi – Freilichtmuseum: Wohngebäude aus Gurien, 2019



Abb. 9: Tbilisi – Freilichtmuseum: Imeretischer Maisspeicher und qvevri-Tongefäße, 2019



Abb. 10: Tbilisi – Freilichtmuseum: darbazi-Haus, 2019



Abb. 11: Wohnhaus in Abasha (Mingrelien), 1984



Abb. 12: Wohnhaus in Gurien, 2018

Detailuntersuchungen nicht gesagt werden.⁶ Viele Wohn- und Wehrtürme aus massivem Mauerwerk haben dagegen im Hochgebirge die politischen Umbrüche überstanden, werden im Einzelfall heute auch gesichert und bilden einen wichtigen Teil des touristischen Potentials, insbesondere in der Munizipalität Mestia, in der sich Wintersport und sommerliches Trekking als Wirtschaftsaktivitäten etabliert haben, auch in Khevsuretien und im Nationalpark Tushetien.

Ethnologische Arbeiten sind in der Sowjetzeit auch der ländlichen Siedlungsweise nachgegangen. Sie beziehen sich aber meist auf die Zeit vor der Oktoberrevolution und der Sowjetisierung Georgiens. Nur manche Abbildungen lassen ahnen, dass einzelne Gebäude wenigstens noch in den 1960er und 1970er-Jahren in traditioneller Bauweise existierten.⁷ Der Hauptakzent für die Darstellung der Entwicklung in sowjetischer Zeit liegt aber auf der Ausbreitung baulicher Vereinheitlichung.⁸

Dieser Befund wirft vor allem Fragen auf, denen gezielte Feldforschung zur Baukultur im ländlichen Raum nachgehen müsste:

- Welches Alter haben die heutigen Wohngebäude? Sind es tatsächlich nur Neubauten (so der grobe Augenschein), oder wurden Baureste älterer Bauphasen einbezogen? Bei einer Beantwortung dieser Frage muss allerdings an die Eingangsbemerkungen zu Zerstörungen, Verwüstungen und Migration gedacht werden.
- Wie ist der Erhaltungszustand älterer Gebäude oder Gebäudeteile einzuschätzen? Besteht möglicherweise doch ein gewisses Potential an Relikten wenigstens aus dem frühen 19. Jahrhundert, die als Kulturerbe anzusehen sind – so, wie man es bei den Siedlungen der württembergischen Übersiedler anstrebt (auf die unten noch einzugehen sein wird)?
- Welche Modifikation haben die holzschnittartig genannten Grundformen durch die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Umbrüche des 20. Jahrhunderts erfahren? Gibt es Entwicklungsreihen bei den Bautypen?
- Existieren Nebengebäude, die vielleicht auch Verluste an Wohngebäuden überdauert haben oder die in traditioneller Form bis in jüngere Zeit errichtet wurden?
- Wie ist eine räumliche Differenzierung der Bauformen innerhalb des Landes zu verfeinern, die über die genannten Grundtypen hinausgeht und

6 Nach Auskunft im ethnographischen Freilichtmuseum (29.5.2019) gibt es auch heute noch einige wenige Beispiele in Javakhetien.

7 Volkova/Dzavachisvili 1982; für Nord- und Südossetien Robakidze/Gegečkori 1975.

8 Načekbia 1967.

hinsichtlich des Baumaterials, der Konstruktionsweise und der Nutzung weitere Aufschlüsse erlaubt?

- Müssen mehr als bisher soziale Unterschiede in der Bevölkerung berücksichtigt werden? Zeichnen sich die früheren Gegensätze zwischen einer überwiegend kleinbäuerlichen Bevölkerung und einer ländlichen Oberschicht noch heute in erhaltenen Gebäuden nach?
- Lassen sich manche Gebäudetypen ethnischen Minderheiten zuordnen, die bei der Zuwanderung eigene Bautraditionen mitbrachten, wie es zumindest beim Fachwerk der Schwabendörfer der Fall ist?

Es kann nur vermutet werden, dass eine systematische Untersuchung noch zu einigen Überraschungen führt. Ein Einzelbeispiel ist eine Steinhütte unweit der archäologischen Ausgrabungsstätte von Dmanisi, ein etwa 5 m breiter und 4 m hoher runder Kraggewölbebau auf quadratischem Sockel, der entfernt an ähnliche Konstruktionen im Mittelmeerraum wie die südfranzösischen bories oder die Dächer der apulischen Trulli erinnert. Das unechte Gewölbe entspricht den darbazi-Häusern, nur dass hier Feldsteine in einem Rundbau verwendet wurden.



Abb. 13: Steinhütte bei Dmanisi, 2019

Führte die Sowjetisierung des ländlichen Raumes zum Totalverlust des baulichen Erbes?

Die Vereinheitlichung der Hausformen, die heute in Georgien anzutreffen sind, geht vor allem auf die Kollektivierung der Landwirtschaft seit den 1920er-Jahren zurück, als die Individualität des Bauernbetriebs hinter der Einheitlichkeit des sowjetischen Kollektivs zurücktreten musste. Während die ersten Phasen der Kollektivierung vor allem darauf abzielten, die individuellen, aber meist sehr kleinen Landwirtschaftsbetriebe in die Organisation des Kollektivbetriebs zu zwingen, betrieben spätere Maßnahmen seit den 1950er-Jahren eine Vereinheitlichung des Lebensstils auf dem Land. Die uniforme Bauweise eines einfachen, ein- bis zweigeschossigen Hauses, meist mit einem Dach aus verzinktem Blech oder aus Wellplatten aus Faserzement (Eternit), sollte auch nach außen hin die Gleichheit innerhalb der ländlichen Gemeinschaft zeigen.

Zu den Entwicklungen des frühen 20. Jahrhunderts gehört der solide Stein- oder Ziegelbau der kachetischen Weinbausiedlungen, der in der historisch-ethnographischen Literatur in die 1920er-Jahre gestellt wird⁹ und der noch heute neben jüngeren Häusern das Ortsbild der Siedlungen zwischen Telavi und Signaghi prägt. Neben dem fast städtischen Aussehen sind bei ihm Keller für den Weinbau charakteristisch.

Den Strukturwandel durch die Kollektivierung der Landwirtschaft darf man sich nicht als eine plötzliche Veränderung aller überkommener Strukturen vorstellen; vielmehr ist es ein in Phasen über ein halbes Jahrhundert ablaufender Vorgang, der zunächst die landarmen und landlosen Kleinbauern erfasste, dann über eine Zusammenfassung kleiner, leistungsschwacher Kollektivbetriebe zu größeren Kolchosen führte, die schließlich großenteils in Staatsgüter (Sowchose) umgewandelt und in die agrar- und nahrungswirtschaftlichen Bemühungen um horizontale und vertikale Kooperation und Integration eingebunden wurden.¹⁰ Georgien war kein Vorreiter der Kollektivierung, sondern verschleppte den Abschluss bis in die zweite Hälfte der 1930er-Jahre, als in anderen Teilen der Sowjetunion bereits die Zusammenlegung zu Großkolchosen einsetzte. Vor allem die Bewirtschaftung von Dauerkulturen war kaum bereit zum erzwungenen Strukturwandel: Im Mai 1930 zeigten die Landkreise im auf Weinbau spezialisierten Kachetien mit gerade einmal zwischen 7 und 9% Kollektivierungsgrad besonders niedrige Werte. Während in der gesamten Sowjetunion 1932 bereits 77,7% der Aussaaten in Kollektivbetrieben erfolgten, waren es in Georgien nur 36,6%.

9 Volkova/Dzavachivili 1982, S. 20.

10 Stadelbauer 1983.

Anfang 1937 waren trotz massiven politischen Drucks erst drei Viertel der Bauernwirtschaften in 4334 Kolchosen zusammengeschlossen.¹¹ Auf die Prinzipien der Kollektivierung, die unterschiedlichen Betriebstypen und die Abgrenzung zwischen Kolchosen und Sowchosen kann hier nicht eingegangen werden, sondern nur auf einige kulturlandschaftliche Aspekte.

Erfolgt die anfänglichen Zwangszusammenschlüsse noch im Rahmen bestehender Siedlungen, in denen schließlich oft mehrere Kollektivbetriebe nebeneinander entstanden, so begannen spätestens in der Phase von Kolchoszusammenlegungen auch Neuplanungen, insbesondere für die Zentralsiedlungen, in denen Verwaltung, soziale Infrastruktur und Versorgungseinrichtungen konzentriert waren. Viele Planungen existierten aber nur auf dem Papier, weil die Finanzmittel für eine Umsetzung der Vorhaben fehlten. Flurzusammenlegungen erfolgten vor allem in den Trockengebieten, in denen zusätzliches Bewässerungsland erschlossen werden konnte.

In den Siedlungen ergaben sich unter anderen folgende Veränderungen:

- Die Bauweise wurde vereinfacht und standardisiert. Als Material traten Ziegel und industriell gefertigte Bausteine (bei größeren Gebäuden unter Verwendung von Beton) zunehmend an die Stelle von Holz.
- Bei der Dachhaut ersetzten Zinkblech oder Dachwellplatten aus Faserzement (Eternit) die bisherigen Dachziegel, die traditionell wohl Hohlziegel (in den Schwabendörfern: Biberschwanzziegel) waren, wie sie auch im Kirchenbau Verwendung fanden.
- Nebengebäude bei den Wohnhäusern verloren ihre Bedeutung, wurden aber nicht vollständig aufgegeben; immerhin erlaubte das Kolchosstatut einen Privatsektor, die sogenannte Hoflandwirtschaft, mit zwei Kühen, einem Kalb, mehreren Schafen, Geflügel sowie die Nutzung von meist maximal 0,5 ha, auf denen nach eigenen Vorstellungen vor allem Obst und Gemüse angebaut werden konnten. Aus dieser Hoflandwirtschaft konnten erhebliche individuelle Privateinkommen erzielt werden.
- Seit den 1950er-Jahren entstanden vermehrt große Stallungen für die Massentierhaltung; sie sind heute in der Regel aufgegeben, aber oft noch in baulichen Relikten erhalten und dem Verfall preisgegeben.
- Vereinzelt kam es zur Gestaltung von neuen Siedlungszentren mit städtischen Baustrukturen.
- Massiven Siedlungsverfall erfuhren zahlreiche Gebirgsdörfer nach Abwanderung oder Umsiedlung der Bewohner sowie im Gebiet von Deportationen (Mes'cheten im sowjetisch-türkischen Grenzraum Georgiens; Deutsche in den „Schwabendörfern“), wenn nicht Nachsiedler aus der

11 Istorija kolektivizacii ... 1970, S. 21f., 27.



Abb. 14: Großblockflur bei Gori, 1975



Abb. 15: Parzellerte Flur östlich Gori, 2012

armenischen oder aserbaidjanischen Bevölkerungsminderheit die zwangsweise verlassenen Häuser übernahmen.

Sowjetische Siedlungsplanungsinstitute entwickelten Prototypen „moderner“ Bauweise, die jedoch wegen des Fehlens ausreichender Finanzmittel bei weitem nicht die Verbreitung fanden, die man ihnen politisch zugehört hatte. Für die Sowchose des subtropischen Georgien berücksichtigten entsprechende Planungen neben der innerbetrieblichen Hierarchie von Siedlungspunkten die im Vergleich zum sowjetischen Durchschnitt geringere Nutzfläche der Betriebe, die klimatischen Verhältnisse, die Schwierigkeiten des Reliefs, aber auch historische Bedingungen und ethnisch-nationale Besonderheiten. Als neue Elemente des sowjetischen Siedlungsausbaus, der mit starker Durchgrünung und parkähnlicher Anlage vorgesehen war, kamen in den Zentralsiedlungen der ehemaligen Großbetriebe die Sowchosverwaltung, eine Kantine, ein Kindergarten, die Schule, wenigstens ein oder zwei Ladengeschäfte, ein Kulturhaus oder Club sowie ein ärztlicher Stützpunkt hinzu. Neben den privaten Wohnhäusern der alten Siedlung sollten mehrstöckige Mehrfamilienhäuser die Unterbringung der Sowchosbeschäftigten sichern.¹² Sie entsprachen einer bis Ende der 1970er-Jahre massiv verfolgten Politik der Verstädterung des ländlichen Raums, nehmen sich aber heute oft wie Fremdkörper aus. Als Beispiel seien Verwaltungs- und Wohngebäude in Bebnisi westlich Gori in Aufnahmen von 1975 angeführt (Abb. 16–17).

Manche Siedlungen veränderten über Jahrzehnte kaum Grundriss, Häuserverteilung und Flur, wie das Beispiel Mleta zeigt, das von der Georgischen Heerstraße gut einzusehen ist (Abb. 18–19).¹³

Neue Siedlungen mit regelmäßigem Grundriss entstanden im Zusammenhang mit Umsiedlungen, bisweilen auch als Ausgründungen bei starkem Bevölkerungswachstum in den Gebieten ethnischer Minderheiten. Bisher kann dieses Phänomen jedoch wegen fehlender Detailuntersuchungen weder zeitlich noch quantitativ genauer beschrieben werden.

12 Beispiele bei Čurkin 1974.

13 Zu den natürlichen Rahmenbedingungen der Siedlungslage und zum Flurbild von Mleta vgl. die Analyse von Hempel 1967.



Abb. 16: Bebnisi: Verwaltungsgebäude, 1975



Abb. 17: Bebnisi: Wohngebäude in der Zentralsiedlung, 1975



Abb. 18: Mleta im Aragvi-Tal, 1975



Abb. 19: Mleta im Aragvi-Tal, 2011

Welche Chancen bietet die postsozialistische Transformation den ländlichen Räumen?

1989 setzte ein massiver politisch-territorialer Auflösungsprozess in der Sowjetunion ein, in Georgien ausgelöst durch Bürgerproteste im April 1989. Der „Blutsonntag“ (9.4.1989), an dem eine friedliche Demonstration in Tbilisi brutal niedergeschlagen wurde, prägte sich tief ins kollektive Gedächtnis der Bevölkerung ein. Zahlreiche Elemente des Sowjetsystems verloren ihre Bedeutung, darunter auch Strukturen des ländlichen Raums. Georgien gehörte unter den Nachfolgestaaten der Sowjetunion nach Armenien zu den Vorreitern einer Reprivatisierung von Grund und Boden. Im Einzelnen hatte eine ganze Reihe von Maßnahmen und Vorgängen Folgen für die Kulturlandschaft der ländlichen Räume:

- Der Auflösung der Sowchose und Kolchose folgte eine rasche Privatisierung von Grund und Boden in zwei Phasen während der 1990er-Jahre.
- Dabei entstanden überwiegend kleine und kleinste Betriebe mit weniger als 1 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche.
- Da das den neuen Kleinbetrieben zugewiesene Land oft auf mehrere Parzellen verteilt war, nahm die Flurzersplitterung zu (Abb. 20).
- Mit der Auflösung der sowjetischen Großbetriebe und der Umverteilung von Grund und Boden zwischen Staat und Bewohnern war keine gleichzeitige Katastererfassung verbunden, so dass viele Eigentumsverhältnisse unklar blieben; vielfach erhob die georgische Kirche Ansprüche, denen in der Regel stattgegeben wurde.
- Für die Entwicklung der Agrarwirtschaft hinderlich war, dass die bisherigen Lieferketten unterbrochen waren und den Kleinbetrieben der Marktzugang fehlte.
- So musste ein großer Teil der ländlichen Bevölkerung zur Subsistenzwirtschaft übergehen und verarmte – sofern nicht die Abwanderung in die Städte trotz kaum größerer Beschäftigungschancen als Alternative gewählt wurde.
- Dies wiederum führte zu einer zusätzlichen Vernachlässigung der ländlichen Bausubstanz.
- Erst mit zeitlicher Verzögerung konnten einzelne Betriebe – oft auch mit ausländischer Unterstützung – in überregionale Wertschöpfungsketten eingebunden werden.
- Eine staatliche Förderung erfuhren einzelne Agrarzweige, insbesondere der Weinbau, der heute vor allem in Kachetien mit mehreren großen Weingütern sichtbar prosperiert (Abb. 21).



Abb. 20: Flurzersplitterung im Mittelgebirge zwischen Gori und Sachkhere, 2019



Abb. 21: Weinbaulandschaft in der Alazani-Niederung Kachetiens, 2019

- Da Neubauten im ländlichen Raum meist schwer zu finanzieren sind und mit viel Eigenleistung und Nachbarschaftshilfe vorgenommen werden, ziehen sie sich bisweilen über Jahre hin.

Die wenigen Stichworte zeigen, dass die Agrarkrise nicht nur eine Angelegenheit der Landwirtschaft war, sondern ein umfassendes soziales und ökonomisches Problem des ländlichen Raums: Zwar wurde die ländliche Bevölkerung in der Transformation mit Grund und Boden ausgestattet, doch boten die dabei entstandenen bäuerlichen Betriebe selten eine ausreichende Existenzgrundlage für die ländliche Bevölkerung. Damit fielen zahlreiche Landwirte auf einen Stand zurück, der vor der Kollektivierung bestanden hatte. Hinzu tritt für die offizielle Beschäftigungsstatistik ein beschönigender Effekt: Wer ein Stück Land hat, das er bewirtschaften könnte, gilt als beschäftigt; in der Sozialstatistik taucht daher die massive ländliche Unterbeschäftigung nicht als Arbeitslosigkeit auf. Die Municipalitäten (Landkreise), die für die Verteilung der Finanzmittel zuständig sind, sehen deshalb keine Notwendigkeit, einzugreifen. In den Bergregionen führt die Situation häufig zu einer Bi- oder Multilokalität von Bewohnern: Das Haupteinkommen muss außerhalb, vorzugsweise in Tbilisi, in einer nichtagrarischen Beschäftigung erwirtschaftet werden, das Bergdorf bleibt aber sozialer Bezugsort für die Familie und wird während der Zeit der Sommerweide oder Ernte und insbesondere zu Festen aufgesucht. Für die Entwicklung der Hochgebirgsregionen wurde zwar im Januar 2015 ein Fördergesetz verabschiedet, doch erweist sich die Umsetzung noch als schwierig, u. a. wegen sich überschneidender Kompetenzen.

Es wird deutlich, dass die Wiederbelebung der Landwirtschaft eine große Bedeutung für die Entwicklung und auch Wiederbelebung der ländlichen Kulturlandschaft besitzt. Sie gehört daher zu den Schwerpunkten mehrerer Projekte der internationalen Zusammenarbeit. Genossenschaften, wie sie dabei empfohlen wurden, fanden nach den Erfahrungen mit den sowjetischen Kollektivwirtschaften zunächst wenig Gegenliebe. Erst allmählich setzte sich, unterstützt durch die Erfahrung aus westlichen Ländern, die Erkenntnis durch, dass Genossenschaften nach dem Raiffeisen- oder Schulze-Delitzsch-Modell auch in Georgien Vorteile für den ländlichen Raum und seine Bevölkerung bringen könnten. Das Europäische Nachbarschaftsprogramm für die Landwirtschaft und die ländliche Entwicklung (European Neighbourhood Programme for Agriculture and Rural Development, ENPARD), das Georgien zwischen 2013 und 2019 insgesamt 102 Mio. EUR zur Verfügung stellt, war maßgeblich daran beteiligt, dass inzwischen rd. 400

Agrarkooperative (2013–2017: 281) entstanden.¹⁴ Lag der Schwerpunkt von ENPARD im ersten Förderzeitraum auf der Entwicklung der landwirtschaftlichen Produktion, so steht im zweiten Förderzeitraum die Schaffung von Beschäftigungsmöglichkeiten auch außerhalb der Landwirtschaft im Vordergrund.¹⁵ In zunächst drei Munizipalitäten (Borjomi, Lagodekhi, Kazbegi) soll die Armutsbekämpfung bei der ländlichen Bevölkerung über Projekte betrieben werden, die dem europäischen LEADER-Programm entsprechen und Arbeitsplätze auch außerhalb der Agrarwirtschaft schaffen. Die US-amerikanische Entwicklungsorganisation USAID verfolgt für den Zeitraum 2018–2023 mit dem Programm Cultivating New Frontiers in Agriculture (CNFA) die Förderung der Produktion hochwertiger Agrargüter des Gartenbaus (Obst, Gemüse, Kräuter), die Bereitstellung von nichtagrarisches Arbeitsplätzen im ländlichen Raum, die Erhöhung der bäuerlichen Betriebseinkommen, die Stärkung von Kooperativen und die Ausrichtung der Produktion an internationalen Standards.¹⁶ Verkehrsgünstig gelegene Agrarmärkte bieten auch Kleinlandwirten Verkaufsmöglichkeiten (Abb. 22). Seit einigen Jahren bestehen Servicestationen für landwirtschaftliches Gerät, die wegen der Modernität der Maschinen nicht sofort die sowjetischen Maschinen-Traktoren-Stationen in Erinnerung rufen (Abb. 23).

Hinzu kommt das Engagement ausländischer Investoren, die nicht nur die Abnahme von Agrarprodukten garantieren, sondern auch den Transport und die Verarbeitung. Dadurch entsteht wieder eine bescheidene Lebensmittelindustrie im ländlichen Raum, die Arbeitsplätze schafft, wo die Arbeitslosigkeit besonders hoch ist. So betrieb die Firma Hipp zunächst die Erneuerung von Apfelkulturen und errichtete dann eine Fabrik, die für den Export mit gesicherten Vermarktungswegen produziert. Im Weinbau ist die Vielfalt georgischer Rebsorten international anerkannt und wird staatlich gefördert.¹⁷ Einzelne Aktiengesellschaften mit ausländischer Beteiligung treiben die Modernisierung der Kellertechnik voran und setzen den Akzent auf Qualitätsweine. Kachetien gewinnt dadurch seinen früheren Ruf als führende Weinbauregion zurück. Die qvevri-Methode des Weinausbaus, seit 2013 auf der UNESCO-Liste des immateriellen Kulturerbes der Menschheit eingetragen, hat wieder an Bedeutung gewonnen.¹⁸

14 <http://enpard.ge/en/wp-content/uploads/2018/05/EU-Supported-Agricultural-Cooperatives.-A-Case-of-Georgia.pdf> [4.6.2019].

15 <http://enpard.ge/en/> [4.6.2019].

16 USAID: <https://www.usaid.gov/georgia/economic-growth-and-trade> [4.6.2019].

17 www.georgianwine.gov.ge [6.6.2019].

18 <https://ich.unesco.org/en/RL/ancient-georgian-traditional-qvevri-wine-making-method-00870> [6.6.2019].



Abb. 22: Agrarmarkt bei Gori, 2019



Abb. 23: Servicestation bei Marneuli, 2019



Abb. 24: Streusiedlung in Imeretien, 2018



Abb. 25: Flüchtlingssiedlung bei Tserovani, 2010

Die Infrastruktur für einen ländlichen Tourismus ist bislang noch gering, wächst aber mit dem touristischen Interesse an Zielen abseits der hauptsächlich besuchten Destinationen. Potentiale bieten sich für eine Weiterentwicklung von Ökotourismus, doch werden die dort angesprochenen Standards eines sorgsamem Umgangs mit natürlichen Ressourcen bisher nur sehr bedingt erreicht.¹⁹ Außer einigen Hotels bieten inzwischen auch bäuerliche Betriebe, die in der Biobauern-Vereinigung Elkana organisiert sind, Übernachtungsmöglichkeiten. In der Munizipalität Tsalka wird von der FAO ein durch die österreichische Entwicklungsorganisation finanziertes Projekt zur Förderung des ländlichen Ökotourismus umgesetzt, für das zunächst Ausbildungsprogramme aufgebaut und eine Infrastruktur entwickelt werden. Im Pankisital hat sich unter Mitwirkung eines polnischen Entwicklungsprojektes (NGO Fundacja Edukacji Międzykulturowej) ein Angebot von Agrotourismus entwickelt, das dem in den 1990er-Jahren wegen angeblicher Aktivitäten von Wahhabiten entstandenen Negativimage gerade dieser kleinen Region entgegenarbeiten und zugleich kulturelle Besonderheiten erhalten und Gästen vermitteln will: Eine kleine Gruppe von Kisten (eine ethnische Untergruppe der Tschetschenen, die in Georgien leben) bietet nicht nur Logis und Kost für Gäste an, die die umgebenden Schutzgebiete erwandern wollen, sondern greift auch die sufische Tradition des zikr-Rituals auf, das ausschließlich von Frauen vorgetragen wird und aus religiösen Traditionen erwachsen ist, und ermöglicht die Teilnahme von Gästen an Übergangsriten.²⁰ Zwar besteht die Gefahr einer Banalisierung und Kommerzialisierung religiöser Riten, doch ermöglicht die Einbindung in Tourismusaktivitäten eine Außendarstellung der Kultur, eine Abgrenzung der eher dem Sufismus anhängenden Kisten gegenüber den Wahhabiten sowie bescheidene Nebeneinkünfte.

Wie gestaltet sich der Umgang mit baulichem Kulturerbe im ländlichen Raum?

Die genannte Profanierung von Riten zeigt, dass einerseits ein Wissen um Traditionen vorhanden ist, diese aber andererseits auch für andere Zwecke, hier den Tourismus, instrumentalisiert und damit ihrer ursprünglichen Bedeutung entfremdet werden. Soweit beim baulichen Kulturerbe Kirchenbauten der georgischen Kirche betroffen waren, wurden sie zurückübereignet und je nach verfügbaren Mitteln restauriert. Anders sieht es mit

19 Paresishvili et al 2017.

20 <<http://www.pankisi.org/cgi-bin/bloxom.cgi/english/main>> [25.4.2017]; <<http://nature-guesthouse.com/nature/#>> 25.4.2017; aus der Sicht eines Ausländers beschrieben von Kopecek 2011.

Profanbauten aus, für die das öffentliche Interesse gering zu sein scheint. Aber es gibt Ausnahmen: Als sehr unterschiedliche Beispiele seien die in die UNESCO-Liste des Welterbes eingetragene Siedlung Chazhashi in der Gemeinde Ushguli in Hochsvanetien und die „Schwabendörfer“ aus der Zeit der Zuwanderung schwäbischer Siedler vor zwei Jahrhunderten genannt.

Weitet man den Begriff „bauliches Kulturerbe“ über Gebäude und Siedlungen hinaus auf agrarwirtschaftliche Relikte aus, muss man auch an die umfangreichen Terrassensysteme im Süden Georgiens als eindrucksvolles, aber wegen mangelnder Pflege verfallendes kulturlandschaftliches Relikt denken. In Samtskhe wurden im Rahmen eines Projekts der Cartu-Stiftung des Milliardärs und zeitweiligen Premierministers Bidzina Ivanishvili aufgelassene Obst- und Rebterrassen wiederhergestellt und ein Betrieb zur Zucht von Rebschösslingen gegründet.²¹ Leitend ist auch hier das Ziel, die regionale Wirtschaftsentwicklung positiv zu beeinflussen (Abb. 26–27).

*Weltkulturerbe Ushguli (Hochsvanetien)*²²

1996 nahm die UNESCO die Siedlung Chazhashi in die Liste des Weltkulturerbes auf (Abb. 28). Wohntürme, Kirchen und Burgen tradieren dort das kulturlandschaftliche Bild mittelalterlicher Gebirgssiedlungen. Die Fläche des eigentlichen Welterbes umfasst nur 1,09 Hektar, die der Pufferzone 19,16 Hektar. Nach Kriterium IV der UNESCO ist das architektonische Ensemble schutzwürdig, nach Kriterium V sind es die traditionellen Formen der Landnutzung.²³ Vor diesem Hintergrund gelten die bestehenden Mensch-Umwelt-Beziehungen, d. h. die überkommene und bis heute praktizierte Form der Landnutzung, als authentisch und schützenswert. Ein spezieller Managementplan scheint der UNESCO nicht erforderlich, sie überträgt die Verantwortung für den Erhalt des Kulturerbes auf die Bevölkerung. Das bedeutet zugleich, dass starke Störungen des Sozial- und Wirtschaftssystems als Risiko gesehen werden müssen. Ein solches Risiko stellt der Tourismus dar, der bereits stark zugenommen hat, seit die Straße von Zugdidi nach Mestia vor wenigen Jahren ausgebaut wurde²⁴ und Mestia seit 2011 mit

21 <http://1tv.ge/en/news/view/127628.html> [21.3.2017].

22 Die Ausführungen dieses Abschnitts sind großenteils übernommen aus Stadelbauer 2018, S. 57f.

23 < <https://whc.unesco.org/en/list/709> > [18.6.2019]; zur Architektur Applis 2019.

24 Für eine ausführliche Darstellung des Baus – einschließlich Bildern des damaligen Zustands – im Abschnitt der letzten 20 Kilometer der insgesamt 120 km langen Strecke siehe die Dokumentation zur Umweltverträglichkeit, die die georgische Regierung 2010 der Asian Development Bank für einen Antrag auf Kofinanzierung vorlegte. Rehabilitation and Reconstruction of Secondary Road Zugdidi-Jvari-Mestia-Lasdili Road. Project Number: 42414. May 2010, <www.adb.org/sites/default



Abb. 26: Wüstengefallene Terrassen im oberen Mtkvari-Tal (Samtskhe), 2011



Abb. 27: Neu angelegte Terrassen im oberen Mtkvari-Tal (Samtskhe), 2012

Kleinflugzeugen erreichbar ist, so dass der Ort sich zu einem Zentrum des sommerlichen Trekking- und des winterlichen Skitourismus entwickelt hat. Die Zahl der Touristen in Ushguli wird vermutlich weiter zunehmen, sobald der 2016 begonnene Ausbau der Straße von Mestia nach Ushguli und weiter über den Zagaro-Pass nach Lentekhi – und damit der Anschluss an die Fernstraße Tbilisi–Kutaisi – abgeschlossen sein wird. Damit entstehen aber nicht nur zusätzliche Einkommensquellen, sondern es wird der Bevölkerung auch berufliches Pendeln zu den Industriestandorten im Tiefland ermöglicht.

Einen regionalen Sonderfall stellen die Rechtsverhältnisse in Hochsvanetien dar. Das über viele Monate im Jahr von der Außenwelt abgeschiedene Hochtal des Inguri hatte sich im späten Mittelalter von jeglicher Herrschaft befreit; elf, später acht Dorfgemeinschaften im Osten des Hochtals bei Mestia bildeten das „freie Svanetien“ (im Gegensatz zum westlichen Hochsvanetien, wo der Dadeshkeliani-Zweig des Fürstenhauses Gelovani die Herrschaft innehatte).²⁵ Diese Dorfgemeinschaften hatten sich aus einzelnen Familien heraus gebildet, denen auch das Land gehörte. Landbesitz und -eigentum waren nicht schriftlich fixiert, sondern wurden tradiert, was selbst die Agrarreform des 19. Jahrhunderts berücksichtigte. Heute bereitet dies Schwierigkeiten, wenn von außen Ansprüche erhoben werden und die altansässigen Familien keine Dokumente über ihre angestammten Bodenrechte nachweisen können, wie es für die Katasterregistrierung verlangt wird. Und sogar in Fällen, in denen Katasterkartenausschnitte vorgelegt wurden, führte ein Verfahrenswechsel, die eine digitale Registrierung zur Pflicht machte, zu indirekten Enteignungen. Zu touristischen Zwecken errichtete und von staatlicher Seite gewünschte Infrastruktur (Flughafen, Skisportanlagen von Hatsvali) entstanden teilweise auf solchem nicht oder nicht digital registriertem Privatbesitz.²⁶ Für das engere Welterbegebiet (Ushguli-Chazhashi) ist eine solche Missachtung angestammter Rechte nicht bekannt.

fault/files/linked-documents/42414-01-geo-iee-05.pdf>. Vgl. zu den Folgen des Tourismus auch Alexander/Long 2019.

25 Zur historischen Einordnung und Entwicklung siehe Gasviani 1980, bes. S. 66 ff.

26 Transparency International – Georgia und andere NGOs legten 2011 sowohl für Mestia als auch für das südlich von Batumi gelegene und als Seebad für die Immobilien- und Tourismuswirtschaft interessante Gonio Berichte zu den Grundbesitzverhältnissen vor: <www.transparency.ge/sites/default/files/post_attachments/Report_Mestia_ENG_July_2011_pdf>. – <www.crystalfund.ge/wp-content/uploads/Gonio_ENG_WEB-2.pdf>.



Abb. 28: Ushguli²⁷

Nicht nur die Munizipalität Mestia, auch andere Hochgebirgsregionen können vom Tourismus profitieren. Chevsuretien und Tushetien sind heute bereits Zielgebiete eines Tourismus, der wegen der fehlenden Straßenverbindungen vor allem Trekkingtouren anbietet. Neben dem Nationalpark Tushetien ist Shatili nahe der georgisch-tschetschenischen Grenze eine wichtige Zwischenstation. Diese alte, von Bewohnern fast völlig verlassene Siedlung steht auf Georgiens Vorschlagsliste für die UNESCO, erfährt derzeit aber vor allem eine Aufwertung durch eine Art Fernwanderweg zwischen Stepantsminda und Sno in Chevsuretien und Omalo in Tushetien. Die Bausubstanz wurde soweit gesichert, dass die Siedlung besucht werden kann. Sie präsentiert sich, an der Einmündung des Shatilitskari in den Argun in stark reliefiertem Gelände angelegt, mit steil übereinander errichteten Gebäuden, die ineinander überzugehen scheinen. Ähnliche gedrängte Anlagen werden auch von anderen Dörfern in Chevsuretien, Pshavien und einigen Dörfern in Racha beschrieben, während die Dörfer in Hochsvanetien sich etwas weiter in der Fläche des Enghuri-Hochtals ausbreiten.²⁸

27 <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Ushguli_Svaneti_Georgia.JPG>
Bildautor: Florian Pinel 2010.

28 Volkova/Džavachišvili 1982, S. 14.

Die Schwabendörfer in Nieder-Kartlien

In einem völlig anderen Kontext stehen die Siedlungen, die ab 1817 von deutschen Übersiedlern in Südkaukasien angelegt wurden. Als Kolonisten gelangten 1817 die ersten Württemberger ins heutige Georgien, wo sie mit Unterstützung durch die russische Verwaltung mehrere Dörfer anlegten. Die Notsituation in der bisherigen Heimat, religiöse Motive chiliastischer Pietisten und die Hoffnung auf bessere Erwerbsmöglichkeiten waren treibende Kräfte.²⁹ Alexandersdorf (heute im Stadtteil Didube von Tbilisi) wurde 1817 die erste deutsche Siedlung in Georgien. 1818 folgte eine Siedlung Neu-Tiflis (heute in Tbilisi der Bereich an der David Agmashenebeli-Avenue), dann Elisabeththal (heute Asureti), Katharinenfeld (Bolnisi) sowie Marienfeld (Sartichala, 1818) und Petersdorf (ebenfalls ein Ortsteil von Sartichala, 1820) am Südrand der Gombori-Kette, 1879 Neudorf, Gnadenberg (Dsiguta) und Lindau (Linda) in Abchasien, ferner Helenendorf (1818) und Annenfeld (1819) sowie Georgsfeld (1887) im heutigen Aserbaidschan. Alexandershilf (Trialeti, 1861) bei Tiflis und Georgsfeld bei Gəncə (damals Elisavetpol', Aserbaidschan) (1887) verdanken ebenso wie Petrovka bei Kars, das zwischen 1878 und 1918 zu Russland gehörte, ihre Entstehung Ausgründungen aus den bestehenden Kolonien, die den Bevölkerungszuwachs nicht mehr aufnehmen konnten.³⁰ Bei den Kolonistendörfern handelte es sich fast durchweg um regelmäßige Siedlungsanlagen; die Landzuteilung (35 Desjatinen [ca. 38,2 ha]) war großzügig, und es wurden Nutzungsrechte für Wald und Weide gewährt.³¹ Insgesamt wurden in Georgien einige tausend Deutsche, überwiegend Württemberger, angesiedelt. Sie brachten handwerkliche und landwirtschaftliche Innovationen für Weinbau und Kartoffelanbau mit, in Tiflis widmeten sie sich auch dem Handel oder waren als Künstler und Lehrer tätig. Bis zum Ende der Zarenzeit wuchs die deutsche Bevölkerung in Georgien auf etwa 35.000 bis 40.000 Menschen an.³² Wirtschaftlich besonders erfolgreich waren die als Winzer tätigen Siedler.

Die Siedlungen waren regelmäßig mit einheitlichen Hofflächen angelegt, für die Wohnhäuser verwendeten die Siedler oft ihnen bekannte Vorbilder. Die Nachkommen dieser Siedler unterlagen wie andere Deutsche in der damaligen Sowjetunion während des Zweiten Weltkriegs der Deportation nach Zentralasien, doch blieben die Siedlungen weitgehend bestehen. In Kvemo Kartli zogen vor allem Angehörige der aserbaidschanischen Minderheit in die geräumten Wohnhäuser ein und übernahmen Gebäude und Inventar.

29 Auch 2001, S. 70; Röder 2014.

30 Tatarashvili 2018.

31 Ismail-Zade 1982, S. 25; Tiggesbäumker 1983.

32 Haigis 2005, S. 99.

Bis heute haben sich zahlreiche Bauernhäuser aus dem 19. Jahrhundert erhalten. Ihr baulicher Zustand ist sehr unterschiedlich, viele sind vom Verfall bedroht. Die ersten Wohnhäuser waren noch einfach, oft nur eingeschossig an der Straße aufgereiht. Die im späteren 19. Jahrhundert entstandenen, mehrgeschossigen Gebäude zeigen eine Bauweise, die gleichermaßen übertragen (Fachwerk) und von georgischen Vorbildern übernommen (Balkone, zum Teil mit Holzverzierungen) ist. Teilweise entstanden großzügige Hofanlagen mit gemauerten Toreinfahrten, wie sie vom mitteleuropäischen Gehöft her bekannt sind. Da der Weinbau zu den wichtigsten (und auch einträglichsten) Aktivitäten der Siedler gehörte, sind tiefliegende, aber gut durchlüftete Gewölbekeller ein besonders markantes Baumerkmal (Abb. 29–32). Ein europäisches Projekt versuchte, die Relikte zu erfassen und zu dokumentieren, denn der Erhalt der Häuser ist nicht gesichert.³³ Seit einigen Jahren bemüht sich der Verein zur Bewahrung deutschen Kulturguts im Südkaukasus von Tbilisi aus um eine umfassende Dokumentation und einen wenigstens exemplarischen Erhalt der Relikte dieser regionalen materiellen Kultur des frühen 19. Jahrhunderts.³⁴

In Bolnisi (Katharinenfeld) und Asureti (Elisabeththal) wurden zwar einzelne Straßenzüge erneuert, die von einfachen einstöckigen Häusern der ersten Siedler und von sanierungsbedürftigen, oft aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammenden Fachwerkhäusern geprägt sind, doch flossen die staatlichen Fördergelder in die Neupflasterung der Straßen. Wiederherstellungsarbeiten an den Gebäuden blieben der Privatinitiative überlassen und kommen daher kaum voran. Häuser, die nicht mehr bewohnt werden, sind dem Verfall preisgegeben (Abb. 33). Beide Orte bieten ein gewisses Potential für Nostalgie-tourismus, werden in Reiseführern und Internet beschrieben und beworben. Die nähere Umgebung bietet sich für Wanderungen an, wenn auch eine Kennzeichnung von Wanderwegen bislang noch fehlt. Beide Orte sind von Tbilisi aus bequem im Rahmen eines Tagesausflugs erreichbar. Wichtiger als die touristische Komponente ist jedoch die Wahrnehmung als bauliches Erbe – nicht unbedingt mit einer nationalen Konnotation, sondern in der Einsicht, dass die ländlichen Räume Georgiens nur wenige Wohnhäuser aufweisen, die bereits eine lange Zeit bestehen, noch genutzt werden und auch bauliche Besonderheiten aufweisen, die vor allem im

33 Europarat/Council of Europe 2017.

34 Kartographische Dokumentation der Gebäude in der von der Europäischen Union und dem Europarat herausgegebenen Schrift Kulturweg der deutschen Minderheit in Georgien, Strasbourg 2017 (georg./dt./engl.); zur deutschen Siedlung in Kaukasien vgl. u. a. Auch 2001, bes. S. 67ff. – Einen guten Einblick gibt Sebiskveradze 2014, eine umfassende, dreisprachige Darstellung legt Tatarashvili 2018 vor.



Abb. 29: Bolnisi: schwäbisches Fachwerkhaus, 2019



Abb. 30: Bolnisi: schwäbische Hofanlage mit Einfahrt, 2019



Abb. 31:
Bolnisi: Schwabenhaus,
2. Hälfte 19. Jahrhundert, 2019



Abb. 32: Bolnisi: Gewölbekeller in dem Haus von Abb. 31, 2019



Abb. 33: Schwabenhaus in Asureti (Elisabeththal), 2018



Abb. 34: Grabmale auf dem deutschen Friedhof von Asureti (Elisabeththal), 2018

Ensemble ganzer Straßenzüge hervortreten. Für Bolnisi bestehen Vorhaben, einerseits Relikte der materiellen Kultur, die bis zur Einrichtung der Häuser und zu Haushaltsgegenständen reicht, digital zu erfassen und in einem virtuellen Museum zugänglich zu machen, zum anderen wenigstens ein Gebäude zu sanieren und damit als Zeugnis der vergangenen Siedlungstätigkeit zu erhalten. Ein Museum in einem der Schwabenhäuser könnte – zusätzlich zu dem regionalen Museum, das in Bolnisi entsteht – Impulse für eine umfassende Beschäftigung mit diesem historischen Erbe geben. Heute weisen bereits Hinweisschilder an der Straße auf die deutschen Siedlungen hin (Bild 35 und 36).

Fazit

Der ländliche Raum Georgiens – und damit auch die profane Baukultur des ländlichen Raumes – harrt noch einer umfassenden Erforschung, die einerseits die sich mehrfach ändernden historischen Rahmenbedingungen, andererseits die kleinräumige regionale Differenzierung berücksichtigt. Ein erster Blick wirft mehr Fragen auf, als er Antworten geben kann. Wie sich die Umgestaltung der ländlichen Siedlungen durch die sowjetische Kollektivierung über Jahrzehnte hinzog, ist auch die gegenwärtige Transformation, die mit einer Modernisierung von Gebäuden einhergeht, ein langwieriger Prozess. An den „Schwabendörfern“ Nieder-Kartliens ist nachvollziehbar, dass der Bevölkerungsaustausch (Vertreibung und Deportation der Deutschen im Zweiten Weltkrieg und Nachzug der unter dem Druck hoher natürlicher Zuwachsraten stehenden aserbaidischen Minderheitsbevölkerung) den Siedlungserhalt zunächst unterbrach, weil Überlebensstrategien verarmter ländlicher Bevölkerung im Vordergrund standen, und dass erst ein im Wesentlichen von außen kommendes historisches Interesse zu einer Wiederbelebung und Dokumentation älterer Baukultur führen kann. Eine erneute Inwertsetzung baulichen Erbes für den Tourismus birgt aber die Gefahr einer Entfremdung von der ursprünglich mit den Siedlungen verbundenen Lebenswelt zugunsten einer auf Ästhetik abzielenden Kommodifizierung, wie das (städtische!) Beispiel von Sighnaghi zeigt.



Bild 35: Hinweisschild Elisabethtal (Asureti), 2018



Bild 36: Hinweisschilder in Sartichala, 2019

Literatur

- Alexander/Long 2019 = Alexander, Sara/Long, Michael (2019): The Juxtaposition of Cultural Identity and Tourism Development among the Svan in Upper Svaneti, Georgia. In: Makarychev, Andrey/Kruessmann, Thomas [eds.]: Europe in the Caucasus, Caucasus in Europe. Perspectives of the Construction of a Region. Stuttgart (European Studies in the Caucasus; 1), S. 255–280.
- Applis 2019 = Applis, Stefan: Ushguli – Das architektonische Weltkulturerbe Swanetiens: Ein Überblick <<https://stefan-applis-geographien.com/2019/02/25/ushguli-das-architektonische-welt-erbe-swanetiens-ein-ueberblick/>> [18.6.2019].
- Auch 2001 = Auch, Eva-Maria: Öl und Wein am Kaukasus: Deutsche Forschungsreisende, Kolonisten und Unternehmer im vorrevolutionären Aserbaidžan. Wiesbaden 2001.
- Beriašvili/Melikišvili/Solov'eva 2015 = Beriašvili, L.K./L. S. Melikišvili/L.T. Solov'eva (Hrsg.): Gruziny. Moskva (Narody i kul'tury) 2015.
- Bolashvili/Dittmann/King/Neidze 2018 = Bolashvili, Nana/Andreas Dittmann/Lorenz King/Vazha Neidze [eds.]: National Atlas of Georgia. Stuttgart 2018.
- Čikovani 1971 = Čikovani, T. A.: Klassifikacija i genezis zakavkazskogo žilišča so stupenčato-venceobraznym perekrytiem. In: Chozjajstvo i material'naja kul'tura narodov Kavkaza v XIX-XX vv. Moskva 1971, S. 33–72.
- Čurkin 1974 = Čurkin, A. N.: Stroitel'stvo i preobrazovanie sela v uslovijach intenzifikacii sel'skochozjajstvennogo proizvodstva. Tbilisi 1974.
- Džaošvili 1968 = Džaošvili, Vachtang Š.: Naselenie Gruzii: ekonomiko-geografičeskoe issledovanie. Tbilisi 1968.
- Europarat/Council of Europe 2017 = Europarat/Council of Europe [ed.]: Kulturweg der deutschen Minderheit in Georgien. o.O. [Strasbourg] 2017.
- Gachechiladze 1995 = Gachechiladze, Revaz: The New Georgia. Space, society, politics. London 1995.
- Gardanova/Gulieva/Eremjana et al. 1962 = Gardanova, B. A./A. N. Gulieva/Eremjana et al. (Hrsg.): Narody Kavkaza, t. 2. Moskva (Narody mira: etnografičeskije očerki) 1962.
- Gasviani 1980 = Gasviani, Gerontij A.: Social'no-ekonomičeskaja struktura Svaneti v XI-XVIII vv. Tbilisi 1980.
- Gegešidze 1990 = Gegešidze, Michail Kirillovič: Orošaemoe zemledelie v Gruzii (Opyt istoriko-etnografičeskogo izučenija). Tbilisi 1990.
- Haigis 2005 = Haigis, Peter: „Georgier deutscher Herkunft“?! – Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Georgien und ihre Wurzeln. In: Schröder, Bernd [Hrsg.]: Georgien – Gesellschaft und Religion an der Schwelle Europas. St. Ingbert 2005 (Annales Universitatis Saraviensis. Philosophische Fakultäten; 24), S. 89–101.
- Hempel 1967 = Hempel, Ludwig: Fossile und rezente Flurbilder im Kaukasus (Auf Grund einer Untersuchung im Jahre 1961). In: Die Erde 98 (1) (1967), S. 5–30.
- Istorija kollektivizacii sel'skogo chozjajstva Gruzinskoj SSR (1927–1937 gg.). Tbilisi 1970.
- Kopecek 2011 = Kopecek, Vincenc: Welcome to My Neighbour's Funeral: Pankisi Kists and International Tourism. In: The Scale of Globalization. Think

- Globally, Act Locally, Change Individually in the 21th Century. Ostrava, S. 157–165 <http://conference.osu.eu/globalization/publ2011/157-165_Kopecek.pdf; 20.4.2017>.
- Načkebia 1967 = Načkebia, N. V.: Nekotorye čerty sel'skogo rasselenija južnoj Gruzii. In: Trudy, Tbilisskij gosudarstvennyj universitet, 122, serija geografo-geologičeskich nauk IV, Tbilisi 1967, S. 131–138.
- Paresishvili/Kvaratskhelia/Mirzaeva 2017 = Paresishvili, Otari/Kvaratskhelia, Laura/Mirzaeva, Valentina: Rural Tourism as a Promising Trend of Small Business in Georgia: Topicality, capabilities, peculiarities. In: Annals of Agrarian Science 15 (2017), S. 344–348.
- Robakidze/Gegečkori 1975 = Robakidze, A.I., G.G. Gegečkori: Formy žilišča i struktura poselenija gornoj Osetii. Tbilisi 1975 (Kavkazskij etnografičeskij sbornik; V.1).
- Röder 2014 = Röder, Annemarie: Ararat – Die Sehnsucht nach dem Bergungsort. Schwäbische Auswanderung unter den Kaukasus. In: Prosser-Schell, Michael (Hrsg.): Symbolhafte Naturlandschaften und Naturwahrzeichen in historischen Siedlungsregionen mit Deutschen im östlichen Europa. Münster 2014, S. 195–231.
- Sakartvelos erovnuli at'lasi. National Atlas of Georgia. Nacional'nyj atlas Gruzii. Tbilisi 2012.
- Sebiskveradze 2014 = Sebiskveradze, Ketevan: Unter dem Berg Ararat: „Schwaben“ in Südkaukasien seit dem 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. In: Prosser-Schell, Michael (Hrsg.): Symbolhafte Naturlandschaften und Naturwahrzeichen in historischen Siedlungsregionen mit Deutschen im östlichen Europa. Münster 2014, S. 233–255.
- Stadelbauer 1983 = Stadelbauer, Jörg: Landwirtschaftliche Integration in den Subtropen der Sowjetunion. Überbetriebliche Zusammenarbeit im transkaukasischen Agrarraum. Berlin 1983 (= Osteuropastudien der Hochschulen des Landes Hessen, Reihe I: Giessener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens; 120).
- Stadelbauer 2018 = Stadelbauer, Jörg: Schützen oder nutzen? Konflikte über das Bauerbe in Georgien. In: Osteuropa 68 (7) (2018), S. 47–77.
- Tatarashvili 2018 = Tatarashvili, Nestan: Die deutschen Siedlungen und das deutsche architektonische Erbe in Georgien. Tbilisi 2018 [georg., deutsch, engl.].
- Tiggesbäumker 1983 = Tiggesbäumker, G.: Regular rural settlements in 19-century Transcaucasia as a characteristic feature of German colonization. In: Roberts, B.K., R.E. Glasscock [eds.]: Villages, Fields and Frontiers: studies in European rural settlement in the medieval and early modern periods: papers. Oxford 1983, S. 71–81.
- Volkova/Džavachišvili 1982 = Volkova, Natalija G./Džavachišvili, Givi N.: Bytovaja kul'tura Gruzii XIX-XX vekov: tradicii i innovacii. Moskva 1982.

Michael Prosser-Schell

Fischerhäuser in Neringa-Nida.

Kargheit und Ästhetik auf der Kurischen Nehrung

Mitarbeit von Aušra Feser

Einführung

Am litauischen Ufer der Kurischen Nehrung liegt Nida, ein ehemaliges Fischerdorf. Seit 1961 besteht unter dem Gesamtnamen *Neringa* eine weitläufige Stadtgemeinschaft zusammen mit den alten Dörfern Juodkrantė/Schwarzort, Perwalka, Preila und eben Nida/Nidden. Mit dem Jahr 1991, dem Jahr der neuerlichen staatlichen Unabhängigkeit Litauens, wurde die Kurische Nehrung zum Nationalpark *Kursių Nerija* erklärt. Im Jahr 2000 nahm die *United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization* die Nehrungslandschaft und die kennzeichnende Bebauung des Ortes mit seinen Holzhäusern in die *Welterbe*-Liste auf (unter *Kriterium V*, Kulturelle Landschaft/Beziehung zwischen Mensch und Natur).¹ Von seiner Wirtschaftsstruktur her wird Neringa-Nida heute in die Kategorie „Seebad“ oder „resort“ (Erholungsort)² eingeordnet, ist also ökonomisch mittlerweile viel eher auf bezahlte touristische Erholungsurlaube eingerichtet als auf Fischfang und Fischverarbeitung. Obschon also der Fischfang wirtschaftlich nur noch eine kleinere Rolle spielt, wird ihm für die Mentalität und das Alltagsbewusstsein der Einheimischen nach wie vor eine prägende Funktion zugeschrieben,³ und den erholungssuchenden Besuchern wird das Gefühl vermittelt, bei ihrem Aufenthalt in Unterkünften wohnen zu können, die dem Baustil traditioneller Fischerhäuser entsprechen.

Wie zur Zeit des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts, als der Fischfang noch der zentrale Erwerbszweig in Nida/Nidden war, die *eigentlichen* Fischer-

1 Angaben gemäß der Homepage der Stadt Neringa: <http://visitneringa.com/about-neringa/facts-and-history>, S. 2–3, Aufruf v. 15.09.2020, Papierausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

2 So in der Begründung zur Aufnahme in die *Welterbe*-Liste: „Statement of Outstanding Universal Value of the Curonian Spit“. In: Juozaitis, Arvydas: *Curonian Spit as the Voice of Conscience. A book about the values in the hands of two states.* [Die Kurische Landzunge als Stimme des Gewissens. Ein Buch über die Werte in Händen von zwei Staaten.] Hrsg. vom Direktorium des Nationalparks *Kurische Nehrung*. Klaipėda 2016, S. 68–71, hier S. 68.

3 Juozaitis 2016, hier: Vorwort der Herausgeber, S. 3 („One of the major trades of the locals – fishing – has remained not only a profession or means to earn ones living, but also a life style“).

Häuser gebaut wurden und wie die Bauweise der Fischer-Kähne ausgesehen hat, darüber unterrichten uns zwei in monographischer Form zusammengestellte volkskundliche Erinnerungsberichte: Derjenige des Kuren Richard Pietsch sowie der der Ostpreuin Wanda Niemtz-Wendlandt.⁴ Beide beschreiben lakonisch die Wohnsituation, die Arbeitsverhältnisse und die gesamte historische Lebensweise als äußerst karg, als durch die widrigen Bedingungen der natürlichen Umwelt radikal eingeschränkt. Die Siedlung Nidden erhielt im 19. Jahrhundert aber auch eine veritable ästhetische Wertschätzung in der akademischen Welt, weil zahlreiche Künstler, insbesondere Kunstmaler, hierherkamen und die Häuser, die Fischerkähne und die umgebende Landschaftsmorphologie des Wasserufers in verschiedenen Malstilen fixierten. Auf den ersten Blick seltsam – aber gerade die Kargheit der ehemaligen Wohn- und Arbeitsweise in Fischerhäusern und auf Kuren-Khnen hat im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert stark anziehend auf Schriftsteller und Künstler gewirkt.⁵ Nach der Auszeichnung mit dem Literaturnobelpreis ließ sich 1930 auch Thomas Mann von dem Memeler Architekten Herbert Reissmann hier ein Sommerhaus im lokalen Fischerhaus-Holzbaustil errichten und nutzte es als schriftstellerischen Arbeitsplatz und Inspirationsquelle.⁶

-
- 4 Pietsch, Richard: Fischerleben auf der Kurischen Nehrung. Dargestellt in kurischer und deutscher Sprache mit einer Einleitung von Friedrich Scholz. Berlin 1982; Niemtz-Wendlandt, Wanda: Die Nehringer. Volkstum – Brauchtum – Volksglaube auf der Kurischen Nehrung (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde; Bd. 34). Marburg 1986. Ebenfalls als Quellenfundus für die Zeit des ausgehenden 19. und des früheren 20. Jahrhunderts können wir den umfassenden Erfahrungs- und Erlebnisbericht des Leiters der Vogelwarte Rossitten auswerten: Thienemann, Johannes: Rossitten. Drei Jahrzehnte auf der Kurischen Nehrung. Hier 3., verb. u. verm. Aufl., o.O. [Neudamm] 1930 [Erstauflage 1927]. Unverzichtbar für die Siedlungsgeschichte bleibt nach wie vor die wissenschaftliche und klassisch gewordene Studie zur Kurischen Nehrung des Sprachwissenschaftlers, Volkskundlers und Historikers Adalbert Bezzenberger: Bezzenberger 1889.
- 5 Barfod 2018, S. 13. Eine aktuelle deutschsprachige Homepage „Infos & Reisetipps Kurische Nehrung“ zeigt, dass die ehemalige Künstlerkolonie auch heute noch in die Merkmale Niddens eingetragen erscheint und formuliert in einem allgemein gehaltenen Hinweistext: „Die ehemalige Künstlerkolonie Nida (früher Nidden) ist der Hauptort der Nehrung. Im 20. Jahrhundert entdeckten vor allem deutsche Künstler das damalige Nidden für sich. ... Direkt am Haff, im Norden Niddens, befand sich der Gasthof Blode, der früher der Treffpunkt jener Persönlichkeiten war.“ So zu finden unter URL: <http://www.kurische-nehrung.de/nida> [2 Seiten, hier S. 1]. Ausdruck: Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.
- 6 Die Baukosten wurden aus einem Teil der Nobelpreisvergtung entrichtet. Fischer, Bernd-Eberhard/Fischer, Angelika: Thomas Mann in Nidden. [Illustrierte Broschüre], 3. Aufl., Berlin 2012, S. 10.

Das Memelgebiet war nach dem I. Weltkrieg im Auftrag des Völkerbundes 1920–1922 der Verwaltung Frankreichs übergeben, 1923 an Litauen angegliedert worden.⁷ 1940 kam es wieder an das Deutsche Reich. 1944/45 besetzte es die Rote Armee, Nidden/Nida lag fortan im Herrschaftsbereich der Sowjetunion und einer sozialistischen Staatsdoktrin. Für die Zeit unmittelbar nach Kriegsende wird die Situation des Hausbestandes im gesamten Nahrungsgebiet als schwierig bis trostlos geschildert.⁸ Da durch Flucht und Vertreibung der Deutschen ein Großteil der Häuser leer stand, verwahrloste vieles, auch Plünderungen fanden statt.⁹ Im Zuge der ethnischen Vereinheitlichungsbestrebungen nach dem II. Weltkrieg wurden nun zunächst russische Familien, dann – verstärkt ab 1961 – vor allem Litauer hierher umgesiedelt.¹⁰ Erst 1958 wurde eine abschließende Vereinbarung zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion geschlossen, aufgrund derer bis zum Jahr 1961 noch einmal circa 100.000 Memeldeutsche die Ausreise antraten.¹¹ Währenddessen war die Kollektivierung der Land- und Fischereiwirtschaft ins Werk gesetzt worden. Die einzelnen, privaten Kuren-Fischerkähne und -boote wie auch die traditionellen kleinen Fischerhäuser galten in diesem ökonomischen System als dysfunktional. Die Fischerhäuser wurden geteilt in bis zu vier oder gar sechs Wohnungen und an Arbeiterfamilien vergeben. Neue Fischkutter mit Dieselmotoren und neue, größere Gebäudetypen ohne Holzwände und ohne Schrägdächer, gebaut mit Beton und Glasfassaden waren nunmehr sowohl wirtschaftlich wie wohnnormmäßig wie auch ästhetisch vorbildlich.¹² Seit den späteren 1960er-Jahren wurde Nida als sozialistischer „Erholungsort“¹³ entdeckt – mit Ferienlagergebäuden und größeren Baukomplexen aus Beton.

In den endenden 1960er- und seit Anfang der 1970er-Jahre wurden aber auch die älteren Fischerhäuser als „Volksarchitektur“ teilweise wieder restauriert. Ein Museum, das sich der historischen Kultur widmete, fand sich

7 Zur „Konvention über das Memelgebiet“ 1919–1924 neuerdings Näheres bei Dornfeldt/Seewald 2017, insbes. S. 111–114 u. S. 105–106.

8 S. unten S. 264–265.

9 Sakson 2016, Bd. 1, S. 375–377.

10 Sakson 2016, Bd. 1, S. 183, S. 185f., S. 376f.

11 Als Memel-Deutsche galten Familien und Personen, die bis zum 21. Juni 1941 deutsche Staatsbürger gewesen waren. Wiederum Grundlage dafür war eine Vereinbarung zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion v. 10.01.1940, als das Memelland dem Deutschen Reich, Litauen der Sowjetunion angegliedert worden war. S. bei Dornfeldt/Seewald 2017, S. 212 u. S. 202.

12 Pluhařová-Grigienė 2017, S. 287–292, S. 323–331 (Abbildung neuer motorisierter Fischkutter, Abbildung Pionierheim, etc.); Sakson 2016, Bd. 2, S. 195–196, S. 382–383; s. unten S. 266–269.

13 Pluhařová-Grigienė 2017, S. 310–313, S. 323, s.a. S. 332 (hier instruktive Abbildung eines damaligen Ferienlagers).

im Kirchengebäude eingerichtet, und 1976 reservierte man einen Teil der Landschaft als „Naturschutzpark Nida“¹⁴ (wörtlich: „Staatlicher Waldpark“). In den 1980er-Jahren konnten Besucher dann parallel Bungalows und Betonbauten und dazuhin Neubauten mit Anklängen an den alten Stil als kleine Einzelhäuser beobachten.¹⁵

Gegenwärtig werden die Häuser Nidas in Holzbauweise von der UNESCO-Welterbe-Konvention geschützt oder in Holzbauweise/mit Holzbauerelementen und der traditionellen, hier typischen Farbgebung von Neuem erstellt: Die äußerst verdienstvolle Arbeit der Geographen David Fuchs und Jan Peter Kosok hat den Anteil der Häuser Nidas im kennzeichnenden Fischerhaus-„Nehrungsstil“ gegenwärtig mit 58 von 478 Gebäuden (d.h. circa 12%) empirisch erhoben.¹⁶ Sie erfüllen ihre Rolle schwerpunktmäßig als Gast- und Beherbergungsbetriebe im professionellen Fremdenverkehr, als eine ästhetisch ansprechende, positiv wertbehaftete Wiedererkennungssignaliät, als schönes Markenzeichen des Siedlungsensembles eben für genau *diese* (und keine andere) touristische Erholungsdestination. Mit der Aufnahme Litauens in die Europäische Union, mit den entsprechenden Reisefreiheiten innerhalb der europäischen Länder sowie der Übernahme des Euro als Zahlungsmittel für Direktinvestitionen wird stark versucht, vor allem diesen tertiären Sektor von Erholung, Freizeitgestaltung und Bildungsmuße zu bedienen und zu befördern.¹⁷

14 Pluhařová-Grigienė 2017, S. 324, S. 334–338.

15 Pluhařová-Grigienė 2017, S. 347. Die Autorin stützt sich hier auf mündliche Erfahrungsberichte und auf die Kenntnis von prestigeträchtigen Auszeichnungen an litauische Architekten innerhalb der UdSSR.

16 Fuchs/Kosok 2020, S. 238, S. 231–233: Der „Nehrungsstil“ der Häuser wird hier gekennzeichnet durch äußerliche Merkmale der alten Fischerhauselemente und touristisch orientierter Beherbergungserfordernisse: Mit Holzlatten in vertikaler Ausrichtung verkleidete Fassade, in Ochsenblutrot und/oder „Niddener Blau“ angestrichen, ggf. weitere Elemente in Weiß, etwa zur Abhebung optisch deutlichfarblich abgehobener Fenster; Dachziegel rot oder (seltener) reetgedecktes Dach, hölzerne Giebel-Zierleisten, lotrechtes Giebelbrett am First, eineinhalb Geschosse, rechteckiger Bau mit einer an der Traufseite vorgelagerten, verglasten Veranda (Die Erhebung bezieht sich auf das Jahr 2018, die publizierte Darstellung wird als noch „vorläufig“ deklariert; zum Konzept des Gesamtprojekts s. Kinder 2021). Die Nationalparkverwaltung bezeichnet diese Häuser als „hybrid of a fisherman’s house and villa, s. Homepage: Kuršių Nerijos nacionalinis parkas, abrufbar unter: www.nerija.lt, hier: www.nerija.lt/culture/settlements, S. 2.

17 Rosengarten, Ulrich 2016, S. 80–81, S. 85. Die aktuelle Homepage <https://www.kurische-nehrung.de/allgemeines> bewirbt die Nehrung entsprechend, wenn sie wörtlich damit wirbt, dass sie „Erholung mit Kultur, Geschichte und Naturerlebnis [vereint].“ Abruf der Homepage am 19.06.2020, Kopie auf Papier im Archiv Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

Diese hier einleitend nur skizzenhaft dargelegten Sachverhalte lohnen eine erweiterte, begründende und differenzierende Behandlung. Der folgende Beitrag möchte also zur Erläuterung der historischen Kargheit der Fischersiedlung und der kennzeichnenden Landschaftsmorphologie, die Nidden bis ins ausgehende 19. Jahrhundert bestimmt haben, etwas mehr mitteilen; zugleich soll damit umfassender ausgeführt werden, was Kargheit im Wohnen und Wirtschaften zur Zeit der Entstehung eines regionalen Fischerhaustyps und in der Praxis der Bewohner bedeutet hat.¹⁸ In einem weiteren Abschnitt soll auf die ästhetische Wertschätzung und künstlerische Exposition der Häuser mit der sie umgebenden Nehrungslandschaft während des ausgehenden 19. und früheren 20. Jahrhunderts im akademisch bestimmten Präsentations- und Kommunikationskreis eingegangen werden. Ein darauf folgender dritter Abschnitt versucht die Situation nach der sowjetischen Eroberung und im Sozialismus zumindest rudimentär darzustellen (rudimentär deshalb, weil wenig Fachliteratur hierzu zur Verfügung stand).¹⁹ Am Ende und viertens soll ausgelotet werden, wie sich die *gegenwärtige* Gestalt, die Funktion und die Verwendung der Häuser in Nidden analysieren lässt: Welche Funktion haben die Häuser des heutigen „Fischerhaustyps“ und wie werden sie mit Wert versehen? Es soll dabei noch einmal ausgiebiger und intensiver auf den Zusammenhang mit der „Welterbe-“ und Nationalparkidee am Ort selbst eingegangen werden.²⁰ Bei alledem soll stets die Frage nach der ästhetischen Attraktivität der Häuser und der Landschaft, auf die die Siedlung in Vergangenheit und Gegenwart immer verwiesen blieb und bleibt, die Grundlinie der Untersuchung bestimmen.

Landschaftsbedingungen und Fischerhäuser auf der Kurischen Nehrung im ausgehenden 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Als unwirtliche, öde Landschaft mit erbärmlicher Bausubstanz erlebte am Ende des 18. Jahrhunderts der durchreisende Literat Carl Feyerabend die Kurische Nehrung. Das Hauptproblem waren die Sanddünen:

18 Zur Konzeptualisierung dieses kulturanthropologischen Forschungsfeldes s. Mohrmann 2001, S. 133–153.

19 Hierzu standen uns in der Hauptsache die Angaben aus dem Werk des polnischen Sozialwissenschaftlers Andrzej Sakson zur Verfügung: Sakson 2016, hier Bd. 2.

20 Hierzu insbesondere Juozaitis 2016. Diese Darstellung wurde 2016 von der Nationalparkverwaltung als zweiundsiebzigseitiger, mit einschlägigen Fotozeugnissen aus Vergangenheit und Gegenwart ausgestatteter Buchband herausgegeben. Er ist gewissermaßen als repräsentativ deklariert, sowohl das Generalsekretariat des Nationalen Litauischen Komitees der UNESCO als auch die Direktion der Nationalparkverwaltung haben das Entstehen des Textes unterstützt und mit Grußworttexten ausgestattet.

„Hier ist nichts als eine ewige Sandwüste, wo man meilenweit reisen kann, ohne einen Menschen, geschweige denn ein Dorf anzutreffen. Man stößt auf Hütten, die ehemals bewohnt waren, jetzt aber entweder zum Teil oder auch ganz vom Sande verschüttet sind. Hier und da findet man Ueberbleibsel zertrümmerter Schiffe, die das tobende Meer in seiner Wuth ausgeworfen hat. ... Nie kommt man aus dem Sande heraus, der hier bis in die Achsen geht. Kurz, alles hat hier eine öde, grausende Gestalt, und, was man sieht und hört, erweckt in dem Menschen die schauernde Idee einer rächenden Gottheit.“²¹

Die Kurische Nehrung hatte man im 17. und frühen 18. Jahrhundert radikal abgeholzt, so dass der Dünensand keinen Halt mehr finden konnte. Schon damals schilderten die Einwohner aus Nidden die Lage derart, dass „[wir] nichts als den Sandt umb uns sehenn“ und dass wegen der wirtschaftlichen Einbußen Steuererleichterungen angebracht seien.²² So stark war die Versandung, dass bis weit nach 1800 ganze Dörfer von getriebenem Sand erfasst und allmählich unter ihm begraben wurden.

Die ersten wirksamen Gegenmaßnahmen sind mit dem Namen eines Wissenschaftlers dänischer Herkunft aus Danzig, Sören Björn, verbunden, der mit der Idee, sehr widerstandsfähige dänische Krüppelkiefern zwischen Crantz und Sarkau auf der südlichen Nehrung einzupflanzen, die ersten Erfolge gegen die Sandwanderung erzielte. Bei Nidden versuchte man seit den 1820er-Jahren unter der Koordination der beiden Postmeister Gottlieb David Kuwert und George David Kuwert,²³ die Sandverwehungen auch mit dem Einsetzen von Büschen, Bäumen und Fangzäunen zu bekämpfen; diese Maßnahmen fanden noch ohne staatliche Unterstützung statt.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts umfasste das Dorf Nidden „31 Feuerstellen“ (d. h.: 31 Haushalte).²⁴ Eine Posthalterei befand sich dort und ein

21 Feyerabend, Carl: Kosmopolitische Wanderungen durch Preußen, Liefland, Kurland, Litthauen, Vollhynien, Podolien, Gallizien und Schlesien, in den Jahren 1795 bis 1798; in Briefen an einen Freund. 4 Bde., hier Bd. 2, Danzig 1800, S. 98, s. bei Bezenberger 1889, S. 165. Als „abscheuliche Wüsteney“ bezeichnet ganz ähnlich John Carr die Nehrung: Carr, John: Beschreibung einer Reise durch Dännemark, Schweden, Norwegen, Russland und Preussen. Auf Deutsch erschienen Rudolstadt 1806–1808 (Carrs Reise fand 1804 statt). Nachweis: bei Bezenberger 1889, S. 165.

22 Im Wortlaut abgedruckt bei Bezenberger 1889, S. 212. (Gesuch des Krugwirts Peter Gerholz um Steuererleichterung, stattgegeben gemäß Verleihung des Krugrechts auf Zukunft hin durch Handfeste v. 12. Juni 1610, Schriftstück war nach Angaben Adalbert Bezenberges in den 1880er-Jahren noch im Besitz des Gastwirts Muschinsky in Nidden).

23 Geboren 1787, gestorben 1856.

24 Bezenberger 1889, S. 214.

„Krug“, eine Dorfgaststätte mit Schankrecht, die auch als Warenums Schlagplatz genutzt wurde (notabene, diese Angaben beziehen sich bereits auf die dritte Siedlung namens Nidden, zwei andere waren zuvor Opfer der Sandverwehungen geworden). Die Poststraße von Memel nach Königsberg wurde ab 1828 auf das Festland verlegt, so dass Durchreisende nicht mehr über die Kurische Nehrung geführt wurden und damit eine noch stärkere Isolierung eintrat.²⁵ Zu Nidden hinzu gehörten seinerzeit auch die Teilsiedlungen Skrusdihn (kurisch: Skrusdeena) und Purwihn, wohin ehemalige Einwohner des versandeten Nachbardorfs Negeln gezogen waren.²⁶ Negeln war vom Sand einer Sturzdüne erfasst und zwischen 1836–1846 zerstört worden.²⁷ Dicht hinter dem Ort lagen Sandberge, die einen Teil der Einwohner zwangen, weiter im Norden zu bauen, wo der vorliegende Wald sie vor dem Sand schützte.²⁸ 1869 erstellte der Geologe G. Berendt ein Fachgutachten, in dem er vom Staat sofortige kulturtechnische Maßnahmen zum umfassenden „Festlegen“ der Dünen einforderte.²⁹ Unter hohem personellen Einsatz – auch Strafgefangene aus Memel sollen laut einschlägigen Berichten dazu verpflichtet worden sein – setzte man dann besonders wirksame, systematische Bepflanzungen ins Werk, wobei erst schachbrettartig kleine Vierecke aus Reisig in den Hang gesteckt wurden, damit der Wind den Sand nicht mehr ohne Weiteres erfassen konnte. Sodann wurden in diese Steckvierecke Kieferschößlinge eingepflanzt. Um größere Haftkraft zu gewährleisten, wurden ihre Wurzeln mit ein wenig Lehm ummantelt, wobei der Lehm mühsam vom Festland herangeschafft werden musste. Auch mit Birken und Erlen, mit Strandhafer, Strandroggen und Strandgräsern wurde das Verwehen und Wandern des Sandes eingedämmt. Zudem legte man eine durchgehende künstliche Vordüne an. Hinter diese Vordüne pflanzte man Plantagenwälder, größtenteils wieder aus Kiefern bestehend.³⁰ So wurde sogar Forstwirtschaft

25 Bezenberger 1889 S. 216, S. 290–291. (Den Posttransport haben teilweise einzelne Boten ohne Kutsche, teilweise auch Schiffe übernommen.)

26 Bezenberger 1889, S. 214–215.

27 Noch bis zum Ende der 1860er-Jahre gingen mancherorts die Versandungen unaufhaltsam voran, vgl. Bezenberger 1889, S. 220; Wichdorff 1919, S. 123.

28 Bezenberger S. 214; der Text weiter: „Besonders gefährlich sind die Südwestwinde weil diese einen ganz flachen Sandberg, der bereits einen Garten des Posthalters verschüttet hat, immer mehr ins Dorf treiben. Im Nordwest liegt noch ein kleiner Wald vor, durch den bisher die Versandung des Dorfes verhindert wurde“. Dieser sei aber „zu licht, um einen wesentlichen Schutz zu gewähren, daher die dahinterliegenden hohen Sandberge, die hier mitunter eine Höhe von mehr als 135 Fuss erreichen, immer weiter in denselben eindringen und die Bäume verschütten.“

29 Berendt, G.: Geologie des Kurischen Haffes und seiner Umgebung. Königsberg 1869; s. a. bei Wichdorff 1919, passim (die Originalschrift Berendts stand uns nicht zur Verfügung).

30 Wichdorff 1919, S. 123–125, S. 179.

möglich³¹ – und die Krüppelkiefern wurden zu einem landschaftlichen Wahrzeichen der Nehrung. Im geschützten Bereich hinter der Vordüne konnte nun auch ein wenig Ackerbau betrieben werden, in größerem Umfang sogar Viehzucht: 1878 hielten die Niddener 36 Pferde und 55 Rinder, die ebenfalls auf Nutzflächen hinter der Vordüne weiden konnten.³² Ganz dominierender Wirtschaftszweig blieb jedoch die Fischerei. 1873/74 wurde ein massiver Leuchtturm an der Meeresseite errichtet, der den Kähnen die Orientierung erleichterte;³³ gerade dieser Bau markierte aber auch die mittlerweile intensivere staatliche Erschließung, Vermessung und Erfassung des Nehrungsgebiets.

Die eben geschilderte Nehrungslandschaft machte für diejenigen, die unter derartigen äußeren Bedingungen dauerhaft dort wirtschafteten und wohnten, eine bestimmte Haushaltsform notwendig, die auf die herrschende Kargheit abgestellt war. Was dies in der kulturellen Praxis bedeutete, lässt sich aus der akademischen Abhandlung von Ulrich Tolksdorf zur Fischerei und Fischerkultur in Ostpreußen (1991)³⁴ sowie – schwerpunktmäßig – aus den kulturanthropologischen/ethnologischen Quellenmonographien Wanda Nimitz-Wendlands (1903 als Wanda Krause geboren in Rossitten, verstorben Gadendorf/Schleswig-Holstein 1988) und Richard Pietschs, dem 1915 geborene Sohn eines Fischers in Nidden (gest. Heidelberg 2007) eruieren – wobei immer mitzubedenken ist, dass die Angaben beider aus der Erinnerung weit nach dem II. Weltkrieg entstanden und formuliert worden sind.³⁵ Nimitz-

31 Wichdorff 1919, S. 122; Bezenberger 1889, S. 238–240, S. 286.

32 Bezenberger 1889, S. 285–289. Jagd auf Elche und auf Krähen zur Nahrungsversorgung wurde ebenfalls betrieben. Eine relevante Rolle spielten nicht zuletzt die Bernsteinsuche und der Bernsteinverkauf – hierbei trat allerdings nicht so sehr Nidden, sondern stärker noch Schwarzort/Juodkrante in den Vordergrund.

33 Bezenberger 1889, S. 216. S. neuerdings auch Abbildung und Hinweis bei Pölking, Hermann: *Das Memelland. Wo Deutschland einst zu Ende war. Ein historischer Reisebegleiter.* Berlin 2013, S. 61.

34 Tolksdorf 1991, über Nidden und das Kurische Haff u. a. S. 6–7, 17–18, 21–36. Tolksdorf widmet sich überwiegend dem Bootsbau, den Fangtechniken und den Fischereiordnungen, weniger dem Hausbau.

35 Richard Pietsch war, was in unserem Fall für den Authentizitätsgrad seiner Lebenserinnerungen wichtig ist, der Sohn eines Fischers, hat zunächst als Postbote/Postfahrer, ab 1935 bei der Badeverwaltung in Nidden gearbeitet; deshalb kann mit Vorsicht unterstellt werden, dass er vom Dorf Nidden, der Lebensweise seiner Bevölkerung und von der umgebenden Region intensiv Kenntnisse erlangen konnte. Aus den Lebensdaten lässt sich folgern, dass sich seine Berichterstattung auf die Zeit Mitte der 1920er-Jahre bis 1944/45 (Flucht nach Westen) bezieht. Wanda Nimitz-Wendlandt (geborene Krause) ließ sich auf der Nehrung zur Gutsrentantin ausbilden (sinngemäß: als Buchhalterin auf einem Gutsbetrieb) und war dann – seit wann ist unbekannt – Sekretärin in Berlin, nach dem Zweiten Weltkrieg in Schleswig-Holstein. Nimitz-Wendlandt bezieht sich in ihrer persönlichen Erinnerungserzählung demnach auf die Zeit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts,

Wendlandt beschrieb die historische Lebenswelt auf der Nehrung als eine „fast absolute Gütergemeinschaft“³⁶ – oder, von ihr selbst noch präziser formuliert,³⁷ als eine „Borgegemeinschaft“: In den Zeiten der Abschnürung, Isolation und großer Bedrohungen durch die Wanderdünen hatten die „Wirtshöfe“ alle erforderlichen Arbeitsgeräte und ebenso den entsprechenden Hausrat sowie Pferde und Wagen vorzuhalten, wobei die „Losleute“ diese Sachen leihen und Niesbrauch davon machen konnten. Einfach alles sei ausborgt worden, sogar die Kochtöpfe. Nimtz-Wendlandt schreibt, bis zu „fünf Haushaltungen [hätten zuweilen] nur einen Kochtopf“ gehabt, so dass die betroffenen Familien *nacheinander* ihre Nahrung zubereiteten.³⁸ Dieses eingebaute Verhalten habe auch dann weiter nachgewirkt, als Orte wie Nidden nicht mehr von der Außenwelt isoliert und nicht mehr ständig vom Sandtrieb bedroht gewesen, sondern verkehrsmäßig schon besser erschlossen gewesen seien.³⁹ Dass Besitzer ihre Habe anstandslos ausborgten mussten, sei selbstverständliche Pflicht gewesen, die nur dann hätte verweigert werden können, wenn „die erbetene Sache wirklich selber dringend gebraucht“ wurde. In einem solchen Fall „ging der Borger ein Haus weiter“.⁴⁰ Nimtz-Wendlandt betont, dass in Nidden drei Sprachen gesprochen wurden: Deutsch, Litauisch, Kurisch.

Die Lebenserzählung des 1915 in Nidden geborenen Kuren Richard Pietsch, der 1945 flüchtete und später in Deutschland seine Erinnerungen aufnotiert hat, erwähnte die Borgegemeinschaft ebenfalls ausgiebig und vermerkte entsprechend:

„Brukaj viens zvejšs zirges un vesume, gāj viņš pits kaimine, tas turij, un lūdze vingē aptuoā. ‚Ej stala un piejūdž vingēs, bij ta vienāde atsacijume. Ir kad tas zirgs un vezums vakara tap parvēste, ‚dieke‘ āstik un ta dalike bij abzduijams atlikts.“ [...] „Pradiem ka tie cie-

lässt aber auch Hörensagen von „Gewährsleuten“, die ab 1840 geboren wurden, mit einfließen. Die in Buchform erschienenen Texte wurden aufgenommen und kommentiert von philologisch und historisch ausgebildeten Wissenschaftlern, zum einen (bei Pietsch) von dem Sprachwissenschaftler Friedrich Scholz und bearbeitet von Heinz Ischreyt, zum anderen (bei Nimtz-Wendlandt) von Ulrich Tolksdorf, dem 1939 in Königsberg/Ostpreußen geborenen Volkskundler an der Kieler Universität (gest. 1992).

36 Nimtz-Wendlandt 1986, S. 20.

37 Nimtz-Wendlandt 1986, S. 21.

38 Nimtz-Wendlandt 1986, S. 21.

39 Nimtz-Wendlandt 1986, S. 22 (die Borgegemeinschaft habe als „Tradition“ noch nach den „Notzeiten“ – gemeint ist: nach 1880, s. S. 106 – in abgeschwächtem Maße weiter überlebt „bis zuletzt“, also wohl bis in die 1940er-Jahre, als die Familie fliehen musste).

40 Nimtz-Wendlandt 1986, S. 20–22.

meniekēs lidzātume brukāj, tap saues pašes darbes palikte un bevarde tam sauktums sēkte, ir kad ta lidzātume stundes truke. Ta lidzātume gāj ta tāle, kad vingē kāde rēze diene un nakte truke. Azmaksešīne par suoa darbe nitape piejemte. „Rita jau ir es variš kāde brūkate“, sacij ka vise rēze.“ [„Brauchte ein Fischer Pferde und Wagen, so ging er zum Nachbarn, der sie hatte, und bat ihn darum. ‚Geh‘ in den Stall und spanne sie dir an‘, war die lakonische Antwort. ... Auch wenn das Gespann erst abends zurückgebracht wurde, genügte ein ‚Dankeschön‘ und die Angelegenheit war für beide erledigt. [...] Sobald Dorfbewohner Hilfe brauchten, wurde die eigene Arbeit aber niedergelegt und wortlos dem Ruf Folge geleistet, auch wenn die Hilfe Stunden dauerte. Die Hilfsbereitschaft ging so weit, dass sie manchmal Tag und Nacht in Anspruch nahm.“]⁴¹

Bezahlung für diese Arbeit sei nicht angenommen worden: Alle waren sich der Tatsache bewusst, dass immer eigene Bedürftigkeit eintreten konnte. Wanda Nimtz-Wendlandt macht jedoch darauf aufmerksam, dass wir es bei den „Borgegemeinschaften“ der alten Nehrungsdörfer keineswegs mit einem sozialharmonischen Idyll zu tun haben: „Dieses ‚Borgen‘“, schreibt sie, „machte den Besitz fast zur Plage: Wer viel hatte, mußte viel ausborgen,“ und wenn allein Wagen oder Schlitten verliehen wurden, sei dies tatsächlich vollkommen unentgeltlich geschehen – wobei der Besitzer dann auch die Schäden bei unsachgemäßer Behandlung zusätzlich zu tragen hatte. Darüber hinaus sei es nicht selten vorgekommen, dass die Besitzer ihre verliehenen Gerätschaften selbst heimholen und an verschiedenen Türen klopfen mussten, wenn die Sachen an einen dritten oder einen vierten Haushalt weitergeborgt worden waren.⁴²

Die Häuser, so führen Nimtz-Wendlandt und Pietsch weiter aus, seien fast ausschließlich einfache Holzhäuser gewesen, mit Querbohlen, die Enden ineinandergefügt, die Ritzen mit Moos abgedichtet, Dachbedeckung aus Rohr oder Stroh. Der Hausbau wurde noch nach 1870 und bis etwa 1900 in architektonischer Unkompliziertheit intrinsisch, mit einheimischen Materialien, bewerkstelligt. Die Häuser standen jeweils mit einem Giebel zum Haff hin, mit dem anderen Giebel zur Straße, und sie standen als geschlos-

41 Pietsch 1982, S. 80 (Übersetzung ebd., S. 81). Die kurische Sprachform kommt aus dem Lettischen, es handelt sich eigentlich um einen lettischen Dialekt, s. bei Scholz 1982, S. 5–6.

42 Die „Gütergemeinschaft“ oder „Borgegemeinschaft“ sei jedoch die den Umständen angepasste Art und Weise des Überlebens gewesen. So seien auch fast alle Leistungen der Handwerker mit Gegenleistungen oder mit Naturalien vergolten worden, Fischer hätten ihre Ware gegen landwirtschaftliche Erzeugnisse getauscht und umgekehrt. S. bei Nimtz-Wendlandt 1986, S. 20–21.

sene Ortschaften da, weil man wegen der harten Lebensbedingungen nahe Nachbarschaft brauchte.⁴³ Richard Pietsch gibt in seinen Erinnerungen den Hausbau sehr detailliert wieder und schreibt, dass der Hausbau nur mit Holz aus den lokalen Kieferbeständen und mit Stroh für das Dachdecken ausgeführt worden sei.⁴⁴ Steine als Baumaterial habe es auf der Nehrung nicht gegeben, allenfalls einige „Findlinge“ bei Rossitten. Als Grundstoff für die Fundamente habe man Steine vom Festland liefern lassen müssen, genauso wie – gegebenenfalls – Rohrhalme zur Dachbedeckung oder den Lehm für die Töpferei.⁴⁵ Der übliche Grundriss der Häuser umfasste eine Stube (die zugleich als einer der Schlafräume genutzt wurde), sodann einen größeren Flur-Raum mit einer anschließenden, nicht durch Wände getrennten Kammer, und eine zweite, separierte Kammer, in der ebenfalls geschlafen werden konnte, und schließlich eine dritte, eine Allzweck-Kammer. Im Mittelpunkt des Hauses befanden sich die Küche mit Kochstelle und ein Ofen, der anteilig sowohl an die Stube wie an die Küche aufgestellt war. Über der offenen Feuerherdstelle hing eine Hakenkette⁴⁶ mit Einhängenvorrichtungen für Töpfe in verschiedener Höhe. Darüber, unter dem Dach, befand sich der Hausboden mit einem Aufsatz, der als Räucherkasten für Fleischwaren diente (kurisch „Däre“, direkt über der Küche). Schornsteine besaß ein solches Nehrungsfischerhaus aus dem 19. Jahrhundert nicht, weshalb es kaum verwundert, dass die *Küche* in Richard Pietschs Erinnerungsdokument „Mële kukine“ („Schwarze Küche“) heißt.⁴⁷ Der Rauch vom Ofen und der Kochstelle zog durch den gesamten Hausraum von Küche und Flur aus nach oben zum Boden, wo Fleisch, Netze, Leinen, Segel und anderes damit imprägniert und haltbar gemacht wurden, und zog dann von dort durch Luken und Ritzen des Daches ins Freie.⁴⁸ Andere, nicht von Einheimischen verfasste ethnographische Berichte merken an, dass diese Häuser von einem maliziösen, beißenden Geruch aus Rauch und Fisch erfüllt gewesen seien, den die

43 Nimitz-Wendlandt 1986, S. 38.

44 Hier in der kurischen Originalsprache: „Tie names us kurse kāpe bij like 1900 is malke taisate un ar truše apklate. Par taisijume nu viene name pase zurgaj tie zvejes tuoas rēkuoate malke juoa dauge is kāpe meže. Tuoas rēsines priedes kuoakes, tie par vienes garumes tap sagrieste, uoazlike vinge us duies sataisētes augstes bukes“, Pietsch 1982, S. 70, Übersetzung s. S. 71.

45 Originaltext: „Māle par puoadenieke, truše par stāgenieke un akmines (nu vēce laike) gūt un brūkate, ša nivar vinges us ziemile sāne kāpe raste.“ Pietsch 1982, S. 70, Übersetzung s. S. 71.

46 Kurisch „kedes ar knebes“, s. Originaltext Pietsch 1982, S. 74.

47 Pietsch 1982, S. 72. Der Text von Pietsch teilt mit, dass noch bis 1942 ein solches Haus auf dem Hof des Wirtes Šekān/Schekahn in Nidden stand, s. ebd. S. 74.

48 Tolksdorf 1991, S. 53; Pietsch 1982, S. 75; s. a. die entsprechenden, etwas kürzeren Mitteilungen bei Nimitz-Wendlandt 1986, S. 38. Dazuhin baute man eigene Räucherkästen („Räucherkaulen“), über denen der gewürzte Fisch eingehängt werden konnte, s. Tolksdorf 1991, S. 44–45.

Kinder dann auch als olfaktorisches Mitbringsel in die Dorfschulen getragen hätten.⁴⁹

Die Erstellung der Häuser wurde einerseits von Fachberufen übernommen, etwa von Zimmerleuten vom Festland. Sie markierten den jeweiligen Grundriss mit Steinen oder mit örtlich verfügbaren Kieferstubben; darauf kam das Schwellenholz, sodann die Pfosten, dazwischen die vorgefertigten Bohlenstücke als Seitenwände. Eine Balkenlage auf den Wänden trug das Dach,⁵⁰ mit Stroh oder mit Rohr gedeckt und schräg, damit das Wasser abfließen konnte. Die Ausführungen von Pietsch vermerken, dass die Häuser erst seit der Jahrhundertwende nicht mehr mit Rohr oder Stroh, sondern mit Dachpfannen gedeckt wurden; außerdem seien dann Schornsteine eingebaut worden.⁵¹

Das Haus wurde von außen verschalt und von innen mit Lehm verputzt. Den Heizofen, der zugleich zum Brotbacken diente, setzte ein spezialisierter Ofensetzer ein. Fenster-Rahmen und Fenster, Dielen, Stubendecken, Türen und die geschnitzten Giebelbretter wurden ebenfalls von einem beauftragten Fachberuf, dem Tischler eingebaut. Die Fenster wurden als Sprossenfenster gefertigt⁵² und hatten in der Regel keine Vorhänge. Fensterläden verzierte man mit Schnitzwerk, sie seien aber nur selten geschlossen worden (etwa zum Schutz gegen die Winterkälte).⁵³ Als individuelle äußere Zierstücke des Hauses, sichtbar über dem Dach, dienten die geschnitzten Giebelbretter; in der Regel wurden sie als stilisierte Pferdeköpfe gestaltet. Von den Hausbesitzern selbst wurden die Malerarbeiten getan. Das Haus erhielt gewöhnlich einen dunkelbraunen oder karminrot-braunen Anstrich von einer Farbmixtur aus fettiger Heringslake und Ruß. Fenster, Türen und die geschnitzten Giebel hingegen wurden traditionell in Blau und Weiß eingefärbt. Die Hausfrauen übernahmen schließlich die Tapezierarbeiten und das Weißeln der Stube, eine Arbeit, die jedes Jahr einmal von neuem getan werden musste.⁵⁴

Wie beim Hausbau verwendete man auch bei den Fischerbooten und den Kuren-Fischerkähnen Kiefernholzer als Grundmaterial. Von einer Sägerei auf dem Festland (da es auf der Nehrung selbst keine gab) ließ man sich auf zehn bis elf Meter Länge die entsprechenden Planken zurechtschneiden. Danach wurden sie über etwa drei Wochen lang bis zum Bau-Beginn in Wasser eingeweicht und saugten sich voll, um so die nötige Biegsamkeit

49 Plath 2011, S. 74–110, hier insbes. S. 88–89.

50 Nach Pietsch 1982, S. 75.

51 Pietsch 1982, S. 77.

52 Pietsch 1982, S. 49, S. 72.

53 Nimtz-Wendlandt 1986, S. 43.

54 Pietsch 1982, S. 31, S. 77, S. 119.

und Formbarkeit, aber auch die nötige Schwere zu erhalten, die dem Fischerkahn dann die Stabilität beim Schwimmen verlieh.⁵⁵ Die Kahnbauer waren Spezialisten, die jeweils von außerhalb des Dorfes herbestellt wurden. Entsprechend seiner je eigenen „male“, der Schablonenform des jeweiligen Kahnbauers, wurden die Planken durch Feuerhitze von unten und Bespritzen von den Seiten gebogen.⁵⁶ Die Kurenkähne schwammen ohne großen Tiefgang, sie waren sozusagen *flach* gebaut, weil sich dadurch die Treibfähigkeit bei der Kurren- oder Keitel-Fischerei⁵⁷ steigern ließ – insbesondere aber konnte man damit auch nah an das Ufer herankommen, und die Kähne konnten gemeinsam von den Dorfgenossen über den Strand und aufs Land gezogen werden. Auf dem Land blieben die Boote/Kähne gegebenenfalls den Winter über, weil sie, wenn das Haff zufror, sonst ins Eis gerieten. In solchen Notfällen mussten die Fischer mit Hacken und Pickeln die Schiffe mühsam wieder gemeinsam freilegen (Eduard Bischoff hat einen eindrucksvollen Holzschnitt einer solchen Szene angefertigt⁵⁸). Auch die Ausfahrt mit diesen Kähnen war prinzipiell nicht ungefährlich, da manchmal überraschend Gewitter oder Orkanstürme einsetzten. Manche Fischer kehrten nicht mehr aus solchen Unwettern zurück.⁵⁹ Bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden die Kurenkähne ausschließlich mithilfe von großen Segeln angetrieben. Sie trugen darüber hinaus – laut den regionalen Fischereiordnungen des 18. und früheren 19. Jahrhunderts und der ersten staatlich-preußischen Verordnung 1844 – am Mast bestimmte, herkunftsortkennzeichnende Flaggen und Wimpel, damit Raubfischerei gegebenenfalls identifizierbar war.⁶⁰ Seit dem 30. Mai 1874 verlangte der preußische Staat neben der standardisierten Kennzeichnung mit den ersten drei Buchstaben des Wohnorts sowie einer von der Aufsichtsbehörde erteilten Erkennungsnummer auch eine standardisierte Flagge. Diese Flagge, 75 cm lang und 30 cm breit, heißt bis heute „Kuren-Wimpel“ und war mit den einem jeweiligen Dorf zugeteilten Farben

55 Angaben zum Bootsbau nach Pietsch 1982, S. 143–149, hier verkürzt wiedergegeben. Eine kurze, instruktive Beschreibung des Kurenkahnbaus bietet auch Tolksdorf 1991, S. 22–25.

56 Pietsch 1982, S. 144–145.

57 Als „Keitel“ wird das Schleppnetz bezeichnet, das speziell im Kurischen Haff und im Frischen Haff zur Anwendung kam; „Kurre“ ist die Bezeichnung für ein kleineres Grundschleppnetz, das zum Fang von Bodenfischen, Schal- und Krustentieren eingesetzt wird und beim Schleifen über dem Grund ein knarrendes Geräusch erzeugt.

58 Kurenkähne im Eis festgefroren, werden mit Hacken und Pickeln aus dem Eis ausgeschlagen, Holzschnitt, undatiert, von Eduard Bischoff, s. Woede 1965, S. 20.

59 Pietsch 1982, S. 185, S. 275–277.

60 Tolksdorf 1991, S. 55; Woede 1965, S. 14–26.

am Mast der Kähne weithin sichtbar angebracht.⁶¹ Bemerkenswert für uns ist eben die Standardisierung auf diese ganz bestimmte, weithin sichtbare Größe – denn neben den Farbsymbolen bot der neue, großflächige Wimpel noch Platz für andere Ornamente wie etwa Ringe, geschwungene Kalligrafie oder diverse individuelle Malfiguren und Schnitzereien: Das konnten z. B. Motive stilisierter Häuser, Segelschiffe, Tiere (Elche, Adler etc.) oder nachgeahmte menschliche Wärterfiguren sein.⁶² So war der Kurenwimpel nicht nur eines der Zeichen der durchgreifenden Regelungskompetenz und Regelungsaufsicht von Staatsbehörden zu Wasser und zu Lande, sondern wurde auch zu einem Zierstück, das bei der Vielfalt der zahlreichen aufgetakelten Kurenkähne auf dem Wasser eigentümlich bewegende Eindrücke entstehen ließ.⁶³

Wandel der Landschaftsanschauung mit Wilhelm von Humboldt

Wenn die Kurische Nehrung in dem oben herangezogenen Reisebericht von Carl Feyerabend aus dem endenden 18. und frühen 19. Jahrhundert als „grausend“, „öde“, „schaudernd“ oder „abscheulich“ erschien, so änderte sich diese Sichtweise im Verlauf des 19. Jahrhunderts im literarischen und akademischen Kommunikationskreis diametral und lief geradezu ins Gegenteil hinein. Ein wichtiges Zeugnis an der Schwelle dieses Bewertungswandels bietet uns ein Brief, den Wilhelm von Humboldt gelegentlich einer Dienstreise nach Königsberg im Herbst 1809 an seine Frau schrieb. Humboldt berichtete, die Nehrung sei zwar nur

„ein schmaler Strich toten Sandes, an dem das Meer unaufhörlich von einer Seite anwütet“ und den „an der anderen eine ruhige große Wasserfläche, das Haff bespült“. „[Ö]dste Sandhügel, die schrecklichsten traurigen Kiefern [seien zu sehen], eine Stille und Leere selbst von Vögeln auf dem Lande, die dem Brausen des Meeres nichts zu übertäuben gibt“ – [und doch sei die Nehrung, so schreibt Humboldt] „so merkwürdig, dass man sie eigentlich ebenso als Spanien oder Italien gesehen haben muss, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll.“⁶⁴

61 Diese Erkennungsnummer konnte identisch sein mit der Nummer des Fischereischeins; zum ganzen Verfahren s. bei Woede 1965, S. 42–44. (Anders Pietsch: Angabe 30. April 1884, hier Entscheid für Woede).

62 Vgl. insbesondere die Abbildungen bei Woede 1965, passim.

63 Nach den Untersuchungen von Hans Woede waren im Nehrungsgebiet um 1880 insgesamt 541 Fischerkähne gemeldet. Vgl. Woede 1965, S. 11.

64 Brief Wilhelm von Humboldt an seine Frau Caroline v. 11. Oktober 1809, in: Sydow, Anna von (Hrsg.): Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Hier Bd. 3, Berlin 1909, hier zitiert nach Barfod/Mähnert 2014, S. 12. Der preußi-

Für Menschen wie ihn und seine Gemahlin sei also eine solche Landschaft zur Bereicherung der Seele gut, sie sei es wert, als bewundernswert-schönes („wunderbares“) Bild im kulturellen Gedächtnisspeicher eingetragen zu sein: Eine der entscheidenden Mitteilungen liegt hier tatsächlich in dem Wort „merkwürdig“ – ein Wort, das damals gerade nicht die Bedeutung von „seltsam“, sondern wortwörtlich die Bedeutung von „Des-Merkens-Würdig“, von „Behaltenswert-im-Gedächtnis“ für den persönlichen kulturellen Haushalt des weiteren Lebens hat.⁶⁵

Dieser Umschwung der Empfindung und Erzählung von der wilden Natur – statt *abscheulich* und *grausend* nun ästhetisch schön und *bewunderungswürdig* – war seinerzeit kein allein auf Wilhelm von Humboldt und die Kurische Nehrung fallweise begrenztes und privates, neues Urteil. Die bewundernde Haltung Humboldts folgte vielmehr einem gewandelten Bildungsgeschmack der Zeit, sie entspricht der nun gesellschaftlich und ideell leitend werden- den Ästimmierung von wilder und mächtig erscheinender Landschaft. Zugleich beginnt man in der akademischen Welt, die Kultur der ruralen Schichten der Gesellschaft, Bauern, Hirten und Fischer als schöne „Volkskultur“ wahrzunehmen.⁶⁶ Die Ideen Wilhelms von Humboldt, des Initiators der preußischen Hochschulreform und Begründers der neuen, humanistisch ausgerichteten Berliner Universität 1809, waren zweifellos orientierungsgebend und formten die zu dieser Zeit einflussreichsten Bildungskonzepte überhaupt.⁶⁷ Um diesen kulturgeschichtlich ganz zentralen Umbau der Erfahrungs- und Erlebnisbeurteilung und der kulturellen Anschauungsweisen mit deren literarischen Positionierungen erneut aufzurollen, ist hier nicht der Platz. Weiterführende Hinweise über den kulturellen Wandel der menschlichen Landschaftsanschauung in Europa, über den Wandel der Wildnis-Bewertung und der Landschaftspflege enthält jedoch die neue Dissertation von Harald Stahl.⁶⁸ Nur eine einzige von Harald Stahl eruierte, instruktive Literaturstelle sei hier wiedergegeben, weil sie den dafür zeitgenössisch wichtigsten sprach-

sche König residierte in dieser Zeit der napoleonischen Kriege zunächst in Memel, dann in Königsberg, das war der Grund für Humboldts Reise, s. Boockmann, Hartmut: Deutsche Geschichte im Osten Europas: Ostpreußen und Westpreußen. Berlin, 3. Aufl. 1995, S. 339.

- 65 Vgl. in diesem Sinne auch die Verwendung von „merkwürdig“ bei Johann Wolfgang von Goethe: Italienische Reise. Mit Illustrationen von Goethe und seinen Zeitgenossen, hrsg. v. Jochen Golz. Berlin, 4. Aufl. 1987 [Original (Ausgabe letzter Hand) 1829], S. 44.
- 66 Kaschuba 2012, S. 28, S. 30; Köstlin 2011, S. 1111–1118, hier S. 1113–1114; Bausinger 1971, S. 17–41.
- 67 Immer noch sehr instruktiv die konzise Darstellung von: Bubner 1994, S. 332–338, s. insbes. S. 333–336. Mit ausf. Nachweisen s. Oelkers 2011, S. 72–79, hier S. 73–75.
- 68 S. bei Stahl 2019, insbes. S. 66–73, S. 88–89, S. 93–103 und passim.

lichen Ausdruck, den der „Erhabenheit“, zwei Mal verwendet. Sie ist einem Reisebericht von Friedrich Schlegel entnommen: Diejenigen Gegenden seien für ihn schön, schreibt Schlegel 1806, „welche man gewöhnlich rau und wild nennt; denn nur diese sind erhaben, nur erhabene Gegenden können schön seyn, nur diese erregen den Gedanken der Natur“.⁶⁹

In der Folge und unter Einwirkung dieses neuhumanistischen Bildungs- und Schönheitskonzepts erschien 1878 der Reisebericht „Aus Baltischen Landen“ des Lyrikers, Schriftstellers und Juristen Louis Passarge (die Reise selbst hatte 1868 stattgefunden).⁷⁰ Er bietet ein interessantes und idealtypisches literarisches Beispiel dafür, wie der erhabene Schönheitsbegriff und der veränderte Bildungsbegriff in Bezug zum Fischerdorf Nidden längerfristig wirksam wurden; Jörn Barfod und Eva Pluhařová-Grigienė haben das Buch jüngst wiederentdeckt und Auszüge daraus veröffentlicht. Sie zitieren Passarge wörtlich etwa dort, wo er von einer „wundervollen“ ästhetischen Wirkung der Sanddünen schreibt:

„[Die] Dünen haben gewöhnlich eine gelbe Färbung; nur selten sind sie rötlich. Ruhet der Wolkenschatten auf ihnen, so erscheinen sie fast violett, während Schneefelder im Schatten bläulich aussehen. Wie wundervoll der Kontrast von Licht und Schatten bei ihnen wirkt!“

Und über die Häuser schreibt er:

„Nur wenige Häuser sind mit Dachpfannen gedeckt, darunter die Kirche [...] und das Wohnhaus des Gastwirts. Das Letztere ragt gleich beim Eintritt stolz in die Höhe.“ [Und über die Einwohner:] „Wenn mir vor Jahren ein Freund ein Gemälde von dem Dorfe Nidden entworfen hätte, wie ich es in Wahrheit gesehen, von der einsamen, insularen Lage, den arbeitsamen, glücklichen, fast wunschlosen Menschen, ihrer rührenden Naivität und dem gläubigen Gottvertrauen, das ihnen eine Zufriedenheit und Heiterkeit gewährt, wie sie nur Dichter träumen, indem sie uns die Zustände des goldenen Zeitalters

69 Vgl. F. Schlegel, *Poetisches Taschenbuch 1806* [Reise in die Niederlande, Rheinlande und die Schweiz], S. 353–354; referiert bei Stahl 2019, S. 98. Selbstverständlich ist es vorstellbar, schreibt Stahl, dass schon vor 1800 jemand ungezähmte Natur als schön und ästhetisch-erhaben empfunden hat, genauso wie auch jemand danach noch die wilde Naturlandschaft weiterhin als hässlich-schrecklich und als Plage empfunden haben wird. Entscheidend aber bleibt, dass in der akademischen Kommunikationswelt diese Art ästhetischer Sichtweise nun *orientierungsgebend*, dass sie *literarisch* und *künstlerisch* wertvoll wird.

70 Der reale Aufenthalt in Nidden hatte bereits 1868 stattgefunden, der Reisebericht bezieht sich also auf die Zeit zehn Jahre zuvor: Passarge, Louis: *Aus Baltischen Landen. Studien und Bilder*. Glogau 1878.

zu schildern versuchen; wenn er mir erzählt hätte von den imposanten Erscheinungen dieser Fischer, namentlich der Frauen, die in ihrer statuarischen Ruhe nur mit reichgesegneten Völkern des fernen Südens verglichen werden können; [...] wenn er mir erzählt hätte von dieser Natur, diesen wandernden Bergen und verschütteten Wäldern, in deren Mitte diese Menschen wohnen, unbekümmert, abgeschlossen, selig, wie die Lothophagen des griechischen Dichters – ich würde ungläubig mit dem Kopfe geschüttelt“ haben. [...].⁷¹

Um das Spezifische *und* das übergreifend Generalisierende an Passarges Schilderung zu verstehen, muss man wissen, dass nach den mit Wilhelm von Humboldt, Friedrich Schlegel und Johannes Schulze⁷² verbundenen Ästhetikkonzepten und Bildungsreformen die klassische griechische Antike als ein vorbildliches Zeitalter, als Traumland *Arkadien* galt und Klassisches Griechisch zum Pflichtfach der höheren Bildung in Preußen, also zum Pflichtfach an den Gymnasien und Voraussetzung zur Hochschulreife geworden war.⁷³ Zum weiteren Verständnis muss man sich ebenso klarmachen, dass die Staatstheorie des einflussreichsten Philosophen der preu-

71 Barfod/Mähnert 2014, S. 13–14 u. S. 24; Pluhařová-Grigienė 2016, S. 61–62 (Nachweis aus dem Original ebd.: Passarge, Louis: Aus Baltischen Landen. Studien und Bilder. Glogau 1878, S. 46, S. 243f. Passarges Originalschrift war uns nicht zugänglich.) Wer nachlesen will, dass diese Empathie und literarische Begeisterung für eine als sozialharmonisch empfundene Fischerdorfsgemeinschaft und für die wilde Natur nicht auf Preußens und Deutschlands Intellektuelle beschränkt war, kann das vor kurzem neu edierte Reisemanuskript von Victor Hugo lesen: „Voyage vers le Pyrénées“. Ediert von Francis Claudon. Paris 2006 [Orig. beruhend auf unpubl. Reisemanuskript 1843]. Die Beispiele hier waren die damals noch kleinen Fischerdörfer an der Küste des Baskenlandes, Biarritz und insbesondere Pasaia (auf der spanischen Seite zwischen San Sebastian und Irun gelegen). Victor Hugo gilt in der französischen intellektuellen Gemeinschaft als gleichermaßen einflussreich wie in Deutschland Johann Wolfgang von Goethe.

72 Der Pädagoge Johannes Schulze (1786–1869) war 1818 bis 1858 Vortragender Rat im preußischen Kultusministerium; sorgte an den Schulen für Jahrgangsklassen, Bestimmung der jeweiligen Stoffpensen, Lehrordnungen und insbesondere für die Verbindlichkeit des Abiturs als Zugang zu einer Universität. Grundlage seines Allgemeinbildungskonzepts waren neuhumanistische und mit der Philosophie Hegels verbundene Ideen, später niedergelegt und zusammengefasst in seinem „Blauen Buch“ 1837.

73 Eine Konzeptualisierung des sich auf die griechische Klassik berufenden Schönheitsideals war, dies hier nicht vergessen, zuvor schon von Johann Joachim Winckelmann vorgelegt und über die Adaption bei Goethe noch wirkmächtiger geworden. Die Institutionalisierung in den Gymnasial- und Universitätsbetrieb erfolgte dann eingangs des 19. Jahrhunderts (eben insbesondere über die sich als vorbildlich erweisende Berliner Universität). Näheres s. bspw. bei Töchterle 2011, S. 9–14, hier S. 12–13; Oelkers 2011, S. 72–79, hier S. 74.

bischen Universität Berlin im 19. Jahrhundert, Georg W. F. Hegel,⁷⁴ die Wiedergeburt des Staatswesens nach den Napoleonischen Kriegen mit den Vorzeichen humanistischer Bildung unterlegt hat; nach Hegels Lehrmeinung lag in der Kultur des antiken Griechenland die schönste Jugendblüte in der Entwicklung des Staatswesens.⁷⁵ Deshalb erscheint bei Passarge die Assoziation mit den „Lot(h)ophagen“ außerordentlich aufschlussreich: Das sagenhafte, wunschlose Volk dieser „Lotos-Esser“ aus Homers Odyssee war am Mittelmeerstrand der heutigen Region Cyreneika episch⁷⁶ angesiedelt. Passarge möchte also mitteilen, dass Nidden und die Lebensweise seiner Bewohner als schön empfunden werden können und dass er diese Mitteilung im Referenzrahmen der humanistischen Bildung zu geben in der Lage ist. Und so werden die Niddener Kargheit und Lebensweise in Borgegemeinschaft für einen außenstehenden akademischen Besucher zur Seligkeit, Unbekümmertheit und Naivität stilisiert: Hier geht es nicht um eine empirische Untersuchung der Fischerkultur *als solcher*, als Kultur von Fischern in Nidden, denn für diese schreibt und publiziert er nicht. Vielmehr holt Passarge mit seinen sprachlichen Verbindungen den Namen „Nidden“ in die Dimension der akademischen Hochkultur, an die er sein Buch adressiert und für die er tatsächlich schreibt. Und unter diesen Vorzeichen galt sowohl die materielle wie auch die verhaltensbestimmte Kultur der Niddener

-
- 74 Georg Friedrich Wilhelm Hegel, geboren 1770 in Stuttgart, gestorben 1831 in Berlin, seit 1818 bis zu seinem Tod Professor für Philosophie an der Berliner Universität. Die beliebten Vorlesungen Hegels wurden auch von Personen, die nicht an der Universität eingeschrieben waren, besucht, zumal von Staatsbeamten, s. etwa bei: Wiedmann 2010, S. 60–79.
- 75 Um jedem Missverständnis vorzubeugen, G.W.F. Hegel spricht in Bezug auf das antike Griechenland von einer „Jugendblüte“, nicht von einem „Goldenen Zeitalter“. Die Vollendung und die Reife des Staatswesens kamen bei Hegel, das sei hinzugefügt, dem protestantischen Europa, namentlich Preußen zu. S. hierzu etwa: Koschorke 2015, S. 47 (zur griechischen Welt als dem „Jünglingsalter“ der Geschichte), S. 115 (zu Hegels Ästhetik und zum „normativen Ideal der antiken Klassik“), S. 117–118 („selbst der Trojanische Krieg [hat] viel mehr Gegenwart für uns als die Begebenheiten der Nibelungen“ [...] die Griechen stünden für den „Neuanfang des Geistes“), S. 166 (zur einflussreichen Idee um 1800, dass das „antike Griechentum im Deutschtum“ wiederentstehe); s. d. w. ebd. S. 275, S. 78–79.
- 76 Die Lotophagen sind historisch-empirisch nicht exakt zu verorten; im Epos Homers laden sie zwei Gefährten des von Troia herkommenden Odysseus-Schiffes am Strand ihres Landes freundlich zum Genuss der Lotosfrucht ein, worauf sie ebenfalls wunschlos werden und nicht mehr auf Odysseus' Schiff zurückkehren wollen. Die epischen Lotophagen haben keine Entsprechung einer realen Bevölkerung. S. Artikel „Lotophagen“ von Lamer 1927, Sp. 1507–1514 (Max Friedrich Johannes Lamer [1873–1939] war Klassischer Philologe und Archäologe, Gymnasiallehrer in Leipzig, Mitglied des Deutschen Gymnasialvereins und Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts).

Fischersleute (wie auch die Kultur der Hochgebirgshirten etwa in der Schweiz⁷⁷) nunmehr als *schön*.

Kargheit und Künstlerkolonie: Nidden und die Kurische Nehrung in der akademischen Sichtweise des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.

Nicht umsonst hatte Passarge in seiner Wahrnehmung eine ästhetisch-„male-ri-sche“ Attraktivität erwähnt: Schon seit den 1840er-Jahren kamen regelmäßig akademische Künstler nach Nidden, um die Dünenlandschaft, die Bucht, die Fischerhäuser und die Fischerkähne mit ihren Wimpeln auf Gemälden zu fixieren und künstlerisch zu interpretieren. Als eine der frühen und überhaupt bekannteren Abbildungen gilt Gustav Schönlebers Holzstich „Fischerhäuser in Schwarzort“ (1875).⁷⁸ Sie gehört zu denjenigen Bildern, die im Sinne der Ästhetisierung der „Volkskultur“ die Fischersleute in friedvoller und genügsamer Arbeit beim Flickern der Netze und beim Zubereiten der Nahrung vor dem Haus zeigen. Und Schönlebers Darstellung hat gerade deshalb besondere Relevanz, weil sie zu den Illustrationen in Edmund Hoefers Buch „Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee“ gehörte, das offensichtlich nachhaltige Wirkung und Anregung für eine ganze Künstlergeneration ausgeübt hat.⁷⁹

Ab 1867 hat der von Passarge erwähnte Gastwirt mit seinem moderneren Haus – Gasthof Hermann Blode⁸⁰ – den von auswärts ankommenden Künstlern einen Treffpunkt angeboten. Seit den 1880er-Jahren lässt sich dann hier regelrecht von einer „Künstlerkolonie“ sprechen.⁸¹ Der Kunsthistoriker

77 Das Anschauungsbeispiel wäre hier die Initiative zum großen Hirtenfest auf der Unspunnenwiese 1805 und 1808 im Berner Oberland, das mit seinen kompetitiven Spielen an das antike griechische Olympiafest anklängen sollte. Zwei der Organisatoren, Franz Sigmund Wagner und Nikolaus von Mülinen, waren ausgesprochene Adepten des neuhumanistischen Bildungsideals. Wagner war der Anreger des „Antikensaals“ mit Gipsabdrücken antiker Statuen für den akademischen Unterricht in Bern, Mülinen, der Schultheiss von Bern, hatte bei Christian Gottlob Heyne in Göttingen studiert.

78 Reproduktion bei Barfod 2018, S. 17; s. a. bei Grigienė 2017.

79 Barfod 2018, S. 139. Gustav Schönleber, geboren 1851 Bietigheim, Tod 1917 Karlsruhe, Studium in München, seit 1880 Professor an der Akademie in Karlsruhe, wo er bis zuletzt lebte.

80 Zum Gasthof Hermann Blode s. insbes. Barfod/Mähnert 2014, S. 26–28 u. S. 112–119. Passarge war selbst im Gasthof Hermann Blode eingekehrt, hebt dabei die bürgerlichen Möbel und die Speisegerichte, auch die Möglichkeit zur nichtreligiösen Bücherlektüre hervor (dieser Unterschied zu den Fischerhäusern ist hinzuzudenken), s. die entsprechenden Stellen bei Barfod/Mähnert 2014, S. 24.

81 Diese und die folgenden Angaben zur Künstlerkolonie verdankt unser Beitrag vor allem der Monografie von Barfod 2018, zu den Anfängen s. S. 13–15; s. a. Barfod/Mähnert 2014, S. 18–19.

Jörn Barfod hat in diesem Kontext eine systematische Reihe von 105 Gemälden und anderen bildlichen Darstellungen aus dem ausgehenden 19. und aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erhoben: Davon allein 43 Bilder in verschiedenen Stilrichtungen zeigen als Motiv zeitgenössische Fischerhäuser (14 zeigen die Häuser als bild-dominierendes bzw. als alleiniges Element und 29 zeigen Fischerhäuser als ein das jeweilige Bild mitbestimmendes Element). Genauso oft – 44mal – erscheinen in dieser Reihe die Kuren-Kähne als Motive oder Motiv-Elemente (bei 15 Werken als alleiniges, bildbestimmendes Element auftretend, bei 29 Werken als mitbestimmendes Bild-Element zusammen mit anderen).⁸²

Die Bilder stammen unter anderem von Hugo Knorr,⁸³ Lovis Corinth,⁸⁴ Ernst Bischoff-Culm,⁸⁵ Bertha Schilling,⁸⁶ Hermann Wirth und Edith Wirth-Sukkau,⁸⁷ Max Pechstein,⁸⁸ Alfred Partikel,⁸⁹ dem Ehepaar Martha und Wilhelm Worringer,⁹⁰ Eduard Bischoff,⁹¹ Erika Freyer-Henkel,⁹² Karl Schmidt-Rottluff und Ernst Mollenhauer und vielen anderen.⁹³ Für unseren Beitrag sind die genannten Namen insbesondere deshalb aufschlussreich,

82 Barfod 2018, passim.

83 1834 Königsberg – 1904 Karlsruhe, Studium an der Kunstakademie Königsberg, seit 1875 Professor am Polytechnikum in Karlsruhe.

84 1858 Tapiau – 1925 Zandvoort, Studium in Königsberg, München, Antwerpen, Paris, ab 1900 Professor in Berlin.

85 1870 Culm – 1917 (gefallen), Studium an der Kunstakademie Königsberg und Berlin, seit 1888 Bekanntschaft mit der Nehrung, ständige Aufenthalte seit Ende der 1890er-Jahre, brachte Freunde und Schüler mit, stellte Werke mit Nidden-Motiven seit 1901 in Königsberg aus (Angaben übernommen von Barfod 2018, S. 102).

86 1870 Arnberg/Sauerland – 1953 Fischerhude, Malerin.

87 Hermann Wirth, 1877 Zoar/Labrador- 1976 Neuwied, 1902–1932 Lehrer an der Kunstakademie Königsberg; Edith Wirth-Sukkau 1881–1941, Bildende Künstlerin, verheiratet mit Hermann Wirth.

88 1881 Zwickau – 1955 Berlin, Studium an der Akademie Dresden, 1923–1933 Lehrtätigkeit an der Akademie Berlin.

89 1888 Goldap – 1945 verschollen in Ahrenshoop. Studium in Königsberg, München und Weimar, 1929–1944 Professor an der Akademie Königsberg.

90 Martha Worringer, 1881 Köln – 1965 München, Kunstmalerin; Wilhelm Worringer, 1881 Aachen – 1965 München, ab 1925 Professur für Kunstgeschichte in Bonn, 1928–1944 in Königsberg, 1947 in Halle.

91 1890 Königsberg – 1974 Soest/Westf., 1910–1920 Studium Kunstakademie Königsberg, 1936–1945 Professor an der Kunstakademie Königsberg, von 1919 bis 1944 ständige Aufenthalte in Nidden und Pillkopen (wo er ein Haus besaß), s. Barfod 2018, S. 101–102.

92 1910 Nidden – 1997 Gelsenkirchen, ab 1930 Studium an der Universitäten Königsberg, Köln und Berlin, ebd. 1934 Staatsexamen für das Künstlerische Lehramt und Kunstgeschichte.

93 Erwähnt werden an dieser Stelle nur Künstler und Künstlerinnen, die die Niddener Fischerhäuser auch tatsächlich als Motiv für ihre Werke wählten.

weil sie zeigen, wie viele Multiplikatoren mit Lehrämtern sich in Nidden aufhielten: Bei den meisten der hier genannten Künstler und Künstlerinnen handelte es sich um Dozenten und Dozentinnen der Akademien und Hochschulen von Königsberg, Berlin, München und Karlsruhe (hier lehrte auch Schönleber) – und anderswo. Motive von Nidden gingen damit in den akademischen Beachtungsbereich und in die Geschmacksbildung ein und zeigen so die zeittypischen ästhetischen Wertpräferenzen.

Auf zwei Beispiele sei eigens noch aufmerksam gemacht:

Eines der prominentesten Bilder in unserem Zusammenhang ist sicherlich Lovis Corinth's Ölgemälde „Friedhof von Nidden“ von 1893 (heute in der *Neuen Pinakothek* München). Es stellt uns neben den im Schatten von Kiefern stehenden Gräber-Holzkreuzen (den „krikštai“) und den dahinterliegenden Fischerhäusern auch Kurenkähne mit hell und licht gemalten Segeltüchern und Wimpeln vor Augen. Die Kurenkähne mit ihren Segeln im Wind fahren im blickanziehenden hellen Hintergrund des Bildes in die Ferne weg, auf zartblauem, bis zum Horizont unendlich scheinendem Wasser: Wer ein Sensorium dafür hat, kann darin die Fahrt der Seelen hin in eine helle, jenseitige Ewigkeit gedanklich erahnen.⁹⁴

Auch die Häuser-Bilder des Expressionisten Max Pechstein – „Fischerhäuser in Nidden“ [1911]⁹⁵, „Fischerhäuser in Nidden bei Gewitterstimmung“ [1919/1920]⁹⁶ und der „Morgen bei Purwin“ [1939]⁹⁷ – wirken exemplarisch auf eigene Weise. Pechstein, Mitglied der Dresdner „Brücke“ und Kunstprofessor der Berliner Universität, betont im Bild überdeutlich-kräftig die Farbgebung der Niddener Fischerhausfassaden, wie sie in den oben zitierten ethnographischen Texten referiert wurden: Dunkelbraun oder rötlichbraun gestrichenes Holz und die blauen Zierleisten, dazu die Kreuzfenster mit dem aus den Stuben dringenden, hellen Licht, die markanten Giebelfiguren, die Spitzdächer. Solche farbintensiven Bilder trugen mit zur Bekanntmachung und Typisierung der Niddener Hausmotive bei. Dazuhin drückt das Motiv

94 Reproduktion bei Barfod 2018, S. 18–19 und S. 16 (Kommentar); Original heute im Bestand der *Neuen Pinakothek*, München. Ohne anderen Gemälden, Zeichnungen, Grafiken und Holzschnitten der Sammlung Abtrag tun zu wollen, ragt dieses Corinth-Werk doch ein wenig heraus, es gehört zu den Wahrzeichen innerhalb der Bilderzusammenstellung von und aus Nidden.

95 Heute Besitz der Erben Max Pechstein, Hamburg. Reproduktion bei Barfod 2018, S. 29.

96 Heute im *Kunstforum Ostdeutsche Galerie*, Regensburg, Reproduktion bei Barfod 2018, S. 38–39 u. bei Barfod/Mähnert 2014, S. 58.

97 Heute Besitz der Erben Max Pechstein, Hamburg. Reproduktion bei Barfod 2018, S. 75.

vom Gewitter über Nidden das Toben der Wetterelemente, oder anders gesagt: den Aspekt des Erhabenen der wilden Naturgewalt aus.

Wieder im Anschluss an Humboldt gesprochen: Wenn das Sehen des Nehrungsgebiets für einen bereichernden Eintrag in die Seele, für das Behalten im Gedächtnis und eben für die gebildete Kommunikation wertvoll war, so hatte die Szenerie von Nidden etwas spezifisch Attraktives.

Explizite und implizite *verbal* fixierte, also schriftliche Stellungnahmen aus dem damaligen akademischen Kommunikationskreis,⁹⁸ die einen Eindruck vermitteln, was am Aufenthalt in Nidden, insbesondere an den Häusern, schön und wichtig erschien, finden sich tatsächlich in der hier zur Verfügung stehenden Literatur. Vier einschlägige Textfragmente seien folgend zitiert:

- a) In den Erinnerungen von Max Pechstein liest man: „Mir selbst war so hoffnungsfroh wie einem Entdecker, der nach Neuland unterwegs ist. Und ich fand es auch. Eine wundervolle Landschaft mit ihrem harten Menschenschlag, dem der Fischerberuf einen eigenen Typ gegeben hatte. Nach längerem Hin und Her erhielt ich Unterkunft. Eine kleine Fischerhütte am Haff. ... Darin konnte ich allein, ungestört von anderen Menschen, hausen und arbeiten.“⁹⁹ [Pechstein erwähnt auch die Nahrungsgewohnheiten der Niddener:] „Wie sie lebte ich in der Hauptsache von der Ernte des Fischers im Wasser, vom Fisch in jeglicher Form.“¹⁰⁰ [Über Pechsteins Aufenthalt in Nidden berichtete zudem der Lyriker und Schriftsteller Walter Heymann: Pechstein habe] „mit den Fischern wie einer der ihren gehaust, ist mit ihnen zum Fang gefahren, hat mit ihnen gezecht und rohe Fische gegessen; im Segeln stand er ihnen nicht nach“.¹⁰¹

98 Nicht nur Maler suchten übrigens den Gasthof Blode in Nidden auf, auch Schriftsteller und Dichter (u. a. Carl Zuckmayer), Musiker, Dirigenten und Schauspieler (z. B. Heinz Rühmann).

99 Barfod 2018, S. 28. Entnommen aus: Max Pechstein – Ostseebilder [Ausstellungskatalog Ostdeutsche Galerie Regensburg]. Regensburg 1981, S. 11.

100 Zit. n. Pölking 2013, S. 200. (Originalschrift: Pechstein, Max: Erinnerungen. Mit 105 Zeichnungen des Künstlers, hrsg. v. Leopold Reidemeister. Wiesbaden 1960, S. 36). Ganz ähnlich auch die Kunstmalerin Martha Worringer, die 1928 mit ihrem Mann, dem Universitätsprofessor Wilhelm Worringer, nach Königsberg umgezogen war und zum Ferienaufenthalt nach Nidden kam. In einem Privatbrief an eine Freundin schrieb sie: „Die äußeren Umstände waren denkbar günstig: wir wohnen in einer strohgedeckten hölzernen Fischerhütte, traumhafte Menschen, die vor lauter Arbeit und Kampf um die paar Fische, die ihre einzige Nahrung sind, alles Sorgen aufgegeben haben. Nitschewo – sie sind schon beinahe Russen, und darum liebe ich sie.“ Zit. n. Pölking 2013, S. 280.

101 Pölking 2013, S. 200, nimmt dieses Zitat auf von: Heymann, Walther: Max Pechstein als Nehrungsmaler. In: Fiedler, Leonard M./Heuer, Renate: Walter Heymann. Gedichte, Prosa, Essays, Briefe. Frankfurt a.M. 1998, S. 208.

- b) Der Maler Ernst Mollenhauer, der vor 1914 erstmals nach Nidden kam und dann mit Unterbrechungen bis 1945 blieb (als letzter Besitzer des Gasthofs *Blode*), begründete in seinen Erinnerungen die ästhetische Attraktivität so: „Der Künstler suchte auf der Flucht vor der Zivilisation und der ständig wachsenden materiellen Welt die ursprüngliche Form des Lebens und Daseins. [...] Und es ist kein Wunder, wenn große Menschen und Gestalter, denen es um die Lösung künstlerischer Probleme ging, sich dorthin verschlagen, wo die Primitivität noch Orgien feierte. Nidden wurde das Ziel. [...] Auf der *Blodeschen ‚Künstlerveranda‘*, beim Schein kleiner Petroleumlämpchen, wurden große Kunstprobleme diskutiert.“¹⁰²
- c) Thomas Mann hielt nach der Fertigstellung seines dem Stil der lokalen Fischerhäuser angenäherten Sommerdomizils 1931 vor dem Rotary-Club in München einen Vortrag, der dann auch in einer Münchner Zeitung publiziert wurde. Hier ein kleiner, unsere Fragestellung betreffender Auszug: „Meine Worte können Ihnen keine Vorstellung von der eigenartigen Primitivität und dem großartigen Reiz des Landes geben. [...] Das Wasser des *Haffs* ist im Sommer bei blauem Himmel tiefblau. Es wirkt wie das Mittelmeer. Es gibt dort eine Kiefernart, Pinien ähnlich. [...] Die weiße Küste ist schön geschwungen, man könnte glauben in Nordafrika zu sein. [...] Das *Haff* ist das Hauptarbeitsgebiet der Fischersleute. Jeden Nachmittag sieht man ihre kleine Segelflottilie, wenn das Wetter es nur irgend erlaubt, hinausfahren. Sie fischen nur nachts und kehren morgens zurück mit Hechten, Zandern. Schollen und Aale kommen aus der Ostsee. Mit russisch anmutenden Wägelchen werden sie von ihren Frauen mitsamt der Beute abgeholt. [Die Fischerfamilien] sind dreisprachig und sprechen deutsch, litauisch und kurisch. Im Fischerdorf findet man an den Häusern vielfach ein besonders leuchtendes Blau, das sogenannte *Niddener Blau*, das für Zäune und Zierate benützt wird. Alle Häuser, auch das unsere, sind mit Stroh- und Schilfdächern gedeckt und haben am Giebel die heidnischen gekreuzten Pferdeköpfe – genauso machte man es bei unserem Haus.“¹⁰³

102 Entnommen von Barfod 2018, S. 35–36, dort auch Verweis auf Originalschrift: Mollenhauer, Ernst: Ein Blick zurück. München 1961, S. 246–247. Zum Zentrum der Künstlerkolonie, dem Gasthof *Blode*, ausführlich in Barfod/Mähnert 2014, passim und insbes. S. 112–119.

103 Thomas Mann: Mein Sommerhaus. [Vortrag, gehalten bei der Zusammenkunft des Rotary Clubs in München, 1. Dezember 1931.] Teilweise abgedruckt bei Fischer, Bernd-Eberhard/Fischer, Angelika: Thomas Mann in Nidden. Berlin, 3. Aufl., Berlin 2012, S. 17. Erweiterter Abdruck im Internet unter: www.das-alte-nidden.de/kunst/kunst_thmann_vortrag.htm, Ausdruck v. 07.07.2020 auf Papier im Archiv Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

d) Der als Ornithologe weltweit bekannt gewordene Johannes Thienemann notierte in dem Buch „Rossitten – drei Jahrzehnte auf der Kurischen Nehrung“ (3. Aufl. 1930)¹⁰⁴ seine Übersiedlung auf die Kurische Nehrung in ein „mit Stroh gedecktes Häuschen, mitten in einem Garten gelegen. [...] Nicht so blitzblank zurechtgemacht, ... sondern urwüchsig, aber voll von üppig blühenden einfachen Bauernblumen“.¹⁰⁵ [Über einen Spaziergang in den Dünen heißt es, man fühle] „dort das allmächtige Walten der Natur und wird zur Besinnlichkeit getrieben: Düne und Tod!“¹⁰⁶ [An anderer Stelle:] „da schaut ein Hausfundament aus dem Sande hervor, und dort liegen Topfscherben, Ofenkacheln, Angelhaken, Knochen, zerbrochene Tonpfeifen, verrostete Nägel und andere Spuren menschlicher Kultur herum. Ein versandetes und jetzt wieder freigewehtes Nehrungsdorf! Wo früher reges Leben herrschte, da jetzt Ruhe. Düne – Wüste – Tod – so geht es uns wieder durch den Kopf, und wir werden so klein und bescheiden in dieser erhabenen wilden Natur.“¹⁰⁷ Thienemann hat jedoch auch die technischen Maßnahmen der lokalen Bevölkerung zu den Dünenfixierungen eingehend und mit sehr genauen, instruktiven Fotoabbildungen dokumentiert (insbesondere die Fixierungsvorgänge durch Bepflanzungen). In genau diesen Zusammenhang gehört ebenfalls der auf der Nehrung tätig gewesene Geologe Hans Heß von Wichdorff, der einerseits vom „besonderen Reiz“ der Ästhetik der „gewaltigen Wanderdünen mit ihrer Eigenart und ihrem unerbittlichen Vorrücken“ fasziniert war und andererseits das endgültige Fixieren der Sanddünen als „Änderung, die man doch lebhaft begrüßen müsse“ einschätzte; eine „schöne deutsche Landschaft [werde] dann ihren Bewohnern ein ruhiges und gesittetes Dasein gewähren.“¹⁰⁸

104 Thienemann 1930. Thienemanns Buch hat insgesamt fünf Auflagen erlebt: 1. Aufl. 1927, 2. Aufl. 1928, 3. Aufl. 1930, 4. Aufl. 1938, 5. Aufl. 1941. Thienemann stammte aus einer Pastorenfamilie in Thüringen, hatte ursprünglich selbst Theologie in Leipzig und Halle studiert und wurde zunächst Lehrer (Leiter der höheren Privatschule Osterwieck/Harz). 1896 erster (Ferien-)Aufenthalt auf der Kurischen Nehrung. Thienemann studierte dann Biologie (Zoologie) in Königsberg bis zur Promotion, führte nach dem Verfahren des dänischen Ornithologen Mortensen die Beringung von Zugvögeln durch und befasste sich systematisch mit dem Verhalten von Zugvögeln; 1901 errichtete er bei Rossitten („Ulmenhorst“) die erste ornithologische Forschungsstation der Welt. 1910 wurde er zum Apl. Professor an der Universität Königsberg ernannt und war bis 1929 der in seinem Fach weltberühmte Leiter der Vogelwarte. Die Vogelwarte Rossitten wurde 1944 beim Rückzug des deutschen Heeres geschlossen und evakuiert. Als Nachfolgeeinrichtung der Vogelwarte Rossitten entstand 1946 die Vogelwarte Radolfzell am Bodensee.

105 Thienemann 1930, S. 9.

106 Thienemann 1930, S. 24.

107 Thienemann 1930, S. 14.

108 Wichdorff 1919, S. 126–127.

An Thienemanns Textfragment aus dem frühen 20. Jahrhundert ist der Wechsel der Bewertung noch einmal abzulesen. Der (Sand-)Wüste und den Dünen wird die Eigenschaft des Erhabenen zugeschrieben. Ihre Wahrnehmung beim Spaziergang durch sie und das Entdecken der einst verschütteten Fischerhäuser wird mit nicht-hintergehbaren, elementaren anthropologischen Grundfragen in Verbindung gestellt – wie hier die Zeitlichkeit und damit die Endlichkeit des Menschenlebens und menschlicher Tätigkeit im Ausgesetztsein gegenüber der Allgewalt der Natur, die menschlich gefertigte Gebäude und Werkzeuge unter sich begraben und überdecken konnte. Thienemanns Formulierungen machen aber auch klar, dass er diesen Anblick auf der Nehrung nicht mehr als grausend und abscheulich, sondern eben als faszinierend „erhaben“ und als wertvoll für seinen menschlichen Erfahrungshaushalt empfindet („man wird zur Besinnlichkeit getrieben“) – dies nicht nur wegen der Dünenlandschaft, sondern gerade wegen der vom Sand verschütteten Häuser hier. Zugleich ist gerade in diesem Zusammenhang zu sagen, dass diese Natur zurzeit von Thienemanns Betrachtungen eben *nicht* mehr wirklich „wild“ und „allmächtig“ war. Die Fixierung der Dünen war ja bereits ins Werk gesetzt worden, die Menschen standen der zuvor unaufhaltsamen Sandwanderung nicht mehr ohnmächtig gegenüber: Die literarisch gesetzte Idee der ästhetischen Schönheit „wilder“ Natur setzte ein Wissen um die Möglichkeit zur technischen Beherrschung der Natur voraus. Es ist kein Zufall, dass die so genannte „wilde“ Natur dann „schön“ zum Spazierengehen wird, wenn Menschen ihr nicht mehr machtlos ausgesetzt sind. Thienemann konstatiert also auf der einen Seite, dass alles, was sich einst dem Vorrücken der Düne entgegenstellte, „unrettbar begraben“ wurde (mit Belegen bis zur Zeit um 1900)¹⁰⁹ – andererseits schildert er ausgiebig wörtlich und fotografisch dokumentierend diejenigen methodisch-technischen Maßnahmen – Gras- und Rohrbepflanzungen, schachbrettartiges Einsetzen von Kieferschößlingen usw.usf.¹¹⁰ –, mit denen die Fixierung des Sandes erreicht worden war und die unter seiner eigenen fotografischen Zeugenschaft nach wie vor betrieben wurden. Dazuhin sieht man Fotoabbildungen von akkurat stehenden, hölzernen Fischerhäusern und -hütten, von Gehöften mit Gärten und Viehbestand, die eben nun nicht mehr vom Sand angeweht und vom Sand umweht dastehen.¹¹¹ Noch einmal: Diese Hütten und Häuser, vor Johannes Thienemanns Kamera noch zum Teil als Rauchstuben ohne Schornsteine dastehend, wurden zu ästhetisch attraktiven Motivelementen der Künstler in Nidden erklärt und piktoral besonders ausgelegt, wobei dieselben Grundelemente jeweils konstant bleiben und mehr oder

109 Thienemann 1930, S. 23–25, mit veranschaulichenden Fotoabbildungen.

110 Thienemann 1930, S. 17, S. 26–28.

111 Thienemann 1930, S. 43, S. 46–47, S. 57 u. a. m.

weniger stark betont erscheinen: Reet- oder strohgedeckte Schrägdächer, Giebelfiguren (stilisierte Pferdeköpfe), rotbraun oder dunkelbraun gestrichene Holzfassaden, Sprossenfenster und blaue Zierlinien („Niddener Blau“).¹¹² Pechstein und Mollenhauer ästimmten und schilderten die Nehrung und die Fischersiedlung Nidden nicht nur aufgrund eines vorübergehenden Durchreiseindrucks wie bei Humboldt und Passarge, sondern aufgrund von mehr oder weniger langen Aufenthalten im Ambiente der Fischersiedlung. Man könnte auch so formulieren: in der *Atmosphäre* der Fischersiedlung. Das ist entscheidend. Gerade der Aufenthalt in der kargen „Fischerhütte am Haff“, in der Begegnung mit dem „harten Menschenschlag“ der Fischer und mit der Dünenküstenlandschaft hat dem Maler Pechstein nicht nur Motive gegeben, sondern nach seinen eigenen Worten mit einem reinen, unverstellten Kreativgefühl positiv in Verbindung gebracht. Diese Einfachheit bereicherte ihn. Um es zu wiederholen: das Wort, womit die ästhetische Attraktivität der kargen Lebensweise der Niddener Fischer nahezu durchgehend positiv übersetzt und konkretisiert wird, ist „Einfachheit“, „Ursprünglichkeit“ und/oder „Primitivität“ (das lateinische Wort für Ursprünglichkeit/Einfachheit¹¹³). „Primitiv“ hat hier keinerlei pejorative, sondern eine ästhetisch positive Konnotation, es kann hier im Sinne der Verwendung bei Rousseau und bei Lucien Lévy-Bruhl¹¹⁴ mit der rein positiv bewerteten Einfachheit und zivilisatorisch unberührten Ursprünglichkeit gleichgesetzt werden – *gegenüber* der „modernen Zivilisation“. Die aussagetragende Kontrastierung in Mollenhauers Diktum: „ursprüngliche Form des Lebens und Daseins/Primitivität“ mit „Zivilisation/ständig wachsende materielle Welt“ mit der Vokabel „Flucht“ implizieren schon, dass das ästhetische Geschmacksurteil von der schönen Einfachheit und Ursprünglichkeit nicht intrinsisch geäußert wird, sondern aus einer Position der „ständig wachsenden materiellen“, der technischen, industriellen und akademischen Lebenswelt. Pechstein, Mollenhauer, Mann und Thienemann malen und schreiben indessen gerade *für diese* Lebenswelt der akademischen Veranstaltungen, der städtischen Galerien, mit Museen, mit Ausstellungen (und seien diese privat als Wandschmuck in bürgerlichen Wohnungen), nicht aber für die Fischersleute vor Ort. An ein Publikum der akademischen und „zivilisierten“ Lebenswelt wird das Gratifikationsmoment der Einfachheit mitgeteilt, an sie wird das Geschmacksurteil adressiert (etwa von Thomas Mann an die „Rotarier“ in

112 Um es zu wiederholen: Empirische Grundlage der obenstehenden Konstatierungen sind die bei Barfod 2018 gesammelten und abgedruckten 105 Bildexemplare.

113 Primitiv ist schlicht das lateinische Wort für Ursprünglichkeit und Einfachheit und zieht seine Bedeutung vom Kirchenlatein her: *primitiva ecclesia* bezeichnet die Urkirche.

114 Lucien Lévy-Bruhl: *La mentalité primitive* Paris 1922. (deutsch: *Die geistige Welt der Primitiven*. München 1929). S. bei Bausinger 1996, Sp. 1002–1005.

München). Von dieser Lebenswelt her gelangen Pechstein, Mollenhauer und die Familie Mann mit dem Schnellzug aus der „materiellen“-technischen Welt und mit der Dampf- oder Dieselschiff-Motorfähre nach Nidden (in unseren hier genannten Fällen von Dresden/Berlin, von Königsberg, von München) – und in diese Lebenswelt konnten sie auch wieder zurück, wieder mit der Motorfähre und der Eisenbahn nach Berlin, München oder Dresden, um dann von der Schönheit der Häuser Niddens zu erzählen. Die Motorfähre ist zugleich auch eine Art von Allegorie der Abgeschlossenheit und der besonderen Auserwähltheit dieser einfachen Welt, denn die Notwendigkeit der Fahrt über das trennende Wasser markiert einen Hiatus. Max Pechstein: „Mir selbst war [auf der Schiffsfähre zur Nehrung] so hoffnungsfroh wie einem Entdecker, der nach Neuland unterwegs ist“.¹¹⁵

Aus den hier zitierten Textfragmenten wird schließlich auch eine wirkliche Anerkennung der Lebensform und Arbeitsweise der Fischer von Nidden lesbar. Wenn wir von Pechstein erfahren, dass er mit den Fischern die Mahlzeiten geteilt, in einer ihrer Hütten gewohnt und sie zur Fischfangseefahrt aktiv tätig begleitet hat, wenn wir von Mollenhauer wissen, dass er in Nidden eingeheiratet und einen Gasthof übernommen hat, wenn wir von Thienemann detailliert und bewundernd mitgeteilt bekommen, wie die Nehringer die Wanderdünen in gemeinschaftlicher Anstrengung bepflanzt und fixiert haben, wenn wir von der Familie Mann erfahren, dass ihr Sommerhaus, obschon es *nicht* dem Fischereibetrieb diente, doch schon dem Äußeren nach an ein Fischerhaus mit Holzfassade und mit „Schilfdach gedeckt“ adaptiert sein sollte, und wenn wir dem Tagebuch des Königsberger Kunstprofessors Hermann Wirth entnehmen können, wie er sich in Nidden „zu Hause“¹¹⁶ fühlte, dann sind das ganz überzeugende Indizien dafür, dass die Fischersleute und die Fischerkultur anerkannt worden sind. Sie wurden also nicht allein zum Zweck der Inspiration nur *beobachtet*, wurden nicht nur als Binnenexotik im eigenen Staatsgebiet distanziert wahrgenommen – aus den Texten spricht die Empfindung wirklicher Eingenommenheit und Anerkennung für sie.

Um die ruhige und „einfache“ Fischerdorfszenerie zu erhalten, wurde, als in der Zeit des allgemein aufkommenden Fremdenverkehrs nach 1900 der Seebädertourismus zu einem machtrelevanten Wirtschaftsfaktor aufstieg, gerade in Nidden auf einen umfassenden Aus- und Umbau mit großen Hotels

115 Neben den zahlreichen abgebildeten Fischerhäusern und Kurenkähnen gibt es ein einziges Gemälde von Pechstein, Titel: „Dampferanlegestelle in Nidden“ [Ölgemälde, 1909], die die Nutzung und Verbindung durch industrielle Motortechnik doch aufzeigt. Repr. bei Barfod 2018, S. 22.

116 Zitat bei Barfod 2018, S. 33.

übrigens verzichtet.¹¹⁷ Zudem waren, wie erwähnt, für die Berufsfischerfamilien bis 1945 motorbetriebene Boote/Kähne nicht erlaubt (allenfalls für die Fisch-Händler).¹¹⁸ Es muss jedoch ausdrücklich bemerkt werden, dass es einen regelmäßigen, sozusagen normalen Fremdenzimmerbetrieb in den Fischerhäusern von Nidden nach 1900 und vor 1940 schon gab: Nicht die Siedlungsszenerie und das Erwerbsleben beherrschend, nicht in dem Ausmaß wie nach 1970 und nach 1991, aber doch relevant im Dorfbild erscheinend.¹¹⁹

Die Nehrung, Nidden/Nida und seine Häuser in der Epoche des Sozialismus und der Zugehörigkeit zur UdSSR

Für die Zeit unmittelbar nach 1944/1945 kann die Situation des Hausbestandes im gesamten Nehrungsgebiet als schwierig bis trostlos bezeichnet werden.¹²⁰ Flucht und Vertreibung vor allem der Deutschen führten zum Leerstand eines Großteils der Häuser, Plünderungen fanden statt, Verwahrlosung griff um sich.¹²¹ Im Februar 1945 fiel die Kunstsammlung des Gasthofes Blode der Zerstörung anheim.¹²² Das Sommerhaus der Familie Mann diente nach 1945 zunächst einige Jahre als Unterkunft für eine Facharbeiterbrigade.¹²³ Auch die traditionellen Fischerhäuser mit ihren Ferienzimmern wurden aufgeteilt, so dass bis zu vier oder gar sechs Wohnungen entstanden, die mit Arbeitern und/oder Arbeiterfamilien belegt werden konnten.¹²⁴ Der polnische Historiker und Sozialwissenschaftler Andrzej Sakson kommt zu dem Schluss, dass im gesamten Gebiet Ostpreußens das Aufeinandertreffen alter und neuer Einwohner zu zahlreichen Spannungen und zur Abschottung einzelner Bevölkerungsgruppen geführt habe; die Beziehungen seien zuweilen gekennzeichnet gewesen durch gegenseitige

117 Dankenswerter Hinweis durch Jörn Barfod, Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg. Etwa im benachbarten Schwarzort/Juodkrante oder im Seebad Cranz hat nach 1900 schon eine moderne Großhotellerie das Ortsbild dominiert. Vgl. Barfod 2018, S. 24–25; Barfod/Mähnert 2014, S. 16, S. 26 (nach den Angaben ebd. standen in Nidden nur drei größere Hotelpensionen, eben der „Gasthof Blode“ mit schließlich 120 Betten in den 1920er-Jahren, das Hotel „Königin Luise“ mit 110 Betten und das Hotel „Kurischer Elch“ mit 55 Betten).

118 Tolksdorf 1991, S. 21.

119 Pölking 2013, S. 279.

120 Sakson 2016, Bd. 1, S. 180.

121 Sakson, Bd. I., S. 375–377.

122 Barfod/Mähnert 2014, S. 28 (nur wenige Gemälde aus einer Kiste, die bereits 1944 nach Westen geschickt worden war, blieben erhalten).

123 Pluhařová-Grigienė 2017, S. 323–324.

124 Erfahrungsbericht Aušra Feser (Notiz im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg).

Aversion und durch „das Gefühl des Vorläufigen und Provisorischen“.¹²⁵ In mehrere Gehöfte im Memelland waren bereits Anfang März 1945 etwa 200 litauische Familien eingezogen, um den Fischfang erneut in Gang zu bringen. Die Alteingesessenen und die neu angekommenen Siedler unterschieden sich, so Sakson weiter, „durch Sitten und Gebräuche, Sprache, oft auch Religion und ihren Vorstellungen von der sozialen Ordnung“.¹²⁶ 1948 wurde das Memelland offiziell aus dem Oblast Kaliningrad entlassen und an die Litauische SSR übergeben. Im selben Jahr 1948 begann auf dem Gebiet der Litauischen SSR die Kollektivierung,¹²⁷ und am 12. Juni 1948 wurde in Nida unter dem Namen *Pasienietis* („Grenzgebiet-Arbeiter“) die erste Fischerei-Kolchose gegründet. Ihr gehörten 37 Fischer an.¹²⁸ Eine zweite Kolchose, *Baltijos Aušra* („Ostsee-Morgenröte“) wurde mit 47 Fischern aus Juodkrantė, Pervalka und Preila gebildet.¹²⁹

Zur Mitte der 1950er-Jahre wohnten in Nida 156 Familien; 134 Familien, vor allem Litauer, waren als Neusiedler zugezogen; 22 Familien hatten schon vor Kriegsausbruch hier gewohnt. Im gesamten Gebiet der Kurischen Nehrung lebten zur Mitte der 1950er-Jahre 1.412 Personen, unter ihnen waren noch 219 Alteingesessene und 1.193 Neusiedler (21% aus Russland gekommen, 59% aus dem weiteren litauischen Raum).¹³⁰ Etwa zur selben Zeit – 1956 – ergaben ethnologische Untersuchungen, dass unter den Alteingesessenen immer noch drei Sprachen verwendet wurden: Kurisch und Litauisch im Familienleben, deutsch in Kirche, Schule und Behörden. 1958 aber kam es dann zu der bereits eingangs genannten, abschließenden Vereinbarung zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion, gemäß derer innerhalb von drei Jahren bis 1961 noch einmal circa 100.000 Memeldeutsche (darunter auch Kuren) die Ausreise antraten. Ein nahezu vollständiger ethnischer Bevölkerungsaustausch war damit abgeschlossen.¹³¹

125 Sakson 2016, Bd. 1, S. 180–181.

126 Sakson 2016, Bd. 1, S. 180–181. Zunächst kamen viele Neusiedler aus Rußland, später auch Litauer aus Gebieten, die außerhalb der Litauischen SSR lagen. Erfahrungsbericht Aušra Feser (Notiz im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg).

127 Sakson 2016, Bd. 1, S. 185–186.

128 Erfahrungsbericht Aušra Feser (Notiz im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg); s. a. Sakson 2016, Bd. 1, S. 195–196.

129 Sakson 2016, Bd. 1, S. 196.

130 Sakson 2016, Bd. 1, S. 181. Im ganzen Memelland hatte die Bevölkerungszahl erst um 1950 wieder einen Stand von über 100.000 Personen erreicht, darunter befanden sich noch etwa 15.000 Altbewohner (allein auf der Kurischen Nehrung lebten nurmehr 1.400 Einwohner), s. bei Sakson 2016, Bd. 1, S. 196.

131 Als Memel-Deutsche galten Familien und Personen, die bis zum 21. Juni 1941 deutsche Staatsbürger gewesen waren. Wiederum Grundlage dafür war eine

Im November 1961 wurde Nida durch einen Regierungserlass mit Preila und Juodkrantė zu einer „sowjetrepublikanischen Stadt“ mit dem Namen *Neringa* zusammengefasst – mit anderen Worten: so sollten die (Fischer-) Dorfstrukturen und die alten Genossenschaftsstrukturen – die „Borgegemeinschaften“ – abgeschafft werden. Zudem versuchte der Staat, die christlichen und die kirchlichen Strukturen auszuschalten, was zu einer Stilllegung oder Zweckentfremdung der Kirchengebäude führte; der profane Ersatz hierfür waren die in den 1960er-Jahren neu erstellten Kulturhäuser.

Zugleich begann man mit einer kommunalen Elektrizitätsversorgung. 1964 erfolgte der Anschluss an eine Hochspannungsleitung sowie die Einrichtung der Telefonie. Mehrstöckige Neubauten aus Beton entstanden. Infrastrukturell besonders wichtig war es, dass wieder eine neue Verkehrsstraße für den Automobilverkehr bis Smiltynė/Schwarzort, also bis an die Meerenge vor Klaipėda geführt wurde.¹³² Denn der eigentliche neue Urbanisierungsprozess¹³³ fand im Memelland nicht in Neringa, sondern in Klaipėda statt: Nachdem der Zweite Weltkrieg die Memelstadt weitgehend als Ruinenfeld hinterlassen hatte, errichtete man die Großblock- bzw. Großtafelbauten (vulgo: „Plattenbauten“) mit vielen städtischen Wohneinheiten.¹³⁴ Hier wurde auch eine neue Fischerei-Industrie mit Fischkonservenfabriken konzentriert angesiedelt, und hier landeten neue, dieselmotorbetriebene Trawler der Fangflotte an einer eigens für sie neugebauten Kaje an.¹³⁵ Die neuen Trawler und auch Fabrikschiffe wurden nun in der *Baltija*-Werft vor Ort hergestellt. In diesem neuen ökonomischen System der Konzentration der Fischerei-Produktion und der Kollektivierung der Fischerarbeit mussten folgerichtig die einzelnen, privaten Kurenkähne dysfunktional werden und wurden nicht mehr benutzt.¹³⁶ Zudem muss eigens erwähnt werden, dass nicht nur die industrielle Konzentration des Fischfangs in der Ostsee und die Fischkonservenfabrik in Klaipėda für radi-

Vereinbarung zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion v. 10.01.1940, als das Memelland dem Deutschen Reich, Litauen der Sowjetunion angegliedert worden war. S. bei Dornfeldt/Seewald 2017, S. 212 u. S. 202.

132 Angaben gemäß der Homepage der Stadt Neringa: <http://visitneringa.com/about-neringa/facts-and-history>, S. 2–3, Aufruf 15.09.2020, Papierausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

133 Sakson, Bd. 2, S. 195–196; Pölking 2013, S. 380.

134 Pölking 2013, S. 374; Sakson 2016, Bd. 2, S. 382–383; zum Konzept der industriellen und standardisierten Blockbauten bzw. Großtafelbauten und des Wohnungsbaus im Sozialismus insgesamt s. Buttolo 2015, S. 273–294, s. bes. S. 274, S. 280–282.

135 Pölking 2013, S. 380.

136 Gemäß den Angaben der Historikerin Nijolė Strakauskaitė wurden die klassischen Kurenkähne nach dem Kriege nicht mehr zum Fischfang benutzt: Strakauskaitė 2005, S. 99.

kale Veränderungen in der Berufsarbeit der Fischer gesorgt hat – die große Zellstoff-Fabrik in der Stadt Sowjetsk (vormals Tilsit/Ostpreußen) mit der darin anfallenden Müllflüssigkeit hat seinerzeit die Lagune verschmutzt und den Fischbestand an dieser Seite ganz erheblich reduziert.

Doch seit den späteren 1960er-Jahren nahm Neringa-Nida wieder eine bevorzugte Stellung als Urlaubsort von „Kulturschaffenden“ und Intellektuellen ein, was nicht zuletzt damit zusammenhing, dass die staatlichen Künstlerverbände (unter anderem auch der Verband der Fotokünstler) Liegenschaften in Nida besaßen und dort jährliche Treffen stattfinden ließen.¹³⁷ Inwieweit und unter welchen bildungsästhetischen Voraussetzungen dort über die Szenerie von Nida und der Nehrung diskutiert worden ist, lässt sich aus der diesem Beitrag zur Verfügung stehenden Literatur nicht nachvollziehen. Es ist also für unsere hier vorliegende Arbeit nicht klar, inwieweit etwa die leninistische Konzeption des „Neuen Menschen“ diskutiert und adaptiert und auf die neuen Verhältnisse auf der Nehrung übertragen worden ist.¹³⁸ Doch die im Jahr 2017 erschienene kunsthistorische Dissertationsschrift von Eva Pluhařová-Grigienė präsentiert nun eine kleine, aber instruktive Auswahl von Fotografien aus landeskundlichen Bildbänden zu Nida und der Kurischen Nehrung auch aus der Zeit des Sozialismus.¹³⁹ Ein Beobachtungsergebnis ist durchaus ambivalent: Unter einem Fototitel „Nida wächst“ wurden einerseits etwa forsch und entschlossen wirkende Bauarbeiter mit Maurerkelle und Helm publiziert, die mit Zement, Backsteinen und Beton mehrstöckige Rohbauwände hochziehen (Buchillustrationen von Audrius Zavadskis/Birutė Orentaitė aus dem Band *Lietuvos Nerija* [Die Litauische Nehrung], 1973).¹⁴⁰ Auf weiteren Bildern erscheinen neue Motorfischkutter in geruhssamer Bootstegszenerie liegend (z. B. Buchillustration aus Povilas Karpavičius' *Gintarinis Pajūris* [Das Bernsteingestade], 1965)¹⁴¹. Ein drittes Bildbeispiel zeigt den Lesern eine Gruppe lachender Arbeiterinnen in einer Wollspinnfabrik (gerade *nicht* Fischersfrauen) und dazu die reichhaltig aufgestapelten Fischkonservendosen aus der Klaipėdaer Speisefischindustrie (Buchillustrationen ebenfalls von Audrius Zavadskis aus dem Band *Klaipėda*, 1977). Andererseits sieht man in diesen landeskundlichen illustrierten Buchbänden auch eine Fotografie von Antanas Sutkus, die mehrstöckige Betonbauten in der Landschaft der Nehrung hinter Gestrüpp und Buschwerk

137 Pluhařová-Grigienė 2017, S. 323.

138 Stadtmüller 1963, S. 241–257, hier insbes. S. 251 u. S. 249; neuerdings zum Konzept und zur Endperspektive einer Gestaltung des „Neuen Menschen“ s. Hagemeyer 2009, S. 14–31, zum Kollektivismus s. S. 22.

139 Pluhařová-Grigienė 2017.

140 Pluharova-Grigienė 2017, S. 331.

141 Pluharova-Grigienė 2017, S. 324.

zeigt und einen eher ungepflegten, wenig einladenden Eindruck vermittelt (1965).¹⁴² Sutkus gilt gegenwärtig als bedeutendster Fotograf Litauens.¹⁴³ Er war es auch, der den Philosophen Jean-Paul Sartre beim Besuch 1965 auf der Nehrung begleitet und ein ikonisch gewordenes Foto aufgenommen hat, wie der Philosoph in den Sanddünen Nidas im nachdenklichen Gestus vor einem weitem, sommerlichem Himmel spazieren geht.¹⁴⁴

Die wenigen von der Kunsthistorikerin Pluharová-Grigienė ausgewählten Bilder bieten uns, da wir die von ihr angegebenen Originalbildbände gesamt-haft nicht einsehen konnten, hier allenfalls punktuelle Belege. Allerdings zeigen sie stichprobenartig deutlich, dass und welcherart der Beton- und Zementbau in Nida und auf der Nehrung Einzug gehalten hat. Sie offenbaren durchaus die veränderte Architektursituation nach dem Systemwechsel und der Eingliederung der Nehrung in das Gebiet der Sowjetunion. Wir wissen nicht, wie viele der einzelnen *alten*, im 19. und eingangs des 20. Jahrhunderts gebauten, hölzernen Fischerhäuser einfach stehen blieben und wie viele der neu auf die Nehrung gekommenen Menschen genau dort einzogen, nachdem die ehemaligen kurischen und deutschen Bewohner fort waren; wir wissen ebenso nicht, wie viele Häuser für die Angekommenen gegebenenfalls neu errichtet wurden. Und so wissen wir auch nicht, wie damals das zahlenmäßige Verhältnis zwischen den traditionellen alten

142 Pluharova-Grigienė 2017, S. 323.

143 Diese Bewertung kann ich nur aus der im Internet zur Verfügung stehenden deutschsprachigen Information herleiten: Friedrich-Hundt-Gesellschaft Münster (Hrsg.): „Eine Kathedrale in jedem Gesicht“ – der litauische Fotograf Antanas Sutkus. [Ausstellungsbegleittext Stadtmuseum Münster]. Münster 2006; Deutsche Gesellschaft für Photographie e.V.: Der litauische Photograph Antanas Sutkus erhält den Dr.-Erich-Salomon-Preis der Deutschen Gesellschaft für Photographie. Pressemitteilung April 2017 [pdf-Datei Papiaerausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg]. Sutkus, geboren 1939, gehörte 1969 zu den Begründern der *Litauischen Photographischen Gesellschaft* und war seit 1996 Präsident der neu entstandenen *Gesellschaft Litauischer Kunstphotographen*. In Litauen ausgezeichnet unter anderem mit dem *Litauischen Nationalpreis für Kunst und Kultur*. Jüngste Ausstellung in Deutschland: *Antanas Sutkus – Kosmos*, im ZEPHYR/Raum für Fotografie an den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim, 7. Sept. 2019–26. Jan. 2020.

144 Pluharova-Grigienė 2017, S. 321, Erläuterungstext s. S. 322f. Vor allem aber hat Sutkus – wenn wir hier die retrospektive Einschätzung eines deutschsprachigen Ausstellungsbegleitkommentars 2019 referieren dürfen – unter anderem „Menschen mit desillusionierten Gesichtern, trostlose Straßen, hässliche Gebäudekomplexe in Plattenbausiedlungen [...] kompromisslos“ fotografisch erfasst und interpretiert. Ausstellungsbegleitkommentar von Petra Kammann zur Ausstellung „*Antanas Sutkus. Fotografien*“ in den Opelvillen Rüsselsheim. In: *FeuilletonFrankfurt*. Magazin für Kunst, Kultur & LebensArt v. 12. Feb. 2019. Papiaerausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg, 6 Seiten, hier S. 3.

Fischerhäusern und den in anderer Bauweise gestalteten neuen Häusern – also LPG-Betriebsgebäude, Backsteinbauten oder Großtafelbauten – dann tatsächlich aussah, wie also infolgedessen der phänomenologische Charakter der Ortschaft sich verändert hat und ob die Fischerhäuser für das Aussehen des Weichbildes bestimmend geblieben sind oder nicht.

Doch wir wissen aus der Dissertation Pluhařová-Grigienė, dass seit den späteren 1960er-Jahren zunehmend versucht wurde, die historische Fischerhäuser-Bausubstanz vor weiterem Verfall zu schützen, und wir wissen, dass ab 1967 ein Entwicklungsplan dem „drohenden Verschwinden des ursprünglichen Charakters der Fischerdörfer entgegenwirken“ sollte: Der Plan „regulierte etwa die Höhe der Neubauten, die Bemalung in den traditionellen Farben Braun und Blau sowie [die] Dachbedeckungen“.¹⁴⁵ Im selben Jahr wurde das seit den 1940er-Jahren vernachlässigte Kirchengebäude zum regionalgeschichtlichen Museum umgewidmet. So konnte das Gebäude überhaupt erhalten bleiben (zahlreiche Kirchengebäude in Ostpreußen wurden zerstört oder z.B. in Düngerlager umgewandelt).¹⁴⁶ Auch das ehemalige Sommerhaus von Thomas Mann wurde nun restauriert, nachdem die Lokalverwaltung offenbar die Regierung in Vilnius davon hatte überzeugen können, dass Thomas Mann ein „progressiver“ Schriftsteller gewesen war.¹⁴⁷ Es wurde zu einer Gedenk- und Lektürestätte für bildungsinteressierte Besucher gemacht. Die Stadtbibliothek von Klaipėda richtete im Jahre 1967 darin eine Außenstelle ein.¹⁴⁸

Nida wurde also zu einem Ort der sozialistischen Erholungs-, Ferien- und Freizeitgestaltung – und wenn wir der Darstellung Hermann Pölkings vielleicht glauben dürfen, galt der Badeort Nida als „schönstes Dorf“ in der gesamten Sowjetunion, dies gerade auch deshalb, weil die alten Fischerhäuser nicht alle abgerissen worden waren.¹⁴⁹ Im Zuge der positiv bewerteten Rückbesinnung auf die traditionelle, „volkskulturelle“ Bausubstanz trat neben dem musealen Aspekt auch allmählich wieder ein Engagement zur Bewahrung des lokalen Kulturerbes (sprich: des ethnographisch-litauischen

145 Pluhařová-Grigienė 2017, S. 323f.

146 Erfahrungsbericht Aušra Feser (Notiz im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg).

147 Juozaitis 2016, S. 52.

148 Fischer, Bernd-Eberhard/Fischer, Angelika: Thomas Mann in Nidden. [Illustrierte Broschüre]. 3. Aufl., Berlin 2012, S. 29–30.

149 Pölkig 2013, S. 281: „schönstes Dorf des Riesenlandes“ [gemeint ist die UdSSR]. So auch Pluhařová-Grigienė 2017, S. 321 (Bezug: Peleikis, Anja: Tourism and the making of Cultural Heritage. The case of Nida and the Curonian Spit. In: Sliužinskas, Rimnatas/Čiubrinskas, Vytis (Hrsg.): Defining region: Baltic area studies from sociocultural anthropology and interdisciplinary perspectives. Klaipėda 2006, hier S. 106. Diese Arbeit stand uns nicht im Original zur Verfügung.)

und des ethnographisch-kurischen Kulturerbes) hervor. Mit dem Künstler Eduardas Jonušas, um einen entsprechend profilierten Namen zu nennen, können diese Bemühungen persönlich verbunden werden.¹⁵⁰ Jonušas war nach seinen Verbannungsjahren aus Sibirien zurückgekehrt und wohnte und arbeitete seit 1972 in Nida. Neben der skulpturalen Kunst (einige Werke von ihm stehen im öffentlichen Raum der Nehrung) adaptierte er für sich die alten traditionellen Handwerkstechniken der Fischersleute und hat nach konkreten, aus dem 19. Jahrhundert hergekommenen Modellen traditionelle Kurenkähne nach der oben durch Richard Pietsch beschriebenen Methode neu konstruiert.¹⁵¹

Dieses Engagement an traditionellen Fischerbooten, an kleineren Häusern mit Holzbauweise und am Naturschutz hatte sicher nicht nur mit Aspekten der Erholungs- und touristischen Freizeitgestaltung zu tun, sondern auch mit Bestrebungen zur Manifestation einer litauischen kulturellen Eigenständigkeit. In bestimmten litauischen intellektuellen Kreisen – hier nehmen wir einen Beitrag von Audronė Raškauskienė¹⁵² zum Zeugnis – wurde die Ansicht vertreten, dass durch die Zwangseinsetzung der Menschen in das Kollektivierungssystem der UdSSR die Menschen ihre Grundierung, ihren „Boden unter den Füßen verlieren“ und sie damit zugleich ihrer Zukunft beraubt würden. Zukunftsfähigkeit aber werde durch den Respekt für die Baltischen Traditionen im Kontinuitätsbewusstsein über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erzeugt. Das wichtigste und am meisten geheiligte Symbol, das „most sacred and important symbol“ dieser baltisch-litauischen Lebensorientierung ist – nach Raškauskienė – der Baum.¹⁵³

Wie am Anfang unseres Beitrags bereits angezeigt, wurde 1976 der „Staatliche Waldpark“ ausgewiesen. Zeitgleich bekam das Zentrum von Neringa-Nida 1976 mit dem in Backsteinarchitektur errichteten, mehrstöckigen Rathausgebäude ein neues Gesicht. Interessant hierzu erscheinen wieder die den Ort kennzeichnenden Fotobilder von Antanas Sutkus (1982), die Pluhařová-Grigienė für ihre Dissertation ausgewählt hat: Sie zeigen das neue Rathaus – und mit ihm ausgedehnte Parkplatzflächen mit Automobilen.¹⁵⁴ Zum Bild von Nida gehörte demnach nun auch die motorisierte Mobilitätstechnik – und ebenso wurden der Semiotik der Nehrung nun

150 Pluhařová-Grigienė 2017, S. 329.

151 Pluhařová-Grigienė 2017, S. 364–365. Vgl. a. Juozaitis 2016, S. 58.

152 Raškauskienė 2011, S. 312–321.

153 Raškauskienė 2011, S. 320 (die Arbeit beruft sich hier auf den zeitgenössischen Schriftsteller Romualdas Granauskas, Interviewäußerung im Jahr 2000).

154 Pluhařová-Grigienė 2017, S. 336. Hier herangezogener Bildband: Sutkus, Antanas: Neringa. Vilnius 1982.

als typisches, modernistisches Motiv seit den endenden 1970er-Jahren auch die zum sozialistischen Tourismusbetrieb passenden Sport-Segelboote und Sport-Motorboote (für Motorsportrennen im Kurischen Haff) hinzugefügt.¹⁵⁵

Unter der Wirkung der Perestrojka- und Glasnost-Politik der sowjetischen Reformära seit 1985 kamen auch ausgewählte Besuche aus Westdeutschland zustande. Nicht so sehr von Künstlergruppen, sondern vor allem von so genannten „Heimwehtouristen“, Menschen also, die bis 1945 im Memelland einheimisch gewesen waren.¹⁵⁶ Gemeinsam mit dem bereits genannten Fotografen Antanas Sutkus hat ein solcher Besucher, Helmut Peitsch, 1988 einen Bildband veröffentlicht, der unter anderem ein restauriertes Fischerhaus präsentiert, mit einem Baum voller weißer Blüten direkt davor im Vordergrund und im Hintergrund Segelboote auf dem Wasser¹⁵⁷ – es ist bezeichnend, dass Sutkus 1988, ganz im Gegensatz zu den von ihm fotografierten Plattenbauten und dem davorwuchernden Gestrüpp von 1965, in diesem Zusammenhang ein idyllisch erscheinendes Bild in Art des „Italienblicks“ gestaltet hat.

Die hier vorgetragenen Befunde über die Epoche des Sozialismus auf der Nehrung erscheinen einigermaßen holzschnittartig und sind ganz ohne Zweifel erweiterungsbedürftig. Fest steht gleichwohl, dass die Kurische Nehrung bis zum Schluss auch als Erholungsgebiet für hohe Parteikader gedient hat (in eigenen Hotelblockbauten vor allem bei Lesnoj, dem früheren Sarkau). Bei Nida verfügte der Moskauer Kreml über eine eigene, abgeschottete Villa (die von den Einheimischen so genannte „Kossygin-Villa“¹⁵⁸) auf der Urbas-Höhe nahe dem historischen Leuchtturm. Fest steht auch, dass die Renaissance der positiven ästhetischen Wertschätzung des traditionellen Fischerhausbaustils schon vor 1990/1991 empirisch handfest konstatiert werden kann. Damit ist nicht allein eine museale Hervorhebung und Wertschätzung gemeint, sondern gerade die Restaurierung bestehender Häuser und die Adaption bestimmter architektonischer äußerlicher Elemente bei Neubauten (Kleingestaltigkeit, Spitzdächer, Holzapplikationen) – dies in der Abkehr vom Beton- und Backstein- und Großtafelbau-Stil. Dieses

155 Pluhařová-Grigienė 2017, S. 455. (Fotobild „Interrepublikanisches Motorbootrennen im Kurischen Haff“, aus dem Bildband „*Klaipėda*“ von Audrius Zavadskis, erschienen Vilnius 1977.)

156 Pölking 2013, S. 388.

157 Sutkus, Antanas/Peitsch, Helmut: Naturparadies Kurische Nehrung: Sandwüste in Europa. Leer 1988; s. a. Hinweis bei Pluhařová-Grigienė 2017, S. 399.

158 Juozaitis 2016, S. 55. (Aleksej Kossygin war seit 1948 Mitglied des Politbüros in Moskau, seit 1960 Mitglied des Präsidiums der KPdSU, nach 1964 Ministerpräsident der Sowjetunion.) S. a. Pluhařová-Grigienė 2017, S. 375 mit Verweis auf die großen Hotelkomplexe in Schwarzort und bei Lesnoj.

Restaurieren und Adaptieren der älteren, traditionellen Fischerhäuser und Handwerke (wie beim demonstrativen erneuten Kurenkahn-Bau) in der späteren Phase des Sozialismus hatte, wenn man der uns hier zur Verfügung stehenden Literatur folgt, zwei Aspekte:

- 1) Die Besinnung auf eine eigene, *regionale* und *litauische* kulturelle Identität.
- 2) Die Erhaltung und Bereitstellung eines gefälligen, ja eines idyllischen Ambientes in Nidden für die Ferien- und Erholungsaufenthalte zahlreicher Gäste/Gastgruppen aus anderen Gebietsteilen der Sowjetunion.

*„Fischerhäuser“ und Fremdenverkehr gegenwärtig:
Die Siedlung von Nida im Zeichen von Nationalpark und
Welterbe – mit einem Ausblick und weiterführenden Fragen.*

Im Jahr 1991 entschloss sich die Regierung der neuen Republik Litauen, das ganze Gebiet der Kurischen Nehrung (also mit den bebauten und besiedelten Arealen) als „Kuršių Nerijos nacionalinis parkas“ auszuweisen. Im Jahr 2000 nahm die *United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization* die Nehrungslandschaft mit der kennzeichnenden Bebauung aus „fishing villages“ und hölzernen „fishermen’s houses“ in ihre *Welterbe*-Liste auf.¹⁵⁹ In das Nationalpark-Konzept und in die Deklaration der schutzwürdigen und bewahrungswürdigen „outstanding values“ der *Welterbe*-Erklärung sind somit die Siedlungen ausdrücklich mit eingebunden. Im Zusammenhang damit besteht eine der Haupterwerbsquellen der Einwohner von Nida im und durch den Fremdenverkehr. Das ist der Kontext, in dem die Situation gegenwärtig betrachtet werden muss.

a) Hierbei stellt sich zunächst eine ganz grundsätzliche Frage:
Was ist ein „Fischerhaus“ heute und was ist heute ein „Fischerdorf“?

Die Auskunft, die die Nationalparkverwaltung hierzu gibt, besagt unter dem entsprechenden Stichwort „Settlements/Fishing villages“, dass durch die Bedingungen von Ferienaufhalten und von neuaufgekommenen Konstruktionsmaterialien relevante

„changes in the traditional layout of fishermen’s homesteads and settlements“ [bewirkt worden seien.] „Exterior walls were planked, a ridged roof changed to steep roof, reeds replaced with tiles. Outer walls most often were painted dark brown or dark blue, decorated with per-

159 Angaben gemäß der Homepage der Stadt Neringa: <http://visitneringa.com/about-neringa/facts-and-history>, S. 2–3. Aufruf 15.09.2020, Papierausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

forated finials; window rims painted white and bluish. Fisherman's homestead was enclosed by brown painted wooden fences with white tips. Summer cottages – a hybrid of a fisherman's house and villa – appeared“.¹⁶⁰

Das beschreibt den klassischen Vorgang von Folklorisierung und Folklorismus. Wenn ein dingliches Artefakt aus der traditionellen *ruralen* Kultur in seinem *eigentlich* vorgesehenen, herkömmlich instrumentellen, wirtschaftlichen Zusammenhang veraltet und in einen anderen semiotischen Zusammenhang transferiert wird, und dabei doch die *Denomination* erhalten bleibt, nennen wir das einen *Folklorismus*: In diesem Fall also Häuser, die mit dem Reetdach, der Holzfassade in braunem und blauem Farbanstrich und Sprossenfenstern und den gekreuzten Giebelfiguren die sichtbaren Zeichen der traditionellen Fischerhausbauweise an sich haben, *nicht mehr* aber dem traditionellen Fischereigewerbe dienen (Weglassen des Innenraumes und der Räucherammern, keine Aufbewahrung von Netzen, kein Feuerofen mehr, weil sowohl der Fischfang wie auch die Fischkonservierung in der Regel nicht mehr mit diesen Gebäuden verbunden ist). Sie heißen gleichwohl noch „Fischerhäuser“ und dienen unter diesem Namen anderen Zwecken, dienen z.B. semiotischen Zwecken als typisierendes und ästimmierbares Motiv und verhelfen zur Perzeption einer binnenexotisch-ästhetischen Rückzugsumgebung (etwa für Urlaubsgäste).¹⁶¹

160 Homepage: Kuršių Nerijos nacionalinis parkas, abrufbar unter: www.nerija.lt, hier: www.nerija.lt/culture/settlements, S. 2. Wie oben bereits erwähnt, haben die Geographen David Fuchs und Jan Peter Kosok auch in ihrem Beitrag damit die Häuser eines speziellen „Nehrungsstils“ beschrieben, s. Fuchs/Kosok 2020, S. 231.

161 Die reichhaltige bislang veröffentlichte akademische Literatur zur Folklorisierung/zum Folklorismus hat gezeigt, dass es jedoch nie um die Gesamtheit der Elemente der ruralen Kultur *an sich* geht, sondern um selektierte, in einer je gegebenen historischen Situation „brauchbare“ signalfähige Phänomene (aus denen gegebenenfalls regelrechte *Wahrzeichen* etwa einer ethnischen oder professionellen oder informellen Gruppe oder einer anderen sozialen Institution werden können). Eine bündige und trennscharfe Definition von „Folklorisierung“/„Folklorismus“ hat bis heute niemand geliefert (insbesondere deshalb, weil die Phänomenologien zu unterschiedlich ausfallen). Die hier niedergelegte Merkmalszusammenstellung nimmt Anleihen aus: Hans Moser: Vom Folklorismus in unserer Zeit. In: Zeitschrift für Volkskunde, 58 (1962), S. 177–209; Wolfgang Brückner: „Heimat und Demokratie“. Gedanken zum politischen Folklorismus in Westdeutschland. In: Zeitschrift für Volkskunde, 61 (1965), S. 205–213; Gottfried Korff: Folklorismus und Regionalismus. Eine Skizze zum Problem der kulturellen Kompensation ökonomischer Rückständigkeit. In: Konrad Köstlin/Hermann Bausinger (Hrsg.): Heimat und Identität. Volkskundekongress Kiel 1979. Neumünster 1980, S. 39–52; Ulrike Bodemann: Folklorismus – Ein Modellentwurf. In: Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde, 28 (1983), S. 101–110; Jens Wietschorke: Urbane Volkstypen. Zur Folklorisierung der Stadt im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Volkskunde, 110 (2014), S. 215–242.

Diesen folkloristischen „Fischerhaus“-Typ in Neringa kann man zunächst auf der *online* einsehbaren Liste der offiziellen Fremdenverkehr-*homepage* von Neringa-Nida¹⁶² empirisch erfassen und belegen: Dort findet man die offiziell angemeldeten Angebote einzelner Ferienwohnungen, Hotels und Pensionen des Ortes nacheinander vorgestellt. Tatsächlich wird ein großer Teil der Beherbergungshäuser (11 von insgesamt 31) mit dem Bild ihrer Fassade deutlich im Fischerhausstil zu erkennen gegeben: Reet- oder Strohdach, hölzerne Wandplanken mit dunkelbraunen/rotbraunem Anstrich, mit blauen Zierlinien, mit Sprossenfenstern, und – in drei sichtbaren Fällen – auch mit gekreuzten stilisierten Pferdeköpfen als Giebelfiguren.¹⁶³ Wer die im Internet präsentierten Bilder vom Inneren dieser Fischerhaus-Wohnmöglichkeiten auf weiteren, folgenden *links* (soweit vorhanden) aufruft, sieht dann allerdings nicht den bei Pietsch und Nimtzwendlandt beschriebenen, traditionellen Ofen und einen Feuerherd mit Kochstelle – hier und heute sieht man eben Mikrowellen-Kochgeräte und Elektroherde, Heizungskörper, elektrische Lampen, TV-Apparate; zudem wird auf Internetanschlüsse hingewiesen.¹⁶⁴ An den Adressenangaben und an der Familiennamensgebung der Häuser wird erkennbar, dass es sich sowohl um solche Gebäude handelt, in denen die einheimischen Eigentümer selbst auch wohnen und nur einen Teil (oder nur einzelne Zimmer) des Hauses an Feriengäste vermieten, oder auch um Gebäude, die mit den genannten äußeren Stilelementen als Ferienwohnungen und als nichts anderes als das gebaut worden sind. Das heißt also: die *äußeren* Elemente, die Robert Pietsch und Wanda Nimtzwendlandt in ihren die Zeit nach 1900 betreffenden Ethnographien als typisch und musterhaft beschrieben haben, die Max Pechstein, Ernst Mollenhauer, Bertha Schilling, Alfred Partikel und andere Künstler des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts auf impressionistischen und expressionistischen Gemälden fixiert haben, die Thomas Mann und andere Literaten ästimmierend geschildert haben, die Herbert Reissmann in den frühen 1930er-Jahren an das Sommerhaus der Familie Mann architektonisch übertragen ließ und die von der *homepage* des heutigen *Kursių Nerijos nacionalinis parkas* als typische Haus-Merkmale formuliert werden, finden sich in der *äußeren*

162 URL: <http://visitneringa.com/en/where-to-stay>.

163 Aufruf der Seite vom 21.08.2020, Ausdruck auf Papier im Archiv d. Verf., IVDE Freiburg. An diesem Stichtag 21. August 2020 waren insgesamt 31 Ferienwohnungen eingepflegt, die sich per Internet-Standbild mit den Fassaden der Häuser selbst und über einen weiteren *link* mit Teilen der jeweiligen Inneneinrichtung auf PC- und Smartphone-Bildschirmen sichtbar machen ließen. Von diesen 31 Ferienwohnmöglichkeiten sind 11 von außen her, mit dem Bild der Fassade, im Fischerhausstil gebaut.

164 URL: <http://visitneringa.com/en/where-to-stay>. Aufruf der Seite vom 21.08.2020, Ausdruck auf Papier im Archiv d. Verf., IVDE Freiburg.

Gestalt einer relativ hohen Anzahl der heutigen Ferienhäuser/Pensionen wieder. Sie werden auf den Angebotsseiten der offiziellen Fremdenverkehrsseite von Neringa-Nida sogar bildkompositorisch deutlich in den Vordergrund gestellt. Bei den anderen Häusern (der relativen Mehrheit der 31 Häuser auf der touristischen „visitneringa“-Liste) handelt es sich hingegen um Häuser, die nicht den Fischerhausstil aufweisen, sondern (wenn überhaupt äußerlich sichtbar im Bild erscheinend), um Bungalows (drei Fälle), um Hotels im Beton-Blockbau mit bis zu 10 Ferienwohnungen/Ferienzimmern (drei Fälle), oder um Häuser im Familienhausbaustil der 1960er- bis 1980er-Jahre mit Backsteinfassaden, Großglasfenstern, weiß, hellgelb oder hellgrau gestrichenen Außenwänden.¹⁶⁵ Und im Süden der Stadt steht als eine „Art von volkskundlichem Freilichtmuseum“ („a kind of an ethnic architecture museum under the open sky“)¹⁶⁶ ein Ensemble von rund 50 historischen und denkmalgeschützten Fischerkaten, das auch von deutschsprachigen Reiseführern als Sehenswürdigkeit ausgewiesen wird. Diese Häuser auf der Nehrung dienen demnach dem Zweck einer sinnlichen Attraktion, die eine bestimmte Stimmung, eine wohlthuende Atmosphäre hervorruft. (Weder aus der Nationalpark-*homepage* noch aus der Reiseführerliteratur geht eindeutig hervor, wie diese rund fünfzig denkmalgeschützten bzw. „musealen“ alten Fischerhäuser heute genutzt werden, ob sie tatsächlich noch dem Fischereigewerbe dienen oder umgerüstet wurden und von Angehörigen anderer Erwerbszweige bewohnt werden – oder ob sie überhaupt bewohnt werden.¹⁶⁷) Die Geographen David Fuchs und Jan Peter Kosok haben im Herbst 2018 eine quantifizierende Untersuchung des Häuserbestandes insgesamt vorgenommen und genaue, aufschlussreiche Daten zusammengetragen: Auf dem Nehrungsgebiet in toto konnten Fuchs/Kosok 2.321 Gebäude kartieren, wovon im Jahr 2018 etwa ein Viertel aus der preußisch-deutschen Zeit vor 1945 stammten (circa 24% [auf der litauischen Seite 25,9%, auf

165 URL: <http://visitneringa.com/en/where-to-stay>. Aufruf der Seite vom 21.08.2020, Ausdruck auf Papier im Archiv d. Verf., IVDE Freiburg.

166 Homepage: Kuršių Nerijos nacionalinis parkas, abrufbar unter: www.nerija.lt, hier: www.nerija.lt/culture/settlements, S. 2: „The southern part of Nida settlement, previously called “Atragis”, perfectly represents a fishing village of the Curonian Spit in the late 19th and early 20th centuries [...] – kind of an ethnic architecture museum under the open sky“.

167 Homepage: Kuršių Nerijos nacionalinis parkas, abrufbar unter: www.nerija.lt, hier: www.nerija.lt/culture/settlements, S. 2; *Dumont-Bildatlas-Reiseführer Baltikum – Estland, Lettland, Litauen*. Texte: Christian Nowak; Fotos: Peter Hirth. Ostfildern, 5. Aufl. 2018, S. 113f. In derselben Ausgabe auf S. 105 heißt es, der Literatur-nobelpreisträger Thomas Mann habe sich „eines der typischen Nehrungshäuser mit Reetdach und den sich kreuzenden, verzierten Gesimsbrettern am Giebel“ bauen lassen. „Hier verbrachte er in den 1930er-Jahren drei Sommer, schrieb an „Joseph und seine Brüder“ und ließ sich höchstwahrscheinlich von dem Rivierablick inspirieren, den er von seinem Haus aus genoss [...]“.

der russischen Seite 22,9%]).¹⁶⁸ Für Nida im Besonderen gibt eine eigens erstellte Schaugrafik (Kreisdiagramm) innerhalb derselben Untersuchung zu erkennen, dass etwa 20% der Gebäude in Nida schon vor 1945 in der preußisch-deutschen Zeit errichtet worden sind, etwa 25%-30% zwischen 1946–1992 und etwa 25% von 1993 bis zur Gegenwart (bei den übrigen war die Errichtungszeit nicht bestimmbar).¹⁶⁹ Etwa 25% der Gebäude tragen ersichtlich einige architektonische und zugleich semiotische (also der Perzeption von außen umstandslos zugängliche) Elemente des „Nehrungsstils“ an sich; als idealtypisch im „Nehrungsstil“ mit allen seinen semiotischen Elementen zählte der Geograph 12% der Gebäude – zusammen genommen zeigten sich damit etwa 37% des gesamten Gebäudebestandes¹⁷⁰ in Nida mit dem oder im „Nehrungsstil“.

Aufgrund dessen lässt sich sicherlich sagen, dass die Szenerie des Ortes heute durchaus von der Fischerhausarchitektur geprägt ist – dass sie nicht von ihr gänzlich *beherrscht* wird, aber doch stark geprägt von ihr ist. Nicht ohne Grund ließe sich also behaupten, dass Menschen, die in Nida dauerhaft wohnen oder die den Ort touristisch besuchen, von einem Ambiente, ja von einer kulturellen Atmosphäre der Fischerdorf-Architektur eingefangen werden, wie das oben in der Einleitung unseres Beitrags schon kurz zitiert worden ist. Die Untersuchung von Fuchs/Kosok geht jedoch noch weiter: Sie hat nach den Sichtweisen der Einheimischen auf dieses „Materielle Kulturerbe“, nach der Akzeptanz der Häuser bei den Einheimischen gefragt: Ein grundsätzliches Erkenntnisinteresse richtet sich also, wenn der Ansatz von Fuchs/Kosok hier so weiterinterpretiert werden darf, auf eines der immer wiederkehrenden Kernprobleme, die wir aus der Denkmalschutz-Forschung und eben der Folklorismus-Forschung kennen: Wird ein Baustil, den eine staatliche Baubehörde oder eine UNESCO-Kommission oder auch ein bestimmter Gewerbeverband als erhaltenswert, ja als *erhaltenspflichtig* ausweist, weil er für eine fremdenverkehrsattraktive architektonische oder eine kunstgeschichtliche und/oder landschaftsidentifizierende (traditionell „landschaftstypische“) Erscheinung der jeweiligen Siedlung Priorität hat, ein Baustil, der einem vorgeprägten Bild entsprechen soll, von der darin wohnenden und arbeitenden Bevölkerung gewollt und angenommen oder nicht?¹⁷¹ Außerdem

168 Fuchs/Kosok 2020, S. 238.

169 Fuchs/Kosok 2020, S. 238–239. Die auf das Kreisdiagramm S. 239 bezogenen, approximativ-proportionalen Angaben kamen nach Augenschein M.P.-S. zustande; auf die Angabe der Zahlenverhältnisse wurde in Fuchs/Kosoks Beitrag an dieser Stelle verzichtet.

170 Nida gesamt: 478 Gebäude, s. Fuchs/Kosok 2020, S. 238.

171 Von unter Denkmalschutz stehenden Innenstadtensembles wie in Rothenburg ob der Tauber oder auch in Regensburg ist bekannt, dass die denkmalpflegerischen

ist im Fall von Nida und der Kurischen Nehrung hinzuzufügen, dass das vom litauischen Staat und der UNESCO geschützte Materielle Kulturerbe, also im Wesentlichen der Bestand der mit Holz gebauten „Fischerhäuser“, für die Nachfahren der litauischen und russischen Neueinwanderer nach 1945 und nach 1961 nicht *ihr* „Erbe“ und *ihre* „Tradition“ im eigentlichen Sinne der Herkunftskultur sein kann. Der Beitrag von Fuchs/Kosok – der nicht nur Nida im Blick hat, sondern sämtliche Orte auf der Nehrung¹⁷² – hat hierzu entsprechende qualitative Befragungen unternommen. Ihre Studie ist bei den Ergebnissen noch als „vorläufig“ deklariert,¹⁷³ teilt aber in den Stichworten zur Auswertung bereits mit, dass eben dieser architektonische Stil aus dem frühen 20. Jahrhundert, der als Nehrungsstil bezeichnet und als schützenswert ausgewiesen ist, von den heutigen Bewohnern, deren Familien erst nach 1945 auf die Nehrung gekommen sind, als „positiv“¹⁷⁴ angesehen, als „ästhetisch wertvoll“¹⁷⁵ wahrgenommen und als heimatlich, als Teil der eigenen Identität¹⁷⁶ empfunden wird. Außerordentlich interessant erscheint, dass manche der interviewten Einheimischen das in Rede stehende „materielle Kulturerbe“ abgrenzend zum litauischen oder russischen „direkt als deutsch [...] adressiert haben“ bzw. mit der „deutschen Epoche“ in Verbindung setzten und dennoch bekundeten, auf der Nehrung gebe es keine „Vorkriegsarchitektur“.¹⁷⁷

Wenn nun – wieder auf die touristischen Aspekte gewendet – die Nachfrage-dimensionen der Quartierbestellung bei Feriengästen eruiert werden soll, so können wir aus der veröffentlichten kommunalen Statistik der Jahre 2012 bis 2014 die Zahlen derjenigen auswärtigen Besuche extrahieren, die wirklich eine Unterkunft bzw. Übernachtungen gebucht hatten. Nach den veröffent-

Bauvorschriften nicht stets auf ungeteilte Gegenliebe der Einheimischen stoßen.

172 Neben Nida Smiltynė, Juodkrantė, Pervalka, Preila, Morskoje, Rybatschi und Lesnoj, s. Fuchs/Kosok 2020, S. 239.

173 Fuchs/Kosok 2020, S. 237, S. 241.

174 Fuchs/Kosok 2020, S. 242 u. S. 230: Grundvoraussetzung dabei bleibt es, dass in der Untersuchung die Begriffsintensivierung von „Materielles Kulturerbe“ insbesondere auf die „überdauernden Gebäude“ bezogen wird.

175 Fuchs/Kosok 2020, S. 241.

176 Fuchs/Kosok 2020, wörtlich: „das materielle Kulturerbe ist ein Teil der eigenen Identität“, [es] „spielt eine Rolle in der lokalen Identität und wird mit positiven Emotionen besetzt“ und „die [von diesem materiellen Kulturerbe geprägten] Orte werden von den Gesprächspartnern als Heimat verstanden“, s. S. 237, S. 241, S. 242. Empirische Grundlage waren 50 Interviews mit einheimischen Bewohnern der Nehrungsorte, die nicht ausschließlich, jedoch „überwiegend“ in Nida wohnen, s. S. 233.

177 Fuchs/Kosok 2020, S. 230, S. 241 – dies noch vom Verf. mit Vorsicht und als „Zwischenstand“ formuliert, s. S. 237. Zur Konzeptualisierung und Zielsetzung des Gesamtprojekts s. bei Kinder 2021.

lichten statistischen Angaben der *Neringos savivaldybė* (Gemeindeverwaltung Neringa) kamen im Jahr 2012 49.456 auswärtige Besucher, die tatsächlich eine Beherbergung in Anspruch nahmen (26.006 aus Litauen, 23.450 Ausländer); im Jahr 2013 kamen 55.847 Besucher, die ein Quartier in Anspruch nahmen (30.612 aus Litauen, 25.235 Ausländer) und im Jahr 2014 kamen 54.719 Besucher, die ein Quartier in Anspruch nahmen (32.646 Litauer, 22.073 Ausländer).¹⁷⁸ Die allermeisten Gäste im Fremdenverkehr kommen demnach aus dem Land Litauen selbst, mit einem Anteil von 59,7%. An zweiter Stelle aber kommen die weitaus meisten ausländischen Besucher nach Angaben der kommunalen Statistik aus Deutschland, nämlich 22,6% (zahlenmäßig etwa 11.000 in 2012, 12.300 in 2013, 12.100 in 2014 allein nach Neringa-Nida). Aus der Russischen Föderation kamen 7%, aus Lettland 3,7%, aus der Schweiz 0,8%, aus Weißrussland 0,7% und aus Frankreich, Polen, Estland jeweils 0,6%.¹⁷⁹ Aus dieser Statistik dürfte also implizite zu folgern sein, dass die Ferienwohnungen im „Fischerhausstil“ respektive „Nehrungsstil“ tatsächlich nachgefragt werden und dass dieser Erwerbszweig heute der tatsächliche, der *eigentliche* Haupterwerbszweig der ständigen Bewohnerschaft mit ihren Häusern sein muss. Implizite darf aus den touristischen Besuchszahlen die Aussage abgeleitet werden, dass das attraktive, gewerblich nutzbare Erlebnis- und Sehenswürdigkeitsangebot auch die dauerhaft in Neringa lebenden Menschen, die Einheimischen also, am Ort wohnhaft zu halten vermag und ihnen eben gerade durch mehrfache temporäre Vermietungen Einkünfte gibt.

Litauen ist eines der europäischen Länder, das gegenwärtig (Stand: Jahr 2018) am stärksten durch Arbeitsmigration und Abwanderungen ins europäische Ausland betroffen ist: Seit 1991 bis 2015 haben circa 500.000 Menschen das Land verlassen (bei einer Gesamteinwohnerzahl von 3,5 Millionen – die Region des „Memellandes“ war wegen des Exportrückgangs seines Hafens Klaipėda besonders davon betroffen).¹⁸⁰ Auch deshalb, insbesondere deshalb, muss gleichzeitig daran gedacht werden, dass die für auswärtige Besucher attraktiven Wahrzeichen des gewerblichen Fremdenverkehrs gerade *anderherum* auf die hier ansässige Einwohnerschaft gleichfalls attraktiv wirken:

178 Neringos savivaldybė/Strateginis planavimas, unter URL <https://neringa.lt/index.php?2882387182>, Aufruf 21.08.2020, Kopie auf Papier im Archiv d. Verf., IVDE Freiburg.

179 Neringos savivaldybė/Strateginis planavimas, unter URL <https://neringa.lt/index.php?2882387182>, Aufruf 21.08.2020, Kopie auf Papier im Archiv d. Verf., IVDE Freiburg.

180 Sakson 2016, Bd. II, S. 26. Die relativ hohe Abwanderungstendenz auf der Suche nach ertragsgenügsamer Berufsarbeit erfasst insbesondere die jüngere Generation und richtet sich vor allem nach England.

Die einen kommen zu Erholungsurlauben hierher, die anderen arbeiten professionell damit, indem sie den Urlaubswilligen verlockend sein sollende Ferienwohnungen anbieten.

Der Ort Neringa-Nida positioniert sich im weltumspannenden Tourismus-Marktsystem jedenfalls mit einer „inspirierenden Atmosphäre“, die „Erholung mit Kultur, Geschichte und Naturerlebnis vereint“¹⁸¹ – nicht aber etwa mit einer durch Diskothekenerlebnisse und Fastfood, durch Plattenbau- und Wabengroßhotels geprägten Atmosphäre, wie sie gegenwärtig an manchen Küstenstreifen etwa Spaniens und Italiens zu erwarten ist und von dort aus auch als solche beworben wird.¹⁸² Und so bietet Neringa-Nida heute auch ein Gefühl, eine „Stimmung“ an, dass man sich in derselben Atmosphäre von einerseits traditionellen und historischen „Fischerhäusern“ und andererseits von absoluter geistiger Hochkultur auf den Pfaden von Nobelpreisträgern wie Thomas Mann und weltweit anerkannten Philosophen wie Jean-Paul Sartre und Künstlern wie Lovis Corinth (oder Schauspielern wie Heinz Rühmann) bewege und befinde. Besonders markiert finden wir dies an festlichen Terminen in Neringa während der Sommerferienphase, die genau diese entsprechenden Identitätsmerkmale als Sozialerlebnis ins Bewusstsein bringen und die genau die oben genannten Identifizierungswerte auf je spezifische Weise ästhetisch und gesellig erlebbar machen: An verschiedenen Wochenenden im Juni und Juli wird für Einheimische und für Feriengäste/auswärtige Besucher ein „Folklorefestival“ mit einem Handwerkermarkt (wo man auch hölzerne Kurenwimpel als Souvenir und emblematisches Symbol der Nehrung erstehen kann),¹⁸³ wird ein „Traditionelles

181 Vgl. „Infos & Reisetipps Kurische Nehrung“, hier: Seite „Allgemeines“, abgerufen unter URL: <https://kurische-nehrung.de/allgemeines/>, S. 1. Papierausdruck vom 19.06.2020 im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

182 Ein Ort wie Neringa-Nida ist und bleibt also, mehr noch als in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und ohnehin mehr als in der Epoche der Zugehörigkeit zur Sowjetunion, in das weltumspannende Markt- und Erwerbssystem des Erholungstourismus mit genau der oben genannten Positionalität eingebunden. Über die Bedeutung des Tourismus in Kultur und Ökonomie und über die „Markenzeichen“ der jeweiligen Destinationen im Arbeitszusammenhang der Kulturanthropologie s. etwa Gyr 2001, S. 469–470; Lauterbach/Brednich 2014, Sp. 1835–1843, hier Sp. 1837–1838 (zu den weltumspannenden, gegenwärtig nach den Merkmalen der Normierung, Montage und Serienfertigung organisierten, gewerblichen Fremdenverkehr). D. w. s. mit umfangreichen Literaturhinweisen grundsätzlich: Lauterbach 2016, S. 135–156; Peleikis 2006, S. 101–114; Tauschek 2014, generell Sp. 1858–1863, s. insbes. Sp. 1859 (in allen genannten Werken auch weiterführende Literatur auffindbar).

183 Im Jahr 2018 unter dem Motto „Tek sauluze ant maraciu“ [„Kommt die Sonne über das Haff“] vom 22.06.–24.06.2018, also zum Johannistag oder, anders gewendet, zur Zeit der Sommersonnenwende. Hinweis von Aušra Feser (Notiz im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg).

Fischerfest“ mit einem entsprechenden Markt¹⁸⁴ und wird ein „Thomas-Mann-Festival“ mit Konzerten, Kunstausstellungen, Literaturlesungen und Filmnächten veranstaltet¹⁸⁵. Das Ensemble der Fischerhausarchitektur sowie das Reissmann-Sommerhaus signalisieren als Schauplätze und als Wahrzeichen dieser Fest- und Festival-Veranstaltungen eine eindeutige semantische Verbindung der historischen Fischerkultur mit der akademischen Hochkultur. Ohne die Existenz dieser Mechanismen des gewerblichen Fremdenverkehrs ist deshalb auch genau dieser Baubestand und genau diese Bauweise in Neringa-Nida nicht erklärbar: Die Holzhäuser mit ihren speziellen, sichtbaren Eigenschaften in Bauform und Farbgebung erfüllen ihre Rolle im professionellen Fremdenverkehr als eine ästhetisch ansprechende, positiv wertbehaftete Wiedererkennungs-Signalität, als schönes Markenzeichen des Siedlungsensembles eben für genau *diese* (und keine andere) touristische Erholungsdestination.¹⁸⁶ Das gleichsam *einschlägigste* Zeichen führt uns die bebilderte Informationsseite des Nationalparks unter dem Stichwort „Atnaujina ma įvažiavimo į Neringą sistema“ [„Erneuerung des Einfahrtssystems auf die Kurische Nehrung“] seit dem Oktober 2018 vor Augen: Das litauische Gebührenwärterhäuschen neben der Schranke, wo sich die auf das Gebiet des Nationalparks Kurische Nehrung einfahrenden Automobile scannen und per EDV registrieren lassen und wo sie eine Naturschutzgebühr entrichten müssen, ist deutlich sichtbar mit Holzplanken gebaut, rotbraun gestrichen, mit Zierleisten in Niddener Blau und weißgerahmten Sprossenfenstern versehen. Hier sind die Grundelemente des Fischerhauses auf semiotischer Ebene bzw. die Signalität und die äußerliche Repräsentativität in eine koexistierende und ko-operative, signalhafte Verbindung mit aktuell-moderner Alltagstechnik gebracht.¹⁸⁷

Man könnte nun mit diesem, in den Parametern des Folklorismus beschriebenen, umfassenden Funktionswechsel der „fishing villages“/„settlements“

184 Im Jahr 2018 als „Traditionelles Fischerfest in Juodkrantė“ vom 06.07. bis 08.07. 2018. Der Ort Juodkrantė liegt etwa 12 Kilometer nördlich von Nida.

185 Im Jahr 2018 stattfindend vom 14.07.-21.07., am Thomas-Mann-Haus und (sinnigerweise) am Leuchtturm von Nida.

186 Vgl. „Infos & Reisetipps Kurische Nehrung“, hier: Seite „Allgemeines“, abgerufen unter URL: <https://kurische-nehung.de/allgemeines/>, S. 1. Papierausdruck vom 19.06.2020 im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

187 <http://visitneringa.com/lt/informacija/nauijenos/atnaujina...>, datiert 16. Oktober 2018, Aufruf 07. Oktober 2020, Papierausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg. Ebenso werden an der Staatsgrenze zwischen dem litauischen und dem russischen Gebietsteil die Elemente des typischen Fischerhausbaustils auf der heutigen litauischen Seite als ästhetisch-semantisches Kennzeichen eingesetzt: Die litauischen Grenzposten sind in Stationshäuschen mit braungestrichenen Holzwänden, blauen Zierlinien und schrägen Reetdächern untergebracht, s. bei Juozaitis 2016, S. 34.

hin zu den Notwendigkeiten und Gepflogenheiten der Fremdenverkehrs-ökonomie die Sache sich bewenden lassen und die Arbeit hier abschließen. Doch genügt das in diesem Fall sicher nicht. Denn es wurde

(b) eine neue Künstlerkolonie, die „Nidos meno kolonija“ respektive die „Nida Art Colony“ eingerichtet, deren Arbeitsgebäude seit 2011 in Nida steht. Und es gibt

(c) – gerade im Zusammenhang der „UNESCO-Welterbe“-Auszeichnung – gegenwärtig eine tiefere und über den Folklorismus weit hinausreichende Bewertung zur Ästhetik des Aufenthalts in Nida, die ihrem Bildungskontext wesentliche *neue* Aspekte zuführt und die, um mit Humboldt zu sprechen, wesentliche weitere und modifizierte Aspekte des „Bildes für die Seele“ eröffnet.

Zunächst zu (b): Es lohnt sich, einen systematischen Blick auf die neue Künstlerkolonie, die „Nidos meno kolonija“ (englisch „Nida Art Colony“, Abk. „NAC“) zu werfen. Sie firmiert als Unterabteilung der Litauischen Kunstakademie von Vilnius und ist situiert in einer neuen, 2011 in Nida erbauten garagenartigen Halle mit Schrägdach, aus Holzmaterialien und Metallträgern, mit vielen Glaswänden für viel Helligkeit, inwärts Räume für Ateliers und Ausstellungen gewährend, und nach außen, wenn auch eher dezent, wieder die Farbe rotbraun auf Holz zeigend. In der Inneneinrichtung (Böden, Möbel, Türrahmen etc.) dominiert Holz eindeutig. Das Koloniehäusle gewährt Künstlern und Künstlerinnen aus ganz Europa Residenzplätze und Stipendien. Zu den Kooperationspartnern, die diese Stipendien ausloben, gehören neben einschlägigen litauischen Institutionen auch und unter anderen das *Goethe-Institut* aus Deutschland und aus Österreich die Vorarlberger Landesregierung, dort wo heute die hochspezialisierte, weltweit führende Verarbeitung von Holz zu Gebäudeerrichtung ansässig ist.¹⁸⁸ Obschon die neue Nidaer Künstlerkolonie die historische Kolonie im Gasthaus Blode als Vorbild hervorhebt und sich auch auf sie beruft,¹⁸⁹ wird man auf der Informationsseite der „Nidos meno kolonija“ entdecken, dass die Residenten heute viel weniger die Malerei auf Leinwand als viel mehr ganz verschiedene Materialien, Ausdruckformen und Ausdrucksmittel anwenden, als da sind: Forschungsprojekte als akademische Schrifttexte bis hin zu Sachbüchern und Dissertationen, Ausstellungen vor Ort, Videoinstallationen, Computeranimation. Wir haben es zu tun einerseits mit Schrifttext-Werken auf der Basis einer hauseigenen Bibliothek und Bürotechnik, andererseits

188 Verwiesen sei hier nur auf die „Neue Vorarlberger Bauschule“ und auf den „Werkraum Bregenzer Wald“.

189 Jokubavičienė, Kristina: The History of Nida Artist's Colony. URL <http://nidacolony.lt/en/colony/history>, S. 1.

auf der Basis von Fotoapparaten, Ton- und Geräuschkassetten, Metallwerkzeugen, Keramiköfen, Laserschneidern u. v. a. m. Die Malerei mit piktoraler Interpretation der einfachen, kargen Häuserensembles und der Kurenkähne vor Dünenküsten kommen, soweit sichtbar, nicht vor. Zur Zeit der Niederschrift dieses Beitrags 2019/2020 ließen sich auf der Homepage der Künstlerkolonie vier in Exposition bzw. in Bearbeitung stehende „Ongoing Projects“¹⁹⁰ hervorgehoben finden. Auf diese (und nur auf diese) Beschreibung und Präsentation via PC-Monitor kann sich unsere Darstellung hier stützen. Ein erstes der derzeitigen Forschungs- und Buchprojekte behandelt die „patterns of emigration and immigration from and to the Curonian Spit after World War II“. Das Titelfoto zeigt den Moment, in dem ostpreußische Flüchtlinge mit ihren Habseligkeiten im April 1945 ihre Häuser verlassen.¹⁹¹ Dieses Projekt agiert mit internationalen Partnern als Teil eines von der Europäischen Union unterstützten Verbundes „4Cs: From Conflict to Conviviality Through Creativity and Culture“; Projektleitung und -initiative liegen bei der Katholischen Universität Portugal mit Sitz in Lissabon, Partnerinstitutionen kommen aus Frankreich, Deutschland, England, Dänemark, Schweden.¹⁹² Es dient aber *lokal* gerade auch der Exposition des örtlichen und regionalhistorischen Gedächtnisses. Erwähnenswert ist das deshalb, weil die Problematik um Flucht und Vertreibung gegenwärtig wieder verstärkte Aufmerksamkeit und Bekanntmachung erfahren hat (2020 fand in Juodkrantė die Ausstellung „Vilko Vaikai: duonus keliu iš Rytų Prūsijos i Lietuvą 1945–1948. [Wolfs-Kinder: Auf dem Brotweg von Ostpreußen nach Litauen 1945–1948]“ statt,¹⁹³ ein Thema, dem besonderer Wert zugemessen wird, weil es um diejenigen durch die Fluchtumstände verlassenen Kinder Ostpreußens geht, die unmittelbar nach Kriegsende Aufnahme in litauischen Familien fanden.)

190 Eigentlich werden fünf „buttons“ auf dieser homepage hervorgehoben, doch bei der ersten Nennung handelt es sich nicht um ein laufendes künstlerisches „Projekt“, sondern um eine beständige, interaktive Werkschauplattform zur Präsentation jeweils verschiedener kleinerer Kunstwerke und Ideengeber, benannt mit „SupaStoreAcademy“. Vgl. URL <http://nidacolony.lt/en/projects>, S. 1.

191 nidacolony.lt/en/projects/4cs-2017-2021 (Published on Wednesday 16 August 2017) Originalbildunterschrift: „German refugees in East Prussia in April 1945“. Papierausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

192 URL <https://4cs-conflict-conviviality.eu/project>. Papierausdruck 08.12.2020 im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg. Laufzeit des Projekts: 2014–2020.

193 Vilko Vaikai: duonus keliu iš Rytų Prūsijos i Lietuvą 1945–1948. [Wolfs-Kinder: Auf dem Brotweg von Ostpreußen nach Litauen 1945–1948. Ausstellungsinformationsblatt zur gleichnamigen Ausstellung in Juodkrantė, 9. Juni bis 1. Juli 2020]; s. a. Wolfskinder. Verlassen zwischen Ostpreußen und Litauen. [Informationsblatt zu einer Fotoausstellung im Fränkischen Freilandmuseum vom 7. März bis 13. September 2020]; s. a. Rosengarten 2016, S. 120; Spatz 2016.

Ein anderes Projekt der neuen Künstlerkolonie widmet sich der Heraufkunft und dem Hereinbrechen des Neoliberalismus und des Individualismus an verschiedenen Orten der Welt nach dem Zusammenbruch des Eisernen Vorhangs, unter anderem in Litauen: Der kurdischstämmige Künstler „Hiwa K“ machte die mittlerweile ausgedienten, ramponierten Gebäude der ehemaligen Nidaer Fischerkolchose aus der Sowjetzeit zum Bestandteil seiner Exposition.¹⁹⁴

Im Hinblick auf unsere Themenstellung besonders interessant aber erscheint das größte, mit den meisten der lokal residierenden Mitwirkenden durchgeführte Projekt „Neringa Forest Architecture“,¹⁹⁵ konzeptualisiert und koordiniert durch drei Künstler unterschiedlicher Profession: Jonas Žukauskas, einem Architekten aus Vilnius, Jurga Daubaraitė, einer Kuratorin und Architektin aus Vilnius, sowie Egija Inzule aus Riga, der derzeitigen Direktorin der „Nidos meno kolonija“.¹⁹⁶ Inzule hat an den Kunsthochschulen in Leipzig und Zürich studiert, hat 2017 den *swiss art award* erhalten und ist hervorgetreten mit Installationen eben in Zürich [2011], in Stuttgart [Künstlerhaus, 2010] und in Basel [2010] – mit einem Arbeits- und Ausdrucksschwerpunkt auf „self-organised spaces“.¹⁹⁷ In Zusammenarbeit

194 Man sieht so zugleich, dass die Fischereikolchose-Gebäude aus der Sowjetzeit noch stehen und besichtigt werden können URL <http://nidacolony.lt/en/1656-hiwa-k-s-chicago-boys-while-we-were-singing-they-were-dreaming-nida-version-in-making> (Published on Friday 30 October 2020), S. 1. Papierausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg. Der Künstler Hiwa K hat, nach den Angaben der NAC, Wohnsitze im irakischen Teil Kurdistans und in Berlin. Ausstellungen im Rahmen der *documenta* Kassel 2017, der Biennale Venedig 2015, in Bergen 2019 und Gdansk 2011.

195 Es sind Laufzeiten vorgesehen mindestens bis 2022. URL <http://nidacolony.lt/en/projects/neringa-forest-architecture> (Published on Thursday, 04. June 2020), S. 1–6. Papierausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

196 Angaben übernommen von URL <https://www.archplus.net/home/archiv/autor/46,4287,1,0.html>, S. 1–2. („Material Assemblies“ meint: Aufstellungen bzw. Montagen von Materialsorten). Žukauskas hat in London studiert und war u.a. Mit-Kurator des Baltischen Pavillons an der Venedig-Architekturbiennale 2016 sowie Kurator der *Baltic Material Assemblies exhibition* am Londoner Royal Institute of British Architects 2018. Daubaraitė war u.a. Mit-Kuratorin des Baltischen Pavillons an der Venedig-Architekturbiennale 2018 und im selben Jahr Mit-Kuratorin der *Baltic Material Assemblies exhibition* in London.

197 Angaben übernommen von URL <https://www.artlog.net/de/swiss-art-awards-2017/egija-inzule>, S. 1; URL <https://www.palaisdetokyo.com/en/page/egija-inzule-lv>, S. 1. Da der Nationalpark Kurische Nehrung zweifellos, gerade an seinen Totalreservaten, als ein „Sich-Selbst-Organisierender Raum“ betrachtet werden kann, darf man das schriftlich niedergelegte Engagement von Egija Inzule in Richtung Ausdrücklichkeit der „local spatial practises“ der Kurischen Nehrung und der Aufmerksamkeitslenkung auf „spatial processes“ gerade hier wohl nicht als Zufallskombination auffassen.

mit der Nationalparkverwaltung und dem Fremdenverkehrsbüro in Nida ist es selbstredend nicht für Galerien und Museen, nicht als Wandschmuck gedacht wie ein Gemälde, sondern als Raumerlebnis, als performative Installation, die nicht nur durch optische Reize, sondern auch proxemisch durch Begehen, taktil durch Berühren, olfaktorisch durch Riechen und akustisch durch Hören (Hören an den Geräuschen des Waldes, am Bearbeiten der Planken) wirkt. Bestandteile des Projekts sind konsequenterweise einige von verschiedenen Architekten und Forstbeamten veranstaltete und geführte, unentgeltliche Begehungen unter Titeln wie „The Forest as a Space“, „Everything started with the Forest“ oder „On Forest Paths“. Als eine der bevorzugten Zielgruppen werden Schüler genannt.¹⁹⁸ Die Installation selbst wurde in unmittelbarer Nähe zum Thomas-Mann-Haus aufgestellt und hält damit Verbindung zur Holzfassade der Architektur von Herbert Reissmann. Sie zeigt sich (Stand Herbst 2020) als 25qkm großer Stapel und Lagerplatz von Holzplanken, die aus den Stämmen des Nehrungswaldes gefällt, zugeschnitten und haltbar gemacht wurden. Die Installation stellt also zunächst – d.h. zur Zeit der Niederschrift unseres Beitrags – allein das *Material* dar, von dem zu verstehen gegeben wird, dass es sich um Holz aus den Krüppelkiefernbeständen der umgebenden Bewaldung handelt. Sie stellt also den (*Werk*)-*Stoff* als solchen zur Schau und generiert damit ihre Aussagen. Das Fotobild zu Beginn des Projekts heißt „Processing of timber logged in the Curonian Spit“¹⁹⁹, wobei „processing“ hier im Zusammenhang mit *Material* sowohl „Verarbeitung“ als auch „Aufbereitung“ und „Veredelung“ bedeuten kann. Was wahrnehmbar, was ästhetisch wahrnehmbar gemacht werden soll, ist der Zyklus des Materials vom Aufwachsen als Waldbaum

198 Bezweckt wird u. a. der „dialogue with pupils“, s. URL <http://nidacolony.lt/en/projects/neringa-forest-architecture/neringa-forest-architecture-tours>, (Published on Tuesday, 20. October 2020), S. 1. Papierausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg. Hervorhebung im Zitat M.P.-S. Beteiligt sind etwa der in Preila lebende russische Architekt Anton Shramkov, der Förster Vigilijus Dikšas, die Geografin Gražina Žemaitienė. Das eigentliche Werk, dies als meine Zusatzbemerkung, kann seine Wirkung und Botschaft erst im und *als* Raum, mit Begehungen und durch Erzählungen begleitete Wanderung, mit Gerüchen, Geräuschen, Tönen, Berührungen, Betastungen (haptische Vermittlung) und optischen Markern gewinnen und erhalten. Im weiteren Sinne des Gesamtprojekts, an dem mehrere NAC-Residenten mitwirken, geht es um Wald und Gehölz als Teil der Infrastruktur der „Nordic-Baltic Region“ und der Nehrungswaldungen. URL <http://nidacolony.lt/en/projects/neringa-forest-architecture/neringa-forest-architecture-residency>, published 10.09.2020. Papierausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

199 Großfoto exponiert unter <http://nidacolony.lt/en/projects/neringa-forest-architecture> published 04. Juni 2020 sowie unter <http://nidacolony.lt/en/projects/neringa-forest-architecture/neringa-forest-architecture-tours>, published 20. Oktober 2020. Papierausdrucke im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

über das Einschlagen (Žukauskas benennt das mit „harvesting“/„ernten“) bis eben zur Aufbereitung als Werkstoff bzw. Bauholz („timber“).²⁰⁰ Das Material Baumholz, auf das es uns hier vor allem ankommt, wird hier als *lokal-authentisch*²⁰¹ und als *authentisch-baltisch*²⁰² exponiert. Die wiederkehrenden Kennwörter in der Projektpräsentation lauten zudem: „raw material“, „material resource“, „material cycles“ (bezogen auf Baum-Holz), „our resources“, „timber-based material development“.²⁰³

Somit kommt es – historisch gesehen – zu einer grundstürzenden Volte, denn die Installation und das gesamte Projekt stellen die Renaissance des *Materials* bzw. des *Werkstoffes* Holz vor Augen. Anders also als bei Wanda Nimtz-Wendland und Richard Pietsch, die über ihre Erinnerungsberichte der historischen Materialverwendung – Planken-, Bohlen- und Bretter-Zurichtung für Fischerhäuser und Fischerkähne – ein memoriales Denkmal setzen, und anders als etwa bei Gustav Schönleber, Ernst Mollenhauer und Max Pechstein, die mittels Stichen und Gemälden eine malerische, eine wahlweise verträumte Schönheit aus den abgebildeten Häusern herauschillern lassen, und anders als bei Eduardas Jonusas, der das alte, traditionelle Holzhandwerk und die alte Holzbehandlung (Zuschnitt, Feuerbiegung, Wässerung der Planken, Verfugung etc.) revitalisiert und so die Schönheit der überkommenen Form aus Holz als Identität stiftende Kraft zu etablieren beabsichtigt hat, wird hier jetzt (nicht-retrospektiv und nicht-nostalgisch) das Material selbst zur Aussage gemacht. Es geht also nicht um einen Folklorismus und ebenso nicht um einen Rückzug in eine so genannte „vorzivilisatorische“ Einfachheit, nicht um einen Eskapismus zum heimeli-

200 URL <http://nidacolony.lt/en/projects/neringa-forest-architecture> (Published on Thursday, 04. June 2020), S. 1. Papierausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

201 Originaltext: „authentic legacy of this cultural landscape“, s. nidacolony.lt/en/projects/neringa-forest-architecture/nac-forest-parts, published 3. June 2020, S. 1. Dem Holz wird dezidiert die Herkunft „Curonian forest“ bzw. „Curonian Spit forests“ zugeschrieben; <http://nidacolony.lt/en/projects/neringa-forest-architecture/neringa-forest-architecture-tours>, published 20. Oktober 2020, S. 1. Papierausdrucke im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg; <http://nidacolony.lt/en/projects/neringa-forest-architecture> (Published on Thursday, 04. June 2020), S. 1. Papierausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

202 Genau zitiert: „Baltic-Skandinavian region“, s. <http://nidacolony.lt/en/projects/neringa-forest-architecture/neringa-forest-architecture-tours>, published 20. Oktober 2020, S. 1. Papierausdrucke im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

203 URL: <http://nidacolony.lt/en/1629-call-for-applications-neringa-forest-architecture-residency-and-research-program>; Published on Thursday, 10 September 2020, S. 1; nidacolony.lt/en/projects/neringa-forest-architecture/nac-forest-parts, published 3. June 2020, S. 1; <http://nidacolony.lt/en/projects/neringa-forest-architecture/neringa-forest-architecture-tours>, published 20. Oktober 2020, S. 1. Papierausdrucke im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

gen, traditionellen Leben der vermeintlich ebenso einfachen Fischersleute in Borgegemeinschaft. Vielmehr richtet sich der Aufmerksamkeitsstrahl des Kunstprojekts „Neringa Forest Architecture“ auf die Zukunft einer ästhetischen Alternative gegenüber dem Stahl- und Betonwerkstoff, auf die Zukunft des tragfähigen, dauerhaften und „sustainable“ Bauens (Bauen mit den aus der lokalen Umgebung gewonnenen Holzmaterialien),²⁰⁴ integriert in ein Leben in Hochtechnologie: „including topics such as growth, transformation, policy making, management, technology, art and design“²⁰⁵ – heute, da dieses Baumaterial Holz genauso dauerhaft, zugleich aber ebenso preiswert wie Beton, Bruchstein und Ziegel aufbereitet und sogar feuerfest gemacht werden kann.²⁰⁶

Und schließlich zu (c): „Curonian Spit as the Voice of Conscience. A book about the values in the hands of two states“ heißt eine neue, besondere, im Licht der litauischen Gelehrsamkeit verfasste Beschreibung der Qualitäten des Kurischen Nehrungsgebiets. Der Philosoph und Publizist Arvydas Juozaitis hat sie mit seiner Interpretation der „outstanding values“, die die UNESCO-Welterbe-Auszeichnung begründen, im Jahr 2016 vorgelegt.²⁰⁷

204 In diesem Zusammenhang muss das INTERREG-Projekt „CCI & Sustainability: Paradigm shift from ‚traditional‘ to creative industries – the essence for sustainable regional development“ unter der Führung des Verwaltungsbezirks Kuldiga (West-Lettland) erwähnt werden, an dem die NAC und der Bezirk Klaipeda mitbeteiligt sind (Laufzeit 2014–2020). Näheres s. URL <https://latlit.eu/cci-sustainability-lli-338>. Version 9. Dez. 2020. Papierausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg, und: URL <http://nidacolony.lt/en/projects/cci-sustainability>.

205 URL <http://nidacolony.lt/en/projects/neringa-forest-architecture> (Published on Thursday, 04. June 2020), S. 1. Papierausdruck im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

206 Informationen darüber s. etwa URL://www.holzvomfach.de. Es geht hier, deutlich gesagt, nicht darum, Werbung für einen bestimmten Werkstoff zu machen, sondern um die prinzipielle Aussage, dass Baumholz inzwischen genauso haltbar, feuerfest und (per Standardelementen) genauso preiswert zubereitet werden kann wie Stein-Beton-Baumaterial. Ebenso sei wieder auf die frühen orientierungsgebenden Techniken der Voralberger holzverarbeitenden Betriebe verwiesen, s. URL://www.holzbaukunst.at.

207 Der Text ist veröffentlicht in einer von der Nationalparkverwaltung 2016 herausgegebenen Broschüre, wir haben eingangs bereits darauf hingewiesen: Juozaitis, Arvydas: *Curonian Spit as the Voice of Conscience. A book about the values in the hands of two states*. [Die Kurische Nehrung als Stimme des Gewissens. Ein Buch über die Werte in den Händen von zwei Staaten.] Zitiert wird jeweils aus der englischsprachigen Übersetzung von Elena Trečiokaitė. Litauische Originalfassung: *Kuršių Nerija kaip sąžinė*. [Die Kurische Nehrung als Gewissen]. Klaipeda 2016. Juozaitis ist u. a. mit philosophischen Arbeiten über Immanuel Kant, Wilhelm Dilthey und zur litauischen Unabhängigkeitsbewegung 1989/1990 hervorgetreten. Seine Darstellung wird gerahmt von einem Vorwort der Nationalparkdirektion und von dem „Statement of Outstanding Universal Value of the Curonian Spit“ der UNESCO.

Weil damit ein für unser Thema jenseits von allem Folklorismus und jenseits aller Reiseführerliteratur unbedingt beachtenswerter Beitrag gegeben ist, der bislang (zum Zeitpunkt der Niederschrift dieser Arbeit) in deutschen, schweizerischen und österreichischen Bibliotheken nicht verfügbar war, soll er hier etwas ausgiebiger rezipiert werden. Wir wollen den Text danach befragen, welche Schwerpunkte gewählt sind und in welchen semantischen Assoziationen diese Schwerpunkte aufscheinen. Neue Bezüge zu den oben bereits referierten Äußerungen von Wilhelm v. Humboldt, Passarge, Pechstein, Mollenhauer, Thienemann und Thomas Mann lassen sich durchaus auffinden.

Der Text von Juozaitis macht zwei Grundaussagen.

Die erste Grundaussage bewertet die Kurische Nehrung historisch und dauerhaft, also auch auf Zukunft hin, als einen „meeting place between life and eternity“.²⁰⁸ Der Aufenthalt dort rege zur Beschäftigung mit anthropologischen Grundfragen zu Ewigkeit und Jenseitswelt an. Veranschaulicht wird dies unter anderem mit fünf historischen Bildern von Fischerhäusern, die im Dünenand untergegangen oder von Sandhügeln umgeben sind, sowie mit zwei Abbildungen von Grabkreuzen auf Friedhöfen, die der Sand erfasst hatte.²⁰⁹ Man erinnert sich an den schon oben herangezogenen Satz von Johannes Thienemann: Auf der Nehrung sei das „allmächtige Walten der Natur“ zu fühlen und Menschen würden „zur Besinnlichkeit getrieben: Düne und Tod!“²¹⁰ Juozaitis hingegen verbindet das Bild der im Sand untergegangenen Häuser mit dem Theologen, Volkskundler und Schriftsteller Liudvikas Rėza (1776–1840)²¹¹ und bringt damit litauische akademische Prominenz zur Geltung. Rėza war Verfasser des Gedichts „Nugrimzdęs Kaimas“, das ein verschüttetes Dorf poetisch verewigt²¹² – dieses Dorf war Rėzas Geburtsort Karvaičiai gewesen, einst gelegen zwischen Juodkrante und Preila. Dazuhin assoziiert Juozaitis in seiner Darstellung den in Mecklenburg gebore-

208 Juozaitis 2016, S. 8. („Eternity“ lässt sich im Deutschen sowohl mit Ewigkeit wie auch mit Jenseits übersetzen, und der Text changiert hier zwischen beiden Bedeutungen, wie zu zeigen sein wird).

209 Juozaitis 2016, S. 21f.

210 S. oben S. 260.

211 Juozaitis 2016, S. 20, S. 23. Rėza hatte ein Professorenamt an der Universität Königsberg inne.

212 Juozaitis 2016, S. 23. Ebd. der Titel des Gedichts in Englisch formuliert: *The Buried Village*. Den Abdruck des Originals „*Nugrimzdęs Kaimas*“ findet man bei Dirgėla, Tomas: Lietuvininkas Liudvikas Rėza – lietuvių kultūros pagrindų kūrėjas, URL: www.alkas.lt/2013/04/09/t-dirgela, S. 3 (Kopie v. 02. Sept. 2020 im Archiv d. Verf., IVDE Freiburg). Rėza gilt aufgrund seiner Sammlung litauischer Volkslieder (*Dainos, oder Littauische Volkslieder*) als erster Volkskundler Litauens; er stand übrigens auch mit Wilhelm von Humboldt in Arbeitskontakt.

nen Händler und Archäologen Heinrich Schliemann (1822–1890) mit der Kurischen Nehrung: Schliemann, so erzählt Juozaitis, habe in Memel Geschäfte gemacht und dabei die begrabenen, teilweise noch aus dem Sand ragenden Häuser der Nehrung wahrnehmen können.²¹³ 1854, beim großen Stadtbrand in Klaipeda, habe Schliemann hohe Verluste an Handelswaren erlitten, habe sich jedoch nicht entmutigen lassen, nicht aufgegeben und später seine geretteten bzw. seine übriggebliebenen Handelsgüter verkauft, um Expeditionen zur archäologischen Suche nach Homers Troia zu starten:

„He sold his salvaged property and used the funds for an expedition to the Asia Minor [...] he and his comrades excavated the walls of Troy from under the sand. Among them he also found the invaluable treasure of the ancient world (even referred to as Priam’s Treasure).“²¹⁴

Damit werden die Geschichte von den im Sand begrabenen Fischerhäusern der Nehrung und die Geschichte der in Kleinasien begrabenen Gebäude Trojas in einem korrelierten Narrativ miteinander assoziiert und Schliemanns Biografie und die Lebensleistungen der Nehrungsbewohner des 19. Jahrhunderts werden parallelisiert:

„Schliemann dreamt of Troy upon visiting the Curonian Spit“, the people on this corner of East Prussia – they managed to tame the element [...] they restrained the sand, planting it with seedlings which soon became forests. This was a peaceful victory of nature ... against nature. [...] The blade-sharp horizon urges the man to resist and not to give up.“²¹⁵

Damit spielt der Text wieder wie schon Louis Passarge deutlich auf die antike griechische Klassik an. Die neuartige Volte besteht allerdings darin, dass nun die damaligen Fischerfamilien nicht mit den sagenhaften, wunschlosen Lotophagen aus Homers Epik, sondern vielmehr mit dem Unternehmer des 19. Jahrhunderts und Griechenland-*Forscher* Schliemann²¹⁶ vergli-

213 Juozaitis 2016, S. 20.

214 Juozaitis 2016, S. 20.

215 Juozaitis 2016, S. 20.

216 Schliemann hatte 1854 beim Brand in Klaipeda mit Verlusten zu kämpfen, und doch war 1855 dann Schliemanns erfolgreichstes *Geschäfts*-Jahr (befördert durch hohe Bedarfe während des Krimkriegs 1853–1856). Ab 1856 erlernte er Altgriechisch und Latein und beabsichtige sich aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen – dies gelang ihm jedoch erst 1864, und erst 1868 erfolgte dann die erste Forschungsreise nach Griechenland. Die Chronologie der Ereignisse und Handlungen ist bei Juozaitis also belletristisch-großzügig ausgelegt, aber die überraschende und kühne Kombination ermöglicht wieder, gedanklich an Homer, an die Ilias und Vergils Änais anzuknüpfen: Troja geht unter, doch die wenigen der

chen werden, der sich von Rückschlägen nicht entmutigen hat lassen und letztlich erfolgreich war. So verbinden sich die von Wanderdünen begrabenen Häuser einerseits und die historische Unternehmung der Dünenfestlegung durch die Nehrungs-Einwohner andererseits zu einer modellhaften Erzählung: Bewusstwerden der Vergänglichkeit, Veranschaulichung des ewigen Kreislaufs von Werden und Vergehen *und* eben auch die Melioration des Wohnens und Wirtschaftens durch menschliche Tatkraft. Konsequenterweise kommt deshalb auf die Frage, was oder wer die Wanderdünen zum Halten brachte, in Juozaitis' Text die entsprechende Antwort: „The answer is trees. Which means, the people planting them.“²¹⁷

Die zweite, allein auf die eigene Gegenwart bezogene Grundaussage bei Juozaitis postuliert, die Kurische Nehrung sei wie ein eigener Kontinent, der sein eigenes Ökosystem habe und mit einer differenten, ganz eigenen Kultur atmen würde.²¹⁸ Und dem litauischen Teil im Besonderen wird gegenwärtig ein eigentümlicher „Insel“-Charakter zugeschrieben:²¹⁹ Dieser wird mit dem Umstand begründet, dass das litauische Nehrungsgebiet nahezu überall von Wasser umgeben sei und dass südlich von Nida ein geografischer Separations- und Abschlusspunkt existiert (d.i. die Grenzbarriere zum Verwaltungsgebiet der Russischen Föderation). Von der litauischen Festlandsseite her müsse man deshalb auf jeden Fall Wasser überqueren – um aber damit eine metaphysische Erfahrung hinein in eine andere Realität zu machen.²²⁰ Ernst Mollenhauer hatte konstatiert, dass der Aufenthalt in Nidden eine „Flucht vor der ständig wachsenden materiellen Welt“ und der „Zivilisation“ ermöglicht hätten, Max Pechstein hatte „Neuland“ und „Ungestörtsein“ (im Sinne von konzentrierter Ruhe und kreativer Reflexion) erlebt. Juozaitis drückt diese beiden seinerzeit zentralen Aspekte für die heutige Zeit mit religiös aufgeladener Metaphorik sehr viel ernsthaft-verbindlicher und sehr viel gravierender aus: Die Seelen und Körper der Menschen, die auf der Fähre vom Festland zur Nehrung übersetzen „will cross the Lithuanian river of Styx“.²²¹ Styx heißt der mythologische Fluss, auf dem die Seelen der alten Griechen mit Charons Fähre in die Jenseitswelt gelangt seien. Damit werden nicht nur wieder klassische humanistische Bildungsinhalte aufgenommen; der Satz möchte vermitteln, dass

Katastrophe ausnahmsweise entkommenen Bewohner Troias können wegsegeln und gründen später Rom.

217 S. bei Juozaitis 2016, S. 20.

218 Juozaitis 2016, S. 10: „has its own ecosystem and breaths with different culture“.

219 Juozaitis 2016, S. 38.

220 „Lithuanians have to cross the water experiencing a metaphysical transition to a different reality“, s. bei Juozaitis 2016, S. 38.

221 Juozaitis 2016, S. 38.

auf der Nehrung gerade für *Lebende* ein ganz anderer Seelenzustand herrsche. Das Festland mit seinen „confusing politics, sins and eternal battles for power“ könne dort nach der Fähren-Überquerung des Wassers einfach vergessen werden („is left behind“²²²). Konsequenterweise stellt Juozaitis‘ Text jetzt weniger die historischen, traditionell-identitätsstiftenden Kurenkähne in den Vordergrund als vielmehr die Motor-Fähren, die zwischen dem litauischen Festland und dem Nehrungsgebiet wechselseitig übersetzen. Hier verwendet er konsequent eine ins Transzendente gehende, religiös kontaminierte Sprache, wenn er die Fährschiffe als „floating temples, holding the Curonian mass“ darstellt:

„Why mass? And why not? The men of AB Smiltynės perkėla²²³ look like angels in liturgical garments, solemnly waving their arms and ordering car lines, managing passengers, raising and lowering the gangway. As soon as they get on the riveted iron deck, even sworn atheists feel engaged into the religious ritual of the passage over the strait.“²²⁴

Prima vista eine sehr, sehr hochgegriffene Metapher: die Überfahrt auf die Nehrung als „religiöse Messe“. Bei einer Gesamtbetrachtung des Textes indessen wird deutlich, dass er anhand dieses Wortgebrauchs schlicht und einfach sagen möchte, dass die Kurische Nehrung auf ihre Weise *heilig* und *sakral* sei. Und wenn er an anderer Stelle ein finanzielles Interesse litauischer Festlandsvertreter an einer Fahrbahn-Brücke für PKW-/LKW erwähnt – „[the] advocates of the bridge are fuelled by capital, European funds and fantastic dreams. These dreamers don’t realize that building a bridge would condemn the spit“²²⁵ – mit „condemn“ wird wieder eine Vokabel aus dem Assoziationshof des Religiösen verwendet.²²⁶ „Verdammt“ also würde die Nehrung sein, wenn eine Autobrücke sie dem Massenverkehr preisgäbe; diese „Insel“ jedoch solle der Antastung entzogen sein, habe reserviert zu bleiben²²⁷ – denn der Atemzug der Zeit sei hier frei, anders als in Städten

222 Juozaitis 2016, S. 36.

223 Der Ort Smiltynė, das ehemalige Sandkrug, liegt dort, wo das Haff am schmalsten ist, gegenüber der Stadt Klaipėda. AB Smiltynės perkėla ist der Name der Betreiberfirma, die herkömmlich das Recht hat, hier eine Fährschiffverbindung zu betreiben.

224 Juozaitis 2016, S. 36.

225 Juozaitis 2016, S. 40.

226 Juozaitis 2016, S. 40.

227 Der Sakralitätsbegriff hier bei Juozaitis entspricht etwa dem des Soziologen Émile Durkheim mit seiner zentralen Unterscheidung zwischen „heilig/sakral“ und „profan“.

und Vorstädten.²²⁸ Damit wird impliziert, dass mit einer PKW-/LKW-Brücke Neringa zur „suburb“ der Großstadt Klaipeda degradiert würde, der Fischerdorf-Charakter würde verlorengehen. Konsequenter Weise, und das wäre wohl noch wichtiger in der Intention des Textes, müssen wir uns damit ein sehr ernstes Plädoyer gegen den *overtourism* mitdenken, gegen die Überfüllung von Sehenswürdigkeitsorten mit einströmenden touristischen Besuchern und gegen die daraus folgende Konflikte mit überlasteten Einheimischen also.²²⁹

Die Ausrufung der Sakralität als Unantastbarkeit und als „andere Zeit“ in Juozaitis' Text korrespondiert nun ganz eindeutig auch mit der Deklaration von *Reservat*-Zonen im Nationalpark Kurische Nehrung. Und damit erreichen wir einen elementaren Kern der heutigen Bewertung: Unter den Zonen des staatlichen „Kuršių Nerijos nacionalinis parkas“ und im Portfolio des „Welterbes“ findet man eben nicht nur die Areale mit architektonischer Bebauung, innerhalb derer die als authentisch geltende, materielle Substanz zu bewahren sei (die „residential zones“), sondern es sind auch „reservs“ und „strict reservs“ ausgewiesen – Zonen also, die *keinesfalls* besiedelt, bewirtschaftet bzw. nicht mit Beherbergungsstätten oder mit Straßen belegt werden dürfen.²³⁰ „Strict reserve“ meint sogar ein Totalreservat, das ohne Ausnahmegenehmigungen gar nicht betreten werden darf und das von menschlichen Eingriffen jeglicher Art vollkommen frei bleiben muss.

Was bedeutet das? Soviel, dass durch menschliche, kulturell begründete Intention diese Areale auf der Nehrung wieder eine „Wildnis“ wer-

228 Juozaitis 2016, S. 10: „the breath of time here is free – it doesn't sigh like the cities and the suburbs.“.

229 Das gilt vor allem auch für Orte, die von großen Passagierschiffen angelaufen werden können und ihre touristischen Passagiere in Massen für nur kurze, nur wenige Stunden dauernde Landgänge entlassen; die behindern durch ihre Massenhaftigkeit die Bewegungsfreiheit der Einheimischen und belasten die lokale Infrastruktur (ohne Logiskosten/Kurtaxen zu entrichten und ohne etwa in lokalen Restaurants Zehrungsgeld auszugeben). Genau dieser Vermassung wollen sowohl Juozaitis' Schrift wie auch das Nationalpark-Programm erkennbar und engagiert vorbeugen. Unter den zahlreichen Schriften seit den 2010er-Jahren sei hier allein hingewiesen auf: Gössling, Stefan/McCabe, Scott/Chen, Chris: A socio-psychological conceptualisation of overtourism. In: *Annals of Tourism Research*, 84 (2020), mit reichhaltigen Literaturangaben [Internet unter <https://doi.org/10.1016/j.annals.2020.102976>]. Stefan Gössling lehrt in Schweden an der Universität von Lund und der Linnaeus Universität in Kalmar/Växjö in Schweden.

230 Regierungsamtliche Begrenzungsdekrete und ein besonderer Verwaltungsplan der litauischen Regierung, zuletzt 2012, verfügen und gewährleisten das. Vgl. Statement of Outstanding Universal Value of the Curonian Spit. In: Juozaitis 2016, S. 68–71, hier S. 70. Konkret für diesen Fall als Handlungsanweisung veröffentlicht unter www.nerija.lt, „Rules for visiting Kuršių Nerija National Park“ (PDF-Datei).

den und dergestalt wieder mit allem, was sich darin befindet, vollkommen ohne menschliches Zutun belassen wird. So tritt eine ungeheure Pointe ein: Im selben Gebiet, in dem Bewohner und Reisende im 19. und frühen 20. Jahrhundert der wilden Natur als einer „allmächtigen Gewalt“ fast ohnmächtig ausgesetzt waren und in dem die Behausungen der Menschen durch Wanderdünen „unrettbar“ untergingen (weshalb die Naturumgebung dann durch menschliche Technik mühevoll eingeehgt und eingedämmt werden musste) – da werden nun im Gegenteil alle technischen Maßnahmen ausgeschlossen, alle Wege und Straßen untersagt, auf dass ein Teil dieser Landschaft wieder „Wildnis“ werde und „Wildnis“ bleibe (wohlgemerkt, von einem baum- und pflanzenbestandenen Raum ist hier die Rede, nicht von einer wucherungsdrohenden Sandwüste). Heute wird also vice versa *die Natur* in bestimmten Arealen so unantastbar gemacht, dass der Verlauf ihres unbeeinflussbaren, nunmehr wild gelassenen Wachstumsprozesses als Genuss erlebt und ästiniert werden kann. Die Bewohner der Nehrung gewähren aus kulturellem Antrieb in dieser reservierten, von Bebauung freien Entwicklung der Landschaft das Aufwachsen und das Absterben von Pflanzen und vom Tierleben in einem selbstauferlegten Abstand und schauen dabei zu. Und sie werben zudem dafür, dass auch auswärtige Fremdenverkehrsgäste dabei zuschauen. Denn die Nationalpark-Administration bietet für interessierte, auf jeweils drei bis neun Personen begrenzte Gruppen mehrere verschiedene, in je eigenen Preiskategorien buchbare, auf speziellen Routen geführte Beobachtungs-Wandertouren an. Zum Einen sind das die „Cognitive and educational walking tours in ecologically sensitive domains [in] natural reserves“, zum Zweiten die „Guided tours in the Curonian Spit National Park“ und zum Dritten die „Specialized natural tours in the Curonian Spit National Park“. ²³¹ Die professionell geführten Wandertouren gelten dem schönen Genuss der „wildnishaft“ belassenen Natur, dienen dem Rezipieren der Landschaft, sollen zu Erkenntnissen und zur Belehrung und letztlich zur menschlichen *Bildung* führen (so könnte man die erste Tour-Variante, „Cognitive and educational walking tours“ ins Deutsche übersetzen). Man will dabei den Besucher/die Besucherin „introduce to existing processes in

231 Die Buchungspreise lagen zum Zeitpunkt der Niederschrift dieses Beitrags im September/Oktober 2020 bei dem erstgenannten Muster einer Tour zwischen 31 Euro und 36 Euro pro Person, je nach Qualifikation des Führers/der Führerin („guided staff person“), beim zweitgenannten Muster zwischen 105 Euro und 196 Euro pro Gruppe, je nach Dauer und Intensität der Führungsstrecke, beim dritten genannten Muster werden die Touren je nach persönlichen Vorlieben und vorverhandelten Vereinbarungen individuell arrangiert. Homepage: Kuršių Nerijos nacionalinis parkas, abrufbar unter: www.nerija.lt, hier: www.nerija.lt/en/guided-tours, S. 2–4, Papiaerausdruck v. 03.10.2020 im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

the nature“; sie sollen etwas lernen über „the ongoing natural processes on the Spit“;²³² über die „importance of responsible behavior in the sensitive environment of the spit“²³³ und über die untergegangenen Fischersiedlungen: „stories of the sand-buried villages will be told“.²³⁴ Die heute absichtlich „wild“ belassene Natur wird also zu einer kulturellen Veranstaltung,²³⁵ die keinerlei Schrecken mehr hat. Nach den geführten Wanderungen können die Teilnehmer und Teilnehmerinnen zu ihren Ferienwohnungen im Fischerhausstil (den „summer cottages“, s. o.) zurückgehen und können auf z. B. Sofas z. B. Kaffee einnehmen, Gebäck verzehren oder sich etwa bei Bedarf in Mikrowellenherden warme Mahlzeiten zubereiten.

Holen wir an dieser Stelle noch einmal die Charakterisierung der Nehrung als „Insel“ bzw. als eigene Welt mit eigener Kultur und eigenem Zeitempfinden heran: Die Kurische Nehrung soll als eigene Entität verstanden werden, wohl aber nicht allein als kulturell-„litauisch“ bewertete Entität: Juozaitis‘ Text betont ausdrücklich, dass Angehörige der verschiedenen hier ansässigen Ethnien oder Nationalitäten mittels ihrer je eigenen Sprache und eigenen Überlieferung ihre bemerkenswerten Einträge zu dieser Entität und in dieses „Welterbe“ getan haben: Wie gelesen, in Litauisch,²³⁶ auch in Kurisch,²³⁷ in Deutsch (genauer profiliert: in Preußisch),²³⁸ in

232 Homepage: Kuršių Nerijos nacionalinis parkas, abrufbar unter: www.nerija.lt, hier: www.nerija.lt/en/guided-tours, S. 2–4, hier S. 2. Papierausdruck v. 03.10.2020 im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg. Homepage: Kuršių Nerijos nacionalinis parkas, abrufbar unter: www.nerija.lt, hier: www.nerija.lt/en/guided-tours, S. 2–4, hier S. 4. Papierausdruck v. 03.10.2020 im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

233 Homepage: Kuršių Nerijos nacionalinis parkas, abrufbar unter: www.nerija.lt, hier: www.nerija.lt/en/guided-tours, S. 2–4, hier S. 2. Papierausdruck v. 03.10.2020 im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

234 Homepage: Kuršių Nerijos nacionalinis parkas, abrufbar unter: www.nerija.lt, hier: www.nerija.lt/en/guided-tours, S. 2–4, hier S. 3. Papierausdruck v. 03.10.2020 im Archiv Michael Prosser-Schell, IVDE Freiburg.

235 An dieser Stelle fließen Befunde und Gedanken aus der Dissertation von Harald Stahl ein, s. Stahl 2019, insbes. S. 284–290 zur „Veranstaltung von Natur im Nationalpark“ und zu „Zonierungen“ in Nationalparks.

236 Zusätzlich sei hingewiesen auf Juozaitis 2016, S. 51, S. 63, wo mit Fotos die alten, heute riesigen Pinien-Bäume und Waldareale und ihre Beziehung zum Menschen hervorgehoben werden.

237 Juozaitis 2016, passim und insbes. S. 14 u. S. 64 (der letzte der „kursieniki“ [der sich auf litauischer Seite als kurische Person verstanden habe], sei 2015 verstorben).

238 Juozaitis 2016, passim und insbes. S. 14, S. 50, S. 52, S. 56. Unter den preußisch-deutschen Schriftstellern hebt Juozaitis außerdem den in Königsberg geborenen E. T. A. [Ernst Theodor Wilhelm] Hoffmann hervor, s. bes. S. 16.

Russisch²³⁹ und sogar in Französisch²⁴⁰. Bei den Häusern im Fischerhausstil stellt sich indessen die Frage, ob eine Zuschreibung ethnischer Merkmale, eine Zuschreibung zu einer bestimmten „Nationalität“ in der gegenwärtigen Bau- und Gebäudesituation (wie das in der oben zitierten Befragung von Fuchs/Kosok unter Einheimischen wohl zum Tragen kam) überhaupt intendiert ist. Sowohl bei Juozaitis wie auch im betreffenden Auskunftstext der Nationalparkverwaltung (homepage „*Kuršių Nerijos nacionalinis parkas*“) erscheint das historische und gegenwärtige „Fischerhaus“, „Fischerdorf“/ „fisherman’s homestead“, „fishing village“ weniger als lebensweltliches und/oder ästhetisches Identifikat einer ethnisch-kurischen oder ethnisch-litauischen oder ethnisch-ostpreußischen Kultur oder einer ethnisch konnotierten „Nationale-Minderheiten“-Kultur“, sondern als *regional* bezogenes, zugleich auch *universales* Identifikat und als universales *handwerkliches* Modell.

239 Vgl. etwa bei Juozaitis 2016, S. 56, mit der Bemerkung über zwei russische Schriftsteller, die in ihrer Sprache der Kurischen Nehrung literarische Denkmäler gesetzt haben. Andrei Bitov hatte sich schon in sozialistischer Zeit auf der Nehrung und an der alten Vogelwarte von Rossitten mehrmals aufgehalten und in russischer Sprache den Roman „Die Vögel“ verfasst (in Deutsch 1991 bei Pendo in Zürich erschienen: „Die Vögel oder Neues vom Menschen“, mit Fotos von Juri Rost). Jurij Ivanov (1928–1994) war Schriftsteller und Meereskundler. Auf Deutsch ist postum erschienen: Ivanov, Jurij/Papendieck, Christian u. Gertrud: Der Norden Ostpreußens. Land zwischen Zerfall und Hoffnung. Eine Bilddokumentation. Husum 2009.

240 Ins Geleitwort zur Einführung, ganz am Anfang des Textes, platzieren die Herausgeber das Zitat von Sartre, wonach der Besuch der Kurischen Nehrung wie ein „standing at the gateway to heaven“ sei, s. Juozaitis 2016, S. 3. In diesen Zusammenhang gehört auch, dass das Memelland nach den Pariser Vorortverträgen von 1920 bis 1923 unter der Verwaltung Frankreichs stand: Im Auftrag des Völkerbundes waren Jean Gabriel Petisné als ziviler Kommissar und Dominique-Joseph Odry als militärischer Oberkommissar eingesetzt.

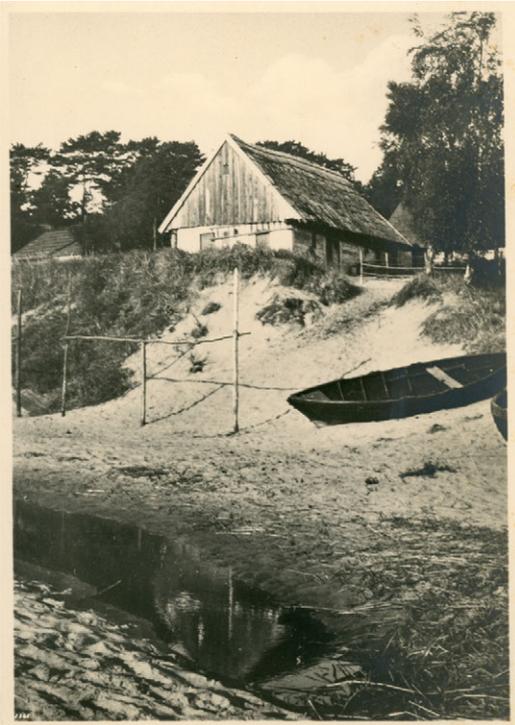


Abb. 1:
Altes Fischerhaus um
1900. Bild: Ostpreußisches
Landesmuseum Lüneburg.



Abb. 2: Fischer und Fischerhaus um 1900. Bild: Ostpreußisches
Landesmuseum Lüneburg.

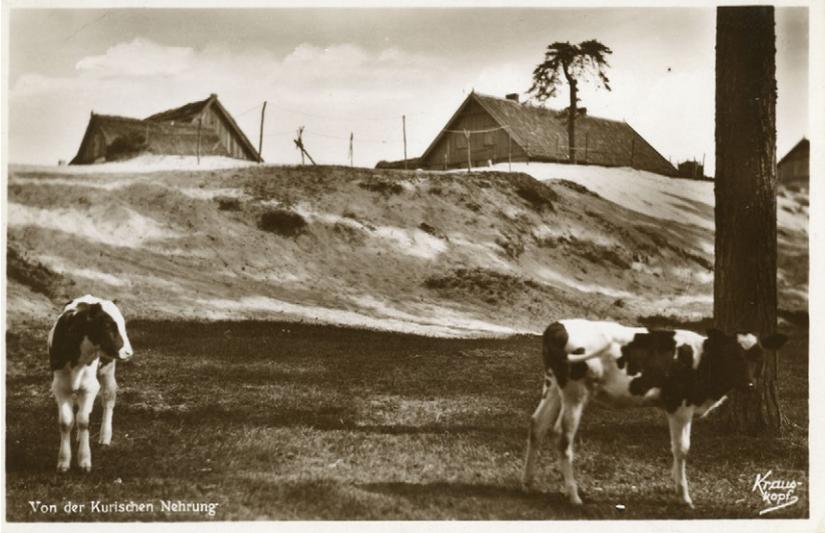


Abb. 3: Sanddünenverwehungen auf der Kurischen Nehrung um 1900.
Bild: Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg.



Abb. 4: Kurenkähne und Fischerhäuser um 1900. Bild: Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg.

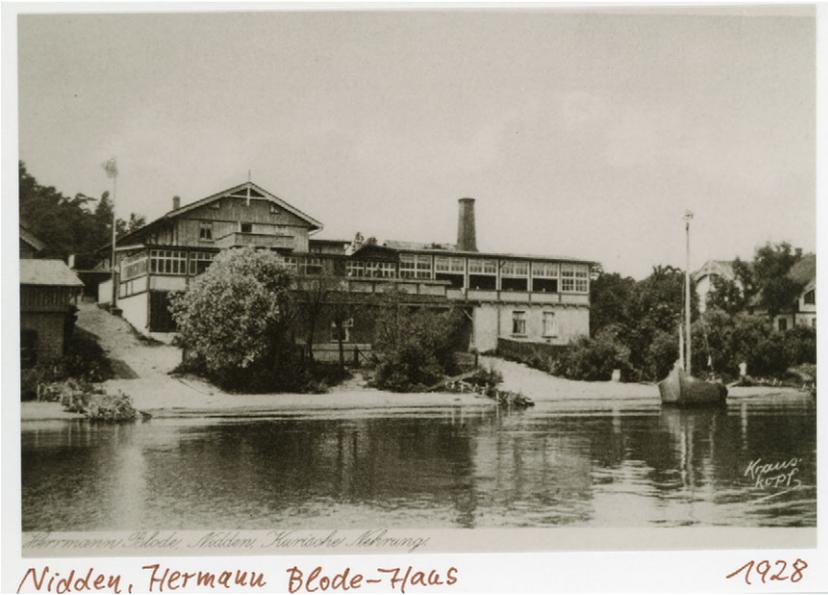


Abb. 5: Gasthof Blode in Nidden 1928. Bild: Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg.



Abb. 6: Fischerhaus in Nidden August 1939. Bild: Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg.



Abb. 7: Garten eines Fischerhauses 1938. Bild: Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg.



Abb. 8: Dorfszenerie der Gegenwart in Nida. Bild: Aušra Feser, 2018.



Abb. 9: Häuser in Nida heute. Bild: Aušra Feser, 2018.



Abb. 10: Hotel Blode heute. Bild: Aušra Feser, 2018.



Abb. 11: „Kurenwimpel“ vor dem Heimatmuseum in Nida. Bild: Aušra Feser, 2018.



Abb. 12: Neues Rathaus in Nida (erbaut 1976). Bild: Aušra Feser, 2018.



Abb. 13: Ferienhaus aus der Sowjetzeit in Neringa-Preila. Bild: Aušra Feser, 2018.



Abb. 14: Haus Birnstengel in Nida. Bild: Aušra Feser, 2018.



Abb. 15: Uferszenerie in Neringa-Pervalka. Bild: Aušra Feser, 2018.



Abb. 16: Ferienhäuser („Vasarnamis“) in Neringa-Purvin. Bild: Aušra Feser, 2018.

Literatur

- Arbušauskaitė 1993 = Arbušauskaitė, Arūnė: Demografische Veränderungen auf der Kurischen Nehrung nach 1945. In: Annaberger Annalen 1/93 (1993), S. 61–82.
- Bagdonavičius 2018 = Bagdonavičius, Vaclovas (Hrsg./Red.): Preußisch-Litauen: ein enzyklopädisches Handbuch. [Aus dem Litauischen übersetzt von Christiane Schiller/Manfred Klein]. Vilnius 2018.
- Barfod 2018 = Barfod, Jörn: Nidden. Künstlerkolonie auf der Kurischen Nehrung. 3., durchges. u. verb. Auflage, Fischerhude 2018.
- Barfod/Mähnert 2014 = Barfod, Jörn/Mähnert, Joachim (Hrsg.): Im Streit der Stile. Die Künstlerkolonie Nidden zwischen Impressionismus und Expressionismus [Ausstellungsbegleitband]. Lindenberg im Allgäu 2014.
- Baumhauer 2001 = Baumhauer, Joachim Friedrich: Hausforschung. In: Brednich, Rolf W. (Hrsg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3., überarb. u. erw. Auflage, Berlin 2001, S. 101–131.
- Bausinger 1993 = Bausinger, Hermann: Identität. In: Bausinger, Hermann/Korff, Gottfried/Jeggle, Utz/Scharfe, Martin: Grundzüge der Volkskunde. 3. Aufl., Darmstadt 1993, S. 204–263.
- Bausinger 1971 = Bausinger, Hermann: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Darmstadt 1971.
- Bausinger 1996 = Bausinger, Hermann: *Art. Lévy-Bruhl, Lucien*. In: EM, 8 (1996), Sp. 1002–1005.
- Bedal 1976 = Bedal, Konrad: Gefüge und Struktur. In: Zeitschrift für Volkskunde, 72 (1976), S. 161–176.
- Bedal 1993 = Bedal, Konrad: Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums des Bezirks Mittelfranken in Bad Windsheim; Bd. 18). Bad Windsheim 1993.
- Bezenberger 1889 = Bezenberger, Adalbert: Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner. In: Kirchhoff, Alfred (Hrsg.): Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Stuttgart 1889, S. 165–301.
- Boockmann 1995 = Boockmann, Hartmut: Deutsche Geschichte im Osten Europas: Ostpreußen und Westpreußen. 3. Aufl., Berlin, 1995.
- Bodemann 1983 = Bodemann, Ulrike: Folklorismus – Ein Modellentwurf. In: Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde, 28 (1983), S. 101–110.
- Böhme 1995 = Böhme, Gernot: Atmosphäre. Frankfurt a. M. 1995.
- Böhme 2001 = Böhme, Gernot: Ästhetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre. München 2001.
- Böhme 2002 = Böhme, Gernot: Was uns Landschaften bedeuten. In: Ders.: Die Natur vor uns. Naturphilosophie in pragmatischer Hinsicht. Kusterdingen 2002, S. 151–167.
- Bringéus 1990 = Bringéus, Arvid: Der Mensch als Kulturwesen. Würzburg 1990.
- Bubner 1994 = Bubner, Rüdiger: Die Idee der Wissenschaft unter heutigen Bedingungen. In: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte, Nr. 45, H. 2 (1994), S. 332–338.

- Buttolo 2016 = Buttolo, Susann: Wohnungsbau und Wohnen im Sozialismus. In: Eibach, Joachim/Schmidt-Voges, Inken (Hrsg.): Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch. Berlin 2015, S. 273–294.
- Dirgėla 2013 = Dirgėla, Tomas: Lietuvininkas Liudvikas Rėza – liuvių kultūros pagrindų kūrėjas URL: www.alkas.lt/2013/04/09/t-dirgela (Kopie v. 02. Sept. 2020).
- Dornfeldt/Seewald 2017 = Dornfeldt, Matthias/Seewald, Enrico: Hundert Jahre deutsch-litauische Beziehungen. Husum 2017.
- Eibach 2015 = Eibach, Joachim: Das Haus in der Moderne. In: Eibach, Joachim/Schmidt-Voges, Inken (Hrsg.): Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch. Berlin 2015, S. 19–37.
- Fuchs/Kosok 2020 = Fuchs, David/Kosok, Jan Peter: Materielles Kulturerbe auf der Kurischen Nehrung. Migration, Interpretation und Transformation. In: Meier, Thomas/Müller, Ulrich/Schenk, Winfried (Hrsg.): Exklusion/Inklusion – Transkulturalität im Raum (mit Beiträgen der Jahrestagung Kiel 2018). Bonn 2020, S. 225–243.
- Gebhard 1963 = Gebhard, Torsten (Hrsg.): IRO-Volkskunde Europäische Länder. München 1963.
- Göttisch-Elten 2018 = Göttisch-Elten, Silke: Atmosphären – Urbane und ländliche Räume als Sinneslandschaften. In: Alltag – Kultur – Wissenschaft. Beiträge zur Europäischen Ethnologie, 5. Jg. (2018), S. 9–30.
- Gössling/McCabe/Chen 2020 = Gössling, Stefan/McCabe, Scott/Chen, Chris: A socio-psychological conceptualisation of overtourism. In: Annals of Tourism Research, 84 (2020). [online: <https://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC7305059/>].
- Gyr 2001 = Gyr, Ueli: Tourismus: Tourismus und Tourismusforschung. In: Brednich, Rolf W. (Hrsg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3., überarb. u. erw. Auflage, Berlin 2001, S. 469–489.
- Hagemeister 2009 = Hagemeister, Michael: Der Neue Mensch. Projekte der frühen Sowjetzeit. In: Fuchs, John Andreas/Neumann, Michael (Hrsg.): Mythen Europas. Schlüsselfiguren der Imagination. Moderne. Regensburg 2009, S. 14–31.
- Hufnagel 2011 = Hufnagel, Erwin: Lebenswelt. In: Helmut Reinalter/Peter J. Brenner (Hrsg.): Lexikon der Geisteswissenschaften. Sachbegriffe – Disziplinen – Personen. Wien/Köln/Weimar 2011, S. 457–466.
- Kapeller 1991 = Kapeller, Kriemhild: Tourismus und Volkskultur. Folklorismus – Zur Warenästhetik der Volkskultur. Graz 1991.
- Kaschuba 2012 = Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie. 4., aktual. Aufl., München 2012.
- Kinder 2020 = Kinder, Sebastian: Migration, Interpretation und Transformation des materiellen Kulturerbes auf der Kurischen Nehrung in Russland und Litauen seit 1945. [Projektskizze, URL: <https://uni-tuebingen.de/fakultaeten/mathematisch-naturwissenschaftliche-fakultaet/fachbereiche/geowissenschaften/arbeitsgruppen/wirtschaftsgeographie>] Universität Tübingen 2020. (Papierausdruck 2021, S. 1–4 im Archiv Prosser-Schell, IVDE Freiburg).

- Kobaitė 2006 = Kobaitė, Ramunė: Wolfskinder: die verdrängte Erinnerung. In: Kurilo, Olga (Hrsg.): Der Zweite Weltkrieg im deutschen und russischen Gedächtnis. Berlin 2006, S. 321–327.
- Korff 1980 = Korff, Gottfried: Folklorismus und Regionalismus. Eine Skizze zum Problem der kulturellen Kompensation ökonomischer Rückständigkeit. In: Köstlin, Konrad/Bausinger, Hermann (Hrsg.): Heimat und Identität. Volkskunde-Kongreß Kiel 1979. Neumünster 1980, S. 39–52.
- Köstlin 1982 = Köstlin, Konrad: Folklorismus als Therapie? Volkskultur als Therapie? In: Hörandner, Edita/Lunzer, H.: (Hrsg.): Folklorismus. Vorträge der I. Internationalen Arbeitstagung des Vereins Volkskultur am Neusiedler See in Neusiedl/See 1978. Neusiedl 1982, S. 129–147.
- Köstlin 2011 = Köstlin, Konrad: Volkskunde/Europäische Ethnologie. In: Reinalter, Helmut/Brenner, Peter J. (Hrsg.): Lexikon der Geisteswissenschaften. Sachbegriffe – Disziplinen – Methoden. Wien/Köln/Weimar 2011, S. 1111–1118.
- Koschorke 2015 = Koschorke, Albrecht: Hegel und wir. Berlin 2015.
- Lamer 1927 = Lamer, Hans: Lotophagen. In: Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Bd. XIII, 2. Stuttgart 1927, Sp. 1507–1514.
- Lauterbach 2016 = Lauterbach, Burkhard: „Und so ist auch der Tourismus eine Art Migration“. Zur neueren Mobilitätenforschung in der volkskundlichen Kulturwissenschaft. In: Alltag – Kultur – Wissenschaft. Beiträge zur Europäischen Ethnologie, 3. Jg. (2016), S. 135–156.
- Lauterbach/Brednich 2014 = Lauterbach, Burkhard/Brednich, Rolf W.: Tourismus/ Tourismus und Erzählen. In: Brednich, Rolf W. (Hrsg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. 14. Bde., hier Bd. 14, Berlin 2014, Sp. 1835–1843.
- Löfgren 1999 = Löfgren, Orvar: On Holiday. A History of Vacationing. Berkeley/Los Angeles/London 1999.
- Mohrmann 2001 = Mohrmann, Ruth-Elisabeth: Wohnen und Wirtschaften. In: Brednich, Rolf W. (Hrsg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3., überarb. u. erw. Auflage, Berlin 2001, S. 133–153.
- Moser 1962 = Moser, Hans: Vom Folklorismus in unserer Zeit. In: Zeitschrift für Volkskunde, 58 (1962), S. 177–209.
- Nimtz-Wendlandt 1986 = Nimtz-Wendlandt, Wanda: Die Nehringer. Volkstum – Brauchtum – Volksglaube auf der Kurischen Nehrung (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde; Bd. 34). Marburg 1986.
- Oelkers 2011 = Oelkers, Jürgen: Bildung. In: Reinalter, Helmut/Brenner, Peter J. Lexikon der Geisteswissenschaften. Sachbegriffe – Disziplinen – Methoden. Wien/Köln/Weimar 2011, S. 72–79.
- Peesch 1961 = Peesch, Reinhard: Die Fischerkommünen auf Rügen und Hiddensee. Berlin 1961.
- Peleikis 2006 = Peleikis, Anja: Tourism and the making of Cultural Heritage. The case of Nida and the Curonian Spit. In: Šliužinskas, Rimnatas/Čiubrinskas, Vytis (Hrsg.): Defining region: Baltic area studies from sociocultural anthropology and interdisciplinary perspectives. Klaipėda 2006, S. 101–114.

- Pietsch 1982 = Pietsch, Richard: Fischerleben auf der Kurischen Nehrung. Dargestellt in kurischer und deutscher Sprache mit einer Einleitung von Friedrich Scholz. Bearb. v. Heinz Ischreyt. Berlin 1982.
- Plath 2011 = Plath, Ulrike: Sinneslandschaften. Die Bedeutung der Sinne bei der Beschreibung baltischer Landschaften und Kulturen (1750–1850). In: Lukas, Liina/Plath, Ulrike/Tüür, Kadri (Hrsg.): Umweltphilosophie und Landschaftsdenken im baltischen Kulturraum (= *collegium litterarum*; 24). Tallinn 2011, S. 74–110.
- Pluhařová-Grigienė 2017 = Pluhařová-Grigienė, Eva: Die Migration der Bilder. Das Memelgebiet in fotografisch illustrierten Büchern (1889–1991). Köln/Weimar/Wien 2017.
- Pölking 2013 = Pölking, Hermann: Das Memelland. Wo Deutschland einst zu Ende war. Ein historischer Reisebegleiter. Berlin 2013.
- Prosser-Schell 2020 = Prosser-Schell, Michael: Folklorisierung als Aspekt der Kultur der deutschen „Nationalen Minderheit“ in Ungarn. Eine Betrachtung mit Schwerpunkt auf der ruralen Architektur in der Zeitschrift ‚Deutscher Kalender‘ 1958–1983 und 1984–1988. In: Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas, 15. Jg., H.1 (2020), S. 35–48.
- Prosser-Schell 2018 = Prosser-Schell, Michael (Mitarbeit: Simon, András/Mód, László): *Orbán-napi borünnep* – das neue Urbanfest im revitalisierten Weinkellerdorf von Hajós/Ungarn in europäischer Perspektive. In: Schell, Csilla/Prosser-Schell, Michael/Pusztai, Bertalan (Hrsg.): Neue, „gefundene“ und revitalisierte Feste und Traditionen nach 1990 in Ungarn und Ostmitteleuropa. Münster 2018 (= Schriftenreihe des IVDE Freiburg, hrsg. v. Werner Mezger; Bd. 19), S. 39–75.
- Raškauskienė 2011 = Raškauskienė, Audronė: The Symbolism of Nature in Antanas Baranauskas’s „Anykščių šilelis“ (1882) and Romualdas Granauskas’s „Gyvenimas po klevu“ (1988). In: Lukas, Liina/Plath, Ulrike/Tüür, Kadri (Hrsg.): Umweltphilosophie und Landschaftsdenken im baltischen Kulturraum (= *collegium litterarum*; 24). Tallinn 2011, S. 312–321.
- Riemann 1964 = Riemann, Erhard: Rezension zu: Wanda Nimtz-Wendlandt: Erzählgut der Kurischen Nehrung. Ein Buch der Erinnerung. Marburg 1961. In: Zeitschrift für Ostforschung, 13, H. 3 (1964), S. 567–569.
- Rosengarten 2016 = Rosengarten, Ulrich: Litauen – Ein europäischer Staat zwischen Ost und West. Baden-Baden 2016.
- Sakson 2016 = Sakson, Andrzej: Von Memel bis Allenstein. Die heutigen Bewohner des ehemaligen Ostpreußens: Memelland, Kaliningrader Gebiet, Ermland und Masuren. 2 Bde., Frankfurt/M. 2016.
- Sarti 2015 = Sarti, Raffaella: Ländliche Hauslandschaften in Europa in einer Langzeitperspektive. In: Eibach, Joachim/Schmidt-Voges, Inken (Hrsg.): Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch. Berlin 2015, S. 175–194.
- Schmidt-Voges 2015 = Schmidt-Voges, Inken: Das Haus in der Vormoderne. In: Eibach, Joachim/Schmidt-Voges, Inken (Hrsg.): Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch. Berlin 2015, S. 1–18.
- Schnepel 2013 = Schnepel, Burkhard: Kulturerbe im Zeitalter des Massentourismus. Eine programmatische Einführung. In: Ders./Girke, Felix/Knoll, Eva-Maria (Hrsg.): Kultur all inclusive. Identität, Tradition und Kulturerbe im Zeitalter des Massentourismus. Bielefeld 2013, S. 21–43.

- Scholz 1982 = Scholz, Friedrich: Einleitung. In: Pietsch, Richard: Fischerleben auf der Kurischen Nehrung. Dargestellt in kurischer und deutscher Sprache mit einer Einleitung von Friedrich Scholz. Berlin 1982, S. 5–16.
- Sliužinskas/Čiubrinskas 2006 = Sliužinskas, Rimnatas/Čiubrinskas, Vytis (Hrsg.): Defining region: Baltic area studies from sociocultural anthropology and interdisciplinary perspectives. Klaipėda 2006.
- Spamer 1935 = Spamer, Adolf: Hausbau. In: Spamer, Adolf (Hrsg.): Die Deutsche Volkskunde. Zweiter Band (Bilderatlas). Leipzig/Berlin 1935, S. 381–427.
- Spatz 2016 = Spatz, Christopher: Ostpreußische Wolfskinder: Erfahrungsräume und Identitäten in der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Berlin 2016 (zugl. Univ. Diss. Humboldt Universität Berlin 2015).
- Stadtmüller 1963 = Stadtmüller, Georg: Sowjetunion. In: Gebhard, Torsten/Hanika, Josef (Hrsg.): IRO Volkskunde. Europäische Länder: Beharrung und Wandel der europäischen Volkskultur der Gegenwart. München 1963, S. 241–257.
- Strakauskaitė 2005 = Strakauskaitė, Nijolė: Klaipėda. Kuršių nerija. Karaliaučius. [Klaipėda. Kurische Nehrung. Königsberg.] Klaipėda 2005.
- Tauschek 2014 = Tauschek, Markus: Weltkulturerbe. In: Brednich, Rolf. W. (Hrsg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. 14. Bde., hier Bd. 14, Berlin 2014, Sp. 1858–1863.
- Teichert 2011 = Teichert, Dieter: Ästhetik/Ästhetizismus. In: Reinalter, Helmut/Brenner, Peter J. (Hrsg.): Lexikon der Geisteswissenschaften. Sachbegriffe – Disziplinen – Methoden. Wien/Köln/Weimar 2011, S. 14–21.
- Thienemann 1930 = Thienemann, Johannes: Rossitten. Drei Jahrzehnte auf der Kurischen Nehrung. Hier 3., verb. u. vermehrte Aufl., o. O. [Neudamm] 1930.
- Töchterle 2011 = Töchterle, Karlheinz: Antikenrezeption. In: Reinalter, Helmut/Brenner, Peter J. (Hrsg.): Lexikon der Geisteswissenschaften. Sachbegriffe – Disziplinen – Methoden. Wien/Köln/Weimar 2011, S. 9–14.
- Tolksdorf 1991 = Tolksdorf, Ulrich: Fischerei und Fischerkultur in Ostpreußen. o. O. [Hamburg] 1991.
- Wiedmann 2010 = Wiedmann, Franz: Hegel. 21. Aufl., Reinbek b. Hamburg 2010.
- Wichdorff 1919 = Wichdorff, Hans Heß von: Geologie der Kurischen Nehrung. Berlin 1919.
- Woede 1965 = Woede, Hans: Wimpel der Kurenkähne. Geschichte – Bedeutung – Brauchtum. Würzburg 1965.
- Wöhler 2011 = Wöhler, Karlheinz: Tourismuswissenschaft. In: Lexikon der Geisteswissenschaften. Sachbegriffe – Disziplinen – Methoden. Hrsg. v. Reinalter, Helmut/Brenner, Peter J. Wien/Köln/Weimar 2011, S. 1088–1094.

Autorinnen und Autoren

Maria Erb

Sprachwissenschaftlerin, habilitierte Universitätsdozentin am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität Budapest, Verantwortliche für die Studienfächer „Deutsch als Minderheitensprache“, seit 2007 Leiterin des Ungarndeutschen Forschungszentrums. Mitglied des Bildungsausschusses und der Vollversammlung der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen (ab 2019), Expertein der ungarndeutschen Ortslehrpfade in Feked und Tarian/Tarján (2018) sowie in Tscholnok/Csolnok (2019), Projektleiterin des Ungarndeutschen Landeslehrpfades in Baje/Baja (2020). Schwerpunkte der Forschungs- und Lehrtätigkeit: Dialektologie, Kontaktlinguistik, Namenkunde, Linguistic Landscape, Erinnerungskultur. Veröffentlichungen u. a.: Ungarndeutscher Sprachatlas. Südungarn (2008, 2012), (Mit-)Herausgeberin; Sprachgebrauch der Ungarndeutschen: Geschichte, Tendenzen, Perspektiven (2010); *Wenn das Fremde zum Eigenen wird*: Korpusbasierte Untersuchungen zu den ungarischen Lernwörtern der nachtürkischen deutschen Sprachinselmundarten (2012); Lehnwortgeografie am Beispiel des Ungarndeutschen Sprachatlases (2017); Name – nur „Schall und Rauch“ oder *Nomen est Omen?* Zu Vita und Werk von Valeria Koch (2012).

Aušra Feser

Kulturgeographin und Tourismusmanagerin, Direktorin des Nationalparks Kurische Nehrung/Litauen („Kuršių Nerijos Nacionalinis Parkas“). Studium an der Universität Vilnius. Zahlreiche Aktivitäten im Bereich „Volkskultur“ auf der Kurischen Nehrung. Betreuung des „Thomas-Mann-Hauses“ in Nida/Nidden. Zahlreiche Aktivitäten im Bereich „Volkskultur“ auf der Kurischen Nehrung und im „Kulturzentrum Nida“.

Michael Prosser-Schell

Volkskundler/Kulturanthropologe, Wissenschaftlicher Mitarbeiter des IVDE Freiburg. Studium der Volkskunde, Germanistik, Sprachwissenschaft, Neueren Geschichte und Mittelalterlichen Geschichte an den Universitäten Freiburg i. Br. und Würzburg. Promotion 1991, danach Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Volkskunde der Universität Regensburg. Habilitation 2002. Lehrtätigkeit an den Universitäten Regensburg, Würzburg, Bamberg und Nürnberg-Erlangen, seit 2004 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br., dort 2009 Ernennung zum Außerplanmäßigen Professor. Gastlehraufenthalte an der József Attila-Universität Szeged und der Eötvös-Loránd-Universität Budapest. Mitglied der Volkskundlichen Gesellschaft Ungarns

und *külföldi tag* der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Forschungsschwerpunkte in den Bereichen Migrationsforschung, Ritualforschung, Sachkulturforschung, religiöse Kultur. Veröffentlichungen u. a.: Spätmittelalterliche ländliche Rechtsaufzeichnungen am Oberrhein zwischen Gedächtniskultur und Schriftlichkeit (1991); Vom „dies sancti Urbani“ zum „Orbán-napi Borünnep“ in Hajós. Geschichte und Transformationen des Urbanfestes aus volkskundlicher Perspektive (2009); Heimatvertriebenen-Wallfahrten. Aspekte volkskundlicher Erforschung unter besonderer Berücksichtigung der Erzdiözese Freiburg und der Donauschwaben (2022); Das 1919 verschüttete Modell des multiethnischen Habsburgerstaates und dessen Entbergung nach 1989 für die Europäische Union (2021).

Irmgard Sedler

Ethnologin und Museologin, Vorsitzende des Trägervereins des Siebenbürgischen Museums Gundelsheim. Studium an der Babeş-Bolyai Universität, Abteilung Sibiu in Rumänien. Promotion im Bereich Identitäts- und Kulturmechanismen im multiethnischen Raum Siebenbürgens, sodann Oberkonservatorin und Abteilungsleiterin am Brukenthal-Nationalmuseum Sibiu/Hermannstadt. 1991 Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland, ab 1992 Abteilungsleiterin, dann Direktorin der Museen der Stadt Kornwestheim bis zum Ruhestand 2018. Forschungsschwerpunkte insbes. zu Identitätskonstruktionen im Spiegel der Materialkultur; des Weiteren zur Firmengeschichte von *Salamander* und zur zeitgenössischen Kunst in Deutschland. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte Siebenbürgens, u. a.: Zur Typologie bemalter Möbel in Siebenbürgen (1988); Die Landler in Siebenbürgen. Gruppenidentität im Spiegel der Kleidung (2004); Das „Spiel vom König und vom Tod“: Ars moriendi im siebenbürgischen Fastnachtsbrauchtum (2011); Noblesse & Raffinement. Der höfische Schuh im Barock und Rokoko (Tübingen 2019); „...skoro damoi!“ Hoffnung und Verzweiflung: Siebenbürger Sachsen in sowjetischen Arbeitslagern 1945–1949 (2020).

Jörg Stadelbauer

Kulturgeograph, Professor emeritus am Institut für Umweltsozialwissenschaften und Geographie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Lehrstuhlinhaber für Geographie und Landeskunde ebendort 1991–2009. Dissertation „Bahnbau und kulturgeographischer Wandel in Turkmenien“ (1972), Habilitation „Studien zur Agrargeographie Transkaukasiens“ (1979). Arbeits- und Untersuchungsschwerpunkte u. a. in der Kulturlandschaftsentwicklung ländlicher Räume Baden-Württembergs, in der Stadtgeographie, Studien zum Hochgebirgs-Tourismus und zu Konflikten nach der Auflösung der Sowjetunion, insbesondere in der Kaukasusregion. Mitherausgeber der

Kaukasienstudien – Caucasian Studies. Gremienarbeit u. a. in der *Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde* (Mitglied des Vorstands 1991–2001), im *Arbeitskreis Hochgebirge* in der *DGfG* (Co-Sprecher 2004–2019), im Leibniz-Institut für Länderkunde (Wissenschaftlicher Beirat 1999–2009) und im *Alemannischen Institut* (Wissenschaftlicher Beirat seit 1966). Zahlreiche Veröffentlichungen in diversen Formaten. Monographisch u. a.: „Die Nachfolgestaaten der Sowjetunion“ (Darmstadt 1996); „Kulturerdteil Russland“ (Stuttgart 2009, mit E. Cheauré); „Regionale Verankerung und weltweite Offenheit. Zur Geschichte des Faches Geographie an der Universität Freiburg i.Br.“ (Freiburg 2014).

Ágnes Tóth

Historikerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin des Forschungszentrums für Sozialwissenschaften in Budapest. Studium der Geschichte und ungarischen Literatur an der József Attila-Universität in Szeged. Habilitationsschrift: *A németországi kitelepítésből visszatért magyarországi németek megpróbáltatásainak emlékezte* (Budapest 2008). Berufliche Positionen zunächst als Bibliothekarin und als Archivarin, 1996 bis 2002 Direktorin des Komitatsarchivs Bács-Kiskun in Kecskemét. Seit 2002 am Institut für Minderheitenforschung in Budapest als stellvertretende Direktorin, 2010–2013 als Direktorin. 2015–2020 Leitung des Lehrstuhls für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Universität Pécs. Gremienarbeit u. a. am Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm (Wissenschaftlicher Beirat seit 2011) und in der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa e.V. (Mitglied des Vorstands seit 2014). Zahlreiche Publikationen zur Lage nationaler Minderheiten in Ungarn seit 1920, insbesondere zur Geschichte der Ungarndeutschen und den Zwangsmigrationen, u. a.: *Migrationen in Ungarn 1945–1948. Vertreibung der Ungarndeutschen, Binnenwanderungen und slowakisch-ungarischer Bevölkerungsaustausch* (2001); *Pártállam és nemzetiségek (1950–1973)* (2003); *National and Ethnic Minorities in Hungary, 1920–2001* (2005); *Rückkehr nach Ungarn 1946–1950. Erlebnisberichte ungarndeutscher Vertriebener* (2012); *Dokumentumok a magyarországi németek történetéhez 1944–1953./Quellen zur Geschichte der Deutschen in Ungarn 1944–1953* (2018).

